
BEIHEFTE ZUM ORBIS LINGUARUM



Neisse
Verlag

LINGUISTISCHE TREFFEN IN WROCLAW

Germanistische Linguistik im interdisziplinären Gefüge II

Herausgegeben von
Iwona Bartoszewicz • Joanna Szczek • Artur Tworek



Germanistische Linguistik
im interdisziplinären Gefüge II

Linguistische Treffen in Wrocław
vol. 7

Germanistische Linguistik im interdisziplinären Gefüge II

herausgegeben von
Iwona Bartoszewicz / Joanna Szczek / Artur Tworek



Neisse
Verlag

Wrocław – Dresden 2011

Beihefte zum ORBIS LINGUARUM

Herausgegeben von Edward Białek und Eugeniusz Tomiczek

Band 102

Germanistische Linguistik im interdisziplinären Gefüge II

Linguistische Treffen in Wrocław, vol. 7

Herausgegeben von

Iwona Bartoszewicz, Joanna Szczęk und Artur Tworek

Gutachter

Iwona Bartoszewicz

Artur Tworek

Umschlaggestaltung

Paulina Zielona

DTP-Gestaltung

Paweł Wójcik

Niniejsza publikacja ukazała się dzięki wsparciu finansowemu Rektora Uniwersytetu Wrocławskiego, Dziekana Wydziału Filologicznego i Dyrektora Instytutu Filologii Germańskiej

Dieses Werk ist durch den Rektor der Universität Wrocław, den Dekan der Philologischen Fakultät und den Direktor des Instituts für Germanische Philologie finanziell gefördert worden

© Copyright by Oficyna Wydawnicza ATUT – Wrocławskie Wydawnictwo Oświatowe
Wrocław – Dresden 2011

ISSN 1426-7241

ISBN 978-83-7432-684-1

ISBN 978-3-86276-031-2

Oficyna Wydawnicza ATUT – Wrocławskie Wydawnictwo Oświatowe
ul. Kościuszki 51a, 50-011 Wrocław, tel. +48 71 342 20 56, fax +48 71 341 32 04
e-mail: oficyna@atut.ig.pl, www.atut.ig.pl

Neisse Verlag, Neustädter Markt 10, 01097 Dresden,
Tel. 0351 810 7090, Fax 0351 810 7346,
www.neisseverlag.de, mail@neisseverlag.de

Inhalt

VORWORT	9
TEXTE.	11
MARTINE DALMAS	
Rhetorik: eine Friedensbrücke?.	13
PAWEŁ BAŁ	
Ist „tautologisch“ fehlerhaft, akzeptabel oder rhetorisch relevant?	23
ZOFIA CHŁOPEK	
Das multilinguale mentale Lexikon aus der Sicht der Psycholinguistik, der Neurolinguistik und des Konnektionismus.	33
STANISŁAW PRĘDOTA	
K.F.W. Wander und W. Mieder als Parömiographen	41
RENATA BUDZIAK	
Deutsch-polnische Phraseologie aus historischer Perspektive	51
MAREK BISZCZANIK	
Schreibsprachen mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Schlesiens zwischen ostmitteldeutschem Usus und lokalem Dialekt	59
RICHARD ROTHENHAGEN	
Orts- und Ortsbewohnerbezeichnungen in den ehemaligen deutschen Mundarten Mährens und Mährisch-Schlesiens	67
MAREK LASKOWSKI	
Interaktive Aspekte der Partikeln und Phraseologismen. Was ist erwartbar in der Interaktion Wut?	75
RENATA KOZIEŁ	
Konzeptualisierung der Intensität von negativen Emotionen dargestellt am Beispiel der verbalen Kollokatoren von <i>Ärger</i> , <i>Wut</i> und <i>Zorn</i>	83
EDYTA BŁACHUT	
Die Opposition Vollform – Kurzwort. Eine Wertabstufung? Ein Versuch zum pragmatisch-integrativen Beschreibungsansatz.	91
MAGDALENA ŻYŁKO-GROELE	
Antonyme, Polaritäten und Gegenüberstellungen in Dokumenten des Dritten Reichs über Musik	99

JOANNA SZCZEK	
Farben der Emotionen in der deutschen und polnischen Phraseologie (am lexikografischen Material)	105
ANNA URBAN	
Zur Bedeutungsverselbstständigung der Posener Phraseologismen	117
VĚRA HÖPPNEROVÁ	
Deutsch-tschechische Stolpersteine im Bereich der Fremdwörter	125
MICHAŁ SMUŁCZYŃSKI	
Valenzkontraste der Aspektpaare im Polnischen – Einführung in die Problematik.	131
TERESA MARIA WŁOSOWICZ	
Der Sprachverfall am Beispiel des Schwedischen als L4 polnischer Germanistikstudenten	137
MARCIN MACIEJEWSKI	
Intertextuelle Relationen in der Hypertextstruktur	145
PAWEŁ RYBSZLEGER	
Soziale Netzwerke als digitale Plattformen und multimediale (Hyper)texte mit intertextuellen Bezügen. Versuch einer textlinguistischen Begriffsbestimmung.	153
JANUSZ POCIASK	
Das Bild der Sprache. Zur typographischen Gestaltung der Sprache in Werbetexten	161
ROMAN OPIŁOWSKI	
Text- und Bildkulturen in der Kontakttextsorte „Cover“. Ein intra- und interkultureller Blick	171
SIBYLLE HALLIK	
Sprachberatung im Gesetzgebungsverfahren – aus der Arbeit des Redaktionsstabs Rechtssprache beim Bundesministerium der Justiz	181
ANTJE BAUMANN	
Geschlechtergerechtes Formulieren in Gesetzen – ein Plädoyer für Pragmatik	189
JÓZEF JAROSZ	
Deutschsprachige Gesetze über die eingetragene Partnerschaft aus der rechtsvergleichenden Perspektive	199
RAFAŁ SZUBERT	
Feste Wortverbindungen im Bereich des deutschen Strafgesetzbuches	209
SEBASTIAN KIRAGA	
Liturgische Textsorte(n)? Zum linguistischen Herangehen an den Gottesdienst und seine Teile	217

ELŻBIETA KUCHARSKA-DREISS	
Predigt als Inkulturation der Bibel	227
HANNA STYPA	
Ritualität im sakralen Bereich	237
JAN HAJDUK	
<i>Mors certa</i> . Zum sprachlichen Bild des Todes.	243
BERND G. BAUSKE	
Vorüberlegungen zu ex-zentrischen Koranübersetzungen	251

Vorwort

Der vorliegende Band VII, der am Institut für Germanische Philologie der Universität in Wrocław herausgegebenen Serie „Linguistische Treffen in Wrocław“ unter dem Titel „Germanistische Linguistik im interdisziplinären Gefüge II“, ist eine direkte Fortsetzung des mit der römischen Ziffer I im Titel bereits veröffentlichten Bandes VI der Serie. Auch diesmal werden also unterschiedliche Teilbereiche der Sprachwissenschaft aus interdisziplinärer Sicht betrachtet. Das thematische Spektrum der Texte – für die sich die Herausgeber des Bandes bei den Autoren herzlich bedanken möchten – umfasst unter anderen historische und moderne Lexikologie, Lexikographie und Phraseologie, Dialektologie, Fremdsprachendidaktik, Textlinguistik. Reichlich vertreten sind auch Jurislinguistik, Theolinguistik und Rhetorik sowie Psycho- und Soziolinguistik.

die Herausgeber

Texte

Rhetorik: eine Friedensbrücke?

1. Zur Fragestellung

Linguistik, eine relativ „junge“ Wissenschaft, ist kein Waisenkind, und die Verwandtschaft mit ihren Nachbardisziplinen, aus denen sie zum Teil auch entstanden ist, ist bis heute nicht wegzudenken. In dieser Hinsicht ergibt sich die Perspektive, die ich gewählt habe, weitgehend aus dem „Stand der Dinge“. Mit Rhetorik als Ausgangs- und Mittelpunkt meiner Ausführungen möchte ich außerdem der Organisatorin der Tagung, Professorin Iwona Bartoszewicz, besonders entgegenkommen. Ich selber komme aus einem Land, wo Interdisziplinarität in der universitären Ausbildung erst wieder entdeckt wird, wo aber andererseits eine lange rhetorische Tradition eindeutige Spuren hinterlassen hat.

Rhetorik war in der Antike eine umfassende Wissenschaft, d.h. sie war von Anfang an in einem gewissen Sinne dadurch **interdisziplinär**, dass sie mehrere Bereiche umfasste. Komischerweise ist nun Rhetorik im so genannten Zeitalter der Kommunikation in der Öffentlichkeit in Verruf geraten und als Wissenschaft ist sie so zerstückelt worden, dass ihre Konturen mittlerweile ziemlich verschwommen sind.

Einer der Schlüsselbegriffe meiner Ausführungen ist der Begriff **Distanz**. Ich werde auch zum Schluss meiner Ausführungen eine entsprechende Definition der Rhetorik vorschlagen. Vorerst verweise ich aber noch auf andere Formen der Distanz, die uns hier interessieren und in manchen Fällen als richtige „Kluft“ zu bezeichnen wären; Distanz ...

- zwischen Sprach- und Literaturwissenschaft (zumindest in einigen Ländern...),
- zwischen Reden und Dichten (d.h. zwischen Rhetorik und Poetik),
- zwischen Rhetorik und Stilistik,
- zwischen Rhetorik und Sprecherziehung,
- zwischen Rhetorik und Sprachwissenschaft,
- zwischen Sprachwissenschaft und Kommunikationswissenschaft.

Ich kann in diesem engen Rahmen natürlich nicht auf alle diese Bereiche eingehen, zumal sich die hier aufgezählten Gegensätze aus Prozessen ergeben, die erst historisch verfolgt und beschrieben werden müssten. Die hier erwähnten Gegensätze sollen vielmehr ein erster Hinweis auf den unbequemen Platz der Rhetorik sein.

Mir geht es hier natürlich nicht um die Rehabilitation der Rhetorik als globalisierender Wissenschaft (wie sie es in der Antike war), sondern mir geht es um ihre Stellung, um ihren Standort bzw. die Standorte (= eigentlich meistens Nischen ...), die sie seit dem 20. Jahrhundert durch ihre sog. „Wiederkehr“ wieder (oder neu?) besetzt. Vor dem Hintergrund der gerade erwähnten Klüfte und Divergenzen möchte ich hier von der Öffnung der Sprachwissenschaft als Textwissenschaft (mit dem Gewinn der modernen Rhetorik und der Stilforschung) ausgehen und für eine integrierte Linguistik plädieren, die kommunikationsrelevante – d.h. letztendlich rhetorische – Aspekte der Textproduktion und -rezeption mit einbezieht. Vorher ist aber ein kleiner Exkurs zum Stand und Gegenstand der Rhetorik heute notwendig.

2. Stand und Gegenstand der Rhetorik

Rhetorik definiert sich traditionell als **ars bene dicendi** und als **ars persuadendi**; sie ist von Anfang an beides, d.h. sie ist die Kunst, gut **und** wirkungsvoll zu reden. Das Wort „Rhetorik“ weckt aber heute in seinem umgangssprachlichen Gebrauch oft negative Assoziationen und sorgt für ihren schlechten Ruf. Als „bloße Rhetorik“ wird sie zu Schönrederei, Heuchelei oder gar Manipulation oder verbaler Täuschung bzw. „demagogischem Wortzauber“ degradiert. Ein kurzer Blick in das online Corpus „Deutscher Wortschatz“ (Uni Leipzig) gibt als häufigste adjektivische Partner (Reihenfolge nach Frequenz) folgende an: *aggressiv, politisch, bloß, nationalistisch, martialisch, brilliant, kriegerisch, selbstgefällig, scharf, antisemitisch, antiisraelisch, feurig* usw. Auch in der Kookkurrenzen-Datenbank von Belica (CCDB, IDS/Mannheim¹) finden sich als relevante Begleiter folgende Adjektive: *nationalistisch, bloß, martialisch, aggressiv, brilliant, populistisch, kriegerisch, scharf, antiamerikanisch, antiwestlich, revolutionär, barock, antik, kämpferisch, hohl* usw. In beiden Fällen bestehen die Corpora aus Presstexten, d.h. nicht-wissenschaftlichen Texten, die den alltäglichen Sprachgebrauch wiedergeben.²

Der „Sturz einer Königin“

Traditionell gehörte jedoch die Rhetorik zu den sieben freien Künsten und hatte – neben Grammatik und Dialektik – eine grundlegende Bedeutung. „grundlegend“ bedeutet hier, dass es damit um die drei sprachlichen Fächer ging, die an den hochmittelalterlichen Universitäten das Grundstudium bildeten (= das so genannte Trivium). Quintilian

¹ Vgl. <http://www.ids-mannheim.de/kl/> und <http://corpora.ids-mannheim.de/ccdb/>.

² Ein Beispiel aus dem – besorgniserregenden – politischen Leben in Frankreich zum Zeitpunkt der Tagung: In einer Presseschau am 14. September 2010 wurde im Radio von der „stereotypen und diskriminierenden Rhetorik der Medien“ gegen die Roma gesprochen. Die beiden Attribute (*stereotyp* und *diskriminierend*) verweisen auf die negative Funktion einer verfestigten Sprache in den Medien, „Rhetorik“ genannt – die als Träger von Bewertungen und manipulierend betrachtet wird.

hat bekanntlich die Rhetorik zur „Königin der freien Künste und Wissenschaften“ gemacht, und sein umfangreiches Lehrbuch zur Rhetorik (*Institutio oratoria*) wurde zum europäischen Standardwerk.

Es kam aber später zu einer gewissen Einengung, zu einer Reduzierung – die durch eine terminologische Veränderung sichtbar wurde: Durch die Nationalisierung der lateinsprachigen Rhetorik wurde sie nämlich zur **Beredsamkeit/Eloquenz**. Rhetorik wurde später oft gleichgestellt mit politischer Beredsamkeit und – wie oben schon gesagt – bis heute in der Alltagssprache meist als dubiose Redekunst betrachtet.

Wissenschaftlich erfährt aber die Rhetorik seit Mitte des 20. Jahrhunderts einen Aufschwung sondergleichen. Diese Wiederkehr ist allerdings nicht die Rückkehr der „alten“ Rhetorik als Disziplin bzw. als Lehrfach und Lehrstoff, sondern etwas anderes, was eigentlich viel spannender ist! Und hier ist genau der Punkt, der mich hier interessiert und wo ich gern eine Lanze brechen und eine Brücke schlagen möchte.

Kopperschmidt schreibt im HSK-Band zur „Rhetorik und Stilistik“: „[...] Wieder entdeckt wurde vielmehr Rhetorik im Sinne eines spezifischen **Frageinteresses**. Dieses Frageinteresse zielt auf die Rekonstruktion der multifaktoriellen Bedingungen überzeugungskräftiger Rede sowie auf die Klärung der soziokommunikativen Funktionen, die eine um Zustimmung werbende Rede in Abhängigkeit von der jeweiligen Gesellschaftsformation pragmatisch spielt und in entsprechend differenzierten Redeformen implementiert. Wieder entdeckt wurde zugleich mit diesem rhetorischen Frageinteresse eine von ihm angestoßene und über 2000 Jahre dauernde **Reflexionstradition**, die ein imponierendes sprach- bzw. redebezogenes **Reflexionspotential** angesammelt (vgl. bes. Figurenlehre und Topik) und für historische wie systematische Fragestellungen bereitgestellt hatte [...]“ (2009:147). Die Rückkehr der Rhetorik geht also einher mit der Wiederentdeckung ihrer Wirkungsgeschichte; denn ihr so genannter „Niedergang“ oder gar „Tod“ – wie es manchmal geheißen hat (der Tiefpunkt wurde etwa Anfang des 18. Jhdts erreicht) – ist eher ein „Vergessen“, und dieses Vergessen verlief parallel zur Entwicklung anderer Disziplinen. Das heißt, ihr Vergessen hängt zusammen mit einem gewissen „unsichtbar-Werden“, und sie wurde vergessen (oder: sie ist „verschollen“, wie es Ueding/Steinbrink 1994 formulieren), weil sie als selbstständige Disziplin nicht mehr erkennbar war. Deshalb ist ihre Rückkehr als eine Wiederentdeckung aufzufassen, und zwar eine Wiederentdeckung ihres Potentials, ihres Funktionspotentials.

Das Aufgehen der Rhetorik in andere Disziplinen kann hier kurz durch zwei Beispiele veranschaulicht werden: Die Trennung von Rhetorik und Stilistik führt einerseits zur Verselbstständigung der **rhetorica utens**, während andererseits die theoretischen und systematischen Aspekte eher in die Poetik und Ästhetik übergehen. Das zweite Beispiel betrifft den Begriff der „Kritik“ (im Sinne von Literaturkritik), der sich aus der Rhetorik entwickelt hat, genauer gesagt aus der rhetorischen Beurteilungskunst (**iudicium** als ‚Beurteilung‘ und ‚Prüfung‘). Wirft man heute einen Blick in die beiden

HSK-Bände „Rhetorik und Stilistik“ (2009), so gewinnt man sofort einen Einblick in die verschiedenen Bereiche, die mit Rhetorik zu tun haben, d.h. die von ihrer Präsenz und/aber gleichzeitig von ihrer Zerstückelung zeugen: Es sind einerseits die zwei großen Bereiche der Literaturwissenschaft (Curtius, Lausberg) und der Philosophie (die auf Nietzsche zurückgeht, vgl. seine Vorlesung in Basel 1872 „Die Sprache ist Rhetorik“; zu nennen ist hier auch Heidegger mit der Rhetorizität der Sprache bzw. der Rhetorizität unseres Weltbezugs). Weitere Teilbereiche oder Sektoren sind rede-theoretisch interessiert; man spricht von politischer Rhetorik, juristischer Rhetorik, geistlicher Rhetorik und didaktischer Rhetorik. Darüber hinaus muss hier noch die „populäre“ Rhetorik erwähnt werden, die überall sichtbar ist – jedoch nicht immer als solche wahrgenommen wird (es sei denn negativ, vgl. Fußnote 2). Sie ist in den Massenmedien (einschließlich des Internets) und der Werbung (durch Techniken des Überzeugens und Überredens) angesiedelt. Als „medienspezifische Rhetorik“ stützt sie sich wohlgerne nicht nur auf das Sprachmaterial, sondern benutzt andere Mittel wie u.a. Körper, Bild und Ton. Sie ist heute oft Gegenstand von linguistischen bzw. kommunikationswissenschaftlichen Untersuchungen. Interessanterweise verweist Kopperschmidt in dem erwähnten Beitrag darauf, dass weder die Klassische Philologie noch die Sprechwissenschaft an der Wiederkehr der Rhetorik in Deutschland Anteil hatten. Auf die Gründe dafür einzugehen würde hier allerdings den Rahmen dieses kurzen Beitrags sprengen.

Dieses multi- und transdisziplinäre Interesse an der Rhetorik scheint mir deswegen sehr wichtig für die Perspektive dieser Tagung, weil es hier weniger um eine Wiedergeburt des Fachs und um die Anwendung der Rhetorik geht (die ohnehin eine angewandte Wissenschaft ist) als um die Behauptung des rhetorischen Moments in den erwähnten Bereichen. Es handelt sich nämlich um Bereiche (Politik, Recht, Religion, Didaktik, Medien/Werbung usw.), in denen Sprache als Medium eine grundlegende Funktion anerkannt werden muss und die ohne eine wirkungsbezogene Sprachauffassung kaum auskommen können. Nach der großen Schleife durch die Geschichte sind wir wieder bei der Linguistik angelangt ... Ich werde im Folgenden auf einige Aspekte eingehen, die einerseits eine Brücke durch die Jahrhunderte schlagen und andererseits konkret die Relevanz einer rhetorischen Herangehensweise an bestimmte diskursive Phänomene unterstreichen soll.

3. Distanz

Gegenstand der Rhetorik ist nach dem französischen Philosophen Michel Meyer (einem der führenden Theoretiker der „neuen Rhetorik“ in Frankreich), „la négociation de la distance entre des hommes à propos d’une question, d’un problème“ (1993:22)³. Zwar

³ Auf Deutsch etwa: ‚das Verhandeln über die Distanz zwischen Menschen bezüglich einer Frage/Fragestellung, eines Problems‘.

haben wir es hier mit der Definition eines Philosophen zu tun, aber interessant ist die Triade: Menschen (als Kommunikanten), questio/Problem (= das, worum es geht), Verhandlung (Kommunikation/Interaktion). Außerdem ist in dieser Definition auch das Wort „Distanz“ sehr wichtig, das darauf verweist, was die Kommunikanten in ihrem jeweiligen Standpunkt trennt. Die **Überwindung/Überbrückung** der Distanz erfolgt durch Sprache. Führt sie zur **Überzeugung**, hat man es mit der Funktion der Rhetorik als ars persuadendi zu tun; aber die Rhetorik ist mehr als bloße Argumentation und die gewählten (sprachlichen) Mittel gehören zur anderen Funktion der Rhetorik als ars bene dicendi. Und hier möchte ich nochmals auf den Begriff „Distanz“ zurückgreifen, um auf ein diskursives Verfahren der „Rede-Distanzierung“ einzugehen, bei dem das rhetorische Moment sehr wichtig ist, in der Regel jedoch verkannt wird.

Befassen wir uns zunächst mit der Triade, bevor ich abschließend durch einige Betrachtungen zu einer besonderen diskursiven Figur auf das rhetorische Moment zurückkomme.

3.1. „Triade“

Die oben erwähnte Triade erinnert gleich an das „pragmatische“ Dreieck, das die Benutzer der Sprache (Emittent und Rezipient) mit einbezieht. Die „Triade“ deckt sich aber zum Teil auch mit anderen Dreier-Konstellationen. Ich zeige hier das Schema von Meyer (1993:23), der drei verschiedene Theorien aus drei verschiedenen Perspektiven nebeneinander stellt und damit eine interessante Brücke durch die Jahrhunderte und Perspektiven schlägt.

	Einer	questio (= das, worum es geht)	der Andere
JAKOBSON	Emittent	Nachricht	Rezipient
BÜHLER	Ausdruck	Darstellung	Appell
AUSTIN	illokutiv	lokutiv	perlokutiv
ARISTOTELES	Ethos	Logos	Pathos

Zwar schlägt sich das Rhetorische konkret in der mittleren Spalte nieder (d.h. im Text/ im sprachlichen Material) und lässt sich dort beobachten und verfolgen, aber wie die drei Seiten eines Dreiecks, die zusammenhängen und ständig in Berührung miteinander sind, lassen sich die drei Spalten nicht ganz trennen. Mit anderen Worten: Die Nachricht, das Mitgeteilte, wird vom Emittenten mit Bezug auf den Rezipienten bzw. Adressaten gestaltet.

3.2. Steigerung des Ausdrucks

Eines der Mittel, zu dem ein Sprecher greift, um seiner Rede „Ausdruck“, „Expressivität“ (s. linke Spalte) zu verleihen, sind die berühmten Redefiguren, auch „rhetorische

Figuren“ genannt (wohl aufgrund ihrer Wirksamkeit – diesmal auf der Seite des Rezipienten). Eine Figur kann eine verstellte Form sein, bei der der ursprüngliche Sinn umgewandelt wird (so die Metapher). Auch die Ironie wurde lange zu den Figuren gerechnet, bis sie als **mention** (distanziertes Zitat) und dann als Mittel der Bewertung (= Verstoß gegen Normen, vgl. Kaufer 1983) beschrieben wurde. Metaphern haben inzwischen in der Lexikologie den gebührenden Platz gefunden (insbesondere durch die Idiomforschung); und die kognitive Herangehensweise an Metaphernmodelle hat zu einer differenzierteren Beschreibung ihrer Anwendung in bestimmten Diskurstypen und Themenbereichen geführt (vgl. u.a. Baranov/Dobrovolskij 2003). Aus Platzgründen kann ich hier auf diese beiden Aspekte nicht näher eingehen, ich habe sie nur deswegen erwähnt, weil sie sehr gut zeigen, wie sich eine „uralte“ Fragestellung entwickeln kann und in eine andere, „neue“ Disziplin übergeht. Die Richtung kann aber auch umgekehrt sein. Ich möchte dies abschließend durch ein Phänomen zeigen, das traditionell mit den morphosyntaktischen Mitteln der Grammatik ausführlich beschrieben wurde: die Redewiedergabe. Es gibt – vor allem im mündlichen/spontanen Sprachgebrauch – Formen der Redewiedergabe, die sich aus einer anderen Perspektive, nämlich aus einer rhetorischen, viel besser erklären und beschreiben lassen.

3.3. Der „rhetorische Hut“

Da eine wortgetreue Wiedergabe einer fremden (oder gar eigenen) Äußerung in vielen Fällen aus kognitiven Gründen (begrenzte Speicherkapazität des Gedächtnisses!) unmöglich ist, in anderen Fällen die Suche nach der Originaläußerung eine vergebliche Suche ist und da es oft gar keine Originaläußerung gegeben haben kann, ist jede Form der Redewiedergabe als Mittel für den Sprecher zu betrachten, um seinen Redegegenstand **evident**, d.h. ‚anschaulich‘/ ‚augenscheinlich‘ zu machen (vgl. bei Quintilian das Verfahren der *evidentia* als ‚Augenscheinlichkeit‘).

Darüber hinaus enthält bei direkter Rede eine solche inszenierte Rede, die eine „konstruierte“ ist, zwangsläufig eine Bewertung des „zitierten“ Sprechers oder zumindest seiner „Worte“. Untersuchungen von Corpora (vor allem Corpora spontan gesprochener Sprache) haben gezeigt, dass die diskursive Funktion der Redewiedergabe auf einer Achse beschrieben werden kann, die als rhetorische Achse bezeichnet wird und deren beide Enden für die beiden Pole der **Evidentialität** und der **Figurativität** stehen⁴. Bei der Figurativität geht – wie bei den Stilfiguren allgemein – um das ‚Anschaulichmachen‘. Bei der Evidentialität geht es hingegen um Informationsvermittlung mit Quellenangabe oder um das Beweisen. Eine solche Beschreibung der rhetorischen Dimension der Redewiedergabe hat den Vorteil einer globalen Erklärung für alle Formen, auch Formen der Wiedergabe von fingierter Rede, seien sie auch noch so bruchstückhaft wie etwa in den folgenden Beispielen:

⁴ Vgl. Aufray 2010.

- (1) *ähh jaa_ und denn sacht schabowski + ja + könn/könn jederzeit ähh einreisen^ oder ausreisen^ + man kann also rüberfahrn_ + so >> irgendwie so ähnlich_>> (h) also jenfalls schien mir_ daß die mauer praktisch dann geöffnet war_ + also + ich gleich zu unsern nachbarn rüber jeklingelt^ (BW004)⁵.*
- (2) *W : und da hab ich mir gedacht méin gott also da rübertrampeln dat kannst du immer noch, eh der erste mußt du nich sein; bissel in ruhe (BW027).*
- (3) *W : später als sich det nachher alles n bißchen entkrampfte, bin ich nochmehr nach westberlin laufen gegangen. hab mir die kírchen angeguckt; bin + in die hinterhöfe gekrochen. [i: ja.] hab gedacht mein gott die reden alle wie marode das bei uns is; nu kiek dir doch mal dit scheißwestberlin an, wie dis DA erstmal aussieht. genau nich anders. oder hier die kréuzberger gegend (BW027).*

Solche Formen (und viele andere noch) gehören zur szenischen Erweiterung der Rede, die mit der klassischen **imitatio** zu tun hat. Sie sind ein beliebter Faktor der Lebendigkeit der Rede, aber dienen auch zur Glaubhaftmachung oder sind – bei Unterhaltungsshows – ein Mittel der Komik, oder sie dienen – im ironischen Diskurs – zur negativen Bewertung und zur Widerlegung (**refutatio**) der inszenierten Äußerung/des inszenierten Standpunkts. Das, worauf ich gerade hingewiesen habe, ist nichts Neues; neu ist eher der Blick, der es ermöglicht, mehrere Formen und Funktionen unter einen Hut – den rhetorischen – zu bringen.

4. Vorläufiges Schlusswort

Die Aspekte und Bereiche, die ich in diesem kurzen Beitrag erwähnt habe, zeigen einerseits die Rhetorizität der Sprache und verweisen andererseits auf die Relevanz des Rhetorischen für die linguistische und textlinguistische Beschreibung. Unter den Klüften, die ich anfangs genannt habe, war die zwischen Literatur- und Sprachwissenschaft wohl die größte. Nun meinte Leo Spitzer 1928 in seinen „Stilstudien“, die Stilforschung bilde „die gangbarste Brücke zwischen Sprach- und Literaturwissenschaft“. Fast hundert Jahre später hat sich wenig geändert, aber einiges hat sich durch die Entwicklung der Linguistik und dann der Textlinguistik sichtlich verschoben.

Stilistik und Textlinguistik haben einen gemeinsamen Gegenstand: den Text, und als Teildisziplinen der Linguistik tragen beide zur Annäherung von Sprach- und Literaturwissenschaft bei. Die beiden Disziplinen sind sich auch im Laufe der letzten 40 Jahre immer näher gekommen, jedenfalls in der Germanistik. Dennoch: „Während die Beziehung zwischen Stilistik und Textlinguistik als eng und komplementär wahrgenommen wird, ist dies zwischen Textlinguistik und Rhetorik in der Weise nicht auszumachen. Trotz

⁵ Die Beispiele (1) - (3) sind dem Mannheimer „Wende-Korpus“ entnommen.

vielfältiger Beziehungen zwischen Rhetorik, Stilistik und Textlinguistik steht die moderne Rhetorik in engerer Beziehung zur Kommunikationswissenschaft, indem sie Aspekte der Kommunikationssituation spezifisch ausbaut, nach der Wirkungsmächtigkeit verbaler und nonverbaler Mittel fragt und als angewandte sprachverwendungsorientierte Disziplin ihre Aufmerksamkeit auf die Auswirkungen in Texten sowie auf Menschenführung und Verhalten (vgl. Kalverkämper 2000:8) richtet. Heutige Aktionsbereiche der Rhetorik sind u.a. in der Politik, Werbung, Rhetorik-Ratgebung für die Wirtschaft oder in der Poetik auszumachen“ (Gansel 2009:1909).

5. Fazit

Nach ihrem „Pseudo-Tod“ war die Wiederentdeckung der Rhetorik eine Wiederentdeckung „von außen“ (wie es Kopperschmidt in dem schon zitierten Aufsatz betont hat), sie erfolgte aber wiederum durch die einzelnen Disziplinen (Germanistik, Romanistik, Philosophie, Linguistik, usw.) in unterschiedlichem Maße. Behauptet hat sich Rhetorik heute eindeutig im Fachbereich der Sprechwissenschaft, wo sie sich als Rhetorik des gesprochenen Wortes, kommunikativ effizient als „Gesprächsrhetorik“ versteht. Ein eindeutiges Zeichen dafür, dass sie lebt und dass manche Klüfte zu überwinden sind. Auch wenn die Wiederentdeckung der Rhetorik disziplinär gesteuert wurde und immer noch wird, ihre Zukunft dürfte sich vor allem interdisziplinär gestalten, über interdisziplinäre Forschungsansätze. Dies ist ohne eine Öffnung der einzelnen Fächer – d.h. ohne die Überwindung mancher Klüfte – nicht realisierbar.

Zitierte Literatur

- AUFRAY A., 2010, *weil da so "ja: kommen Sie mal morgen"*. Étude syntaxique et discursive du discours rapporté en allemand oral contemporain (Dissertation), Paris-Sorbonne.
- BARANOV A. / DOBROVOL'SKIJ D., 2003, Metaphern im deutschen und russischen öffentlichen Diskurs, in: *Das Wort*, S. 11-44 (<http://www.daad.ru/wort/wort2003/Baranov.Druck.pdf>).
- BELICA C., 2001ff., Kookkurrenzdatenbank CCDB. Eine korpuslinguistische Denk- und Experimentierplattform für die Erforschung und theoretische Begründung von systemisch-strukturellen Eigenschaften von Kohäsionsrelationen zwischen den Konstituenten des Sprachgebrauchs. © Institut für Deutsche Sprache, Mannheim.
- FIX U. / GARDT A. / KNAPE J. (Hg.), 2009, *Rhetorik und Stilistik / Rhetoric and Stylistics*. Ein internationales Handbuch historischer und systematischer Forschung / An International Handbook of Historical and Systematic Research. Halbband 2, Berlin/New York.
- GANSEL C., 2009, *Rhetorik und Stilistik in text- und Gesprächslinguistik*, in: Fix U./Gardt A./Knape J. (Hg.), *Rhetorik und Stilistik/Rhetoric and Stylistics*. Ein internationales Handbuch historischer und systematischer Forschung/An International Handbook of Historical and Systematic Research. Halbband 2, Berlin/New York, S. 1907-1921.
- KALVERKÄMPER H., 2000, *Vorläufer der Textlinguistik: die Rhetorik*, in: Brinker K./Antos G./Heinemann W./Sager S.F. (Hg.), *Text- und Gesprächslinguistik*. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. Halbband 1, Berlin/New York, S. 1-17.

-
- KAUFER D., 1983, Irony, Interpretive Form, and the Theory of Meaning, in: *Poetics Today* 4/3. The Ironic Discourse, S. 451-464.
- KOPPERSCHMIDT J., 2009, Rhetorik der deutschsprachigen Länder: vom Beginn des 20. Jahrhunderts bis zur Gegenwart, in: : Fix U./Gardt A./Knape J. (Hg.), *Rhetorik und Stilistik/ Rhetoric and Stylistics. Ein internationales Handbuch historischer und systematischer Forschung/An International Handbook of Historical and Systematic Research*. Halbband 1, Berlin/New York, S. 146-164.
- MEYER M., 1993, *Questions de rhétorique. Langage, raison et séduction*, Paris.
- UEDING G. / STEINBRINK B., ³1994, *Grundriß der Rhetorik. Geschichte – Technik – Methode*, Suttgart/Weimar.

Ist „tautologisch“ fehlerhaft, akzeptabel oder rhetorisch relevant?

In der Sprache können vielerlei Erscheinungen festgestellt werden, deren Betrachtung nicht selten die Blickrichtung über die Grenzen einer systematischen Erfassung der sprachlichen Charakteristika hinaus erfordert und beim Rechercheur pragmatische Flexibilität und Behutsamkeit beansprucht. Dies gilt insbesondere für problematische oder bisher nicht erörterte Phänomene. Die sich immer schneller verändernde Welt, neue soziale und verbale Verhaltensformen, der Wandel der medialen Wirklichkeit und oft überraschende Ausdrucksformen scheinen in ihrer Entfaltung dazu geführt zu haben, dass sich der moderne Sprachbenutzer in dieser Vielfalt nur mit Mühe zurechtfindet.

Sprachlogische Fehler, d.h. Unzulänglichkeiten in der Argumentationslogik, wurden – wie Iwona Bartoszewicz (vgl. 2008:144-146) zeigt – schon in der Antike als Bestandteil des sprachlichen Handelns der Menschen registriert. Bei der Betrachtung mancher grammatischer Veränderungen¹ heutzutage kann man eine zunehmende Tendenz zur Akzeptanz verschiedener Neuerungen feststellen, von denen früher nicht die Rede sein konnte. Ausdrucksmittel, die einst als inakzeptabel galten, werden im Rahmen von sprachkünstlerisch-experimentellen Grenzüberschreitungen zu legitimen stilistischen Merkmalen der Ausdrucksweise, die weiterhin bald im allgemeinen Sprachgebrauch festzustellen sind.² Dabei drängt sich die Frage nach der Akzeptabilität von sprachlichen Äußerungen auf, die keinesfalls eine Frage danach ist, ob eine Äußerung an sich richtig oder fehlerhaft ist. Der einschlägigen Literatur zufolge (vgl. Cirko 2009) kommt es dabei vielmehr auf die Akzeptanz an, die der Empfänger der Mitteilung entgegenbringt. Vom Rezipienten wird eingeschätzt, in welchem Grade die Informativität sowie grammatische und stilistische Form der versprachlichten Botschaft angemessen sind (vgl. Cirko 2009:263-269).³

¹ Dies kann man beispielsweise in Bezug auf die Wortfolge nach *weil* sagen. Zur Rechtfertigung der in der Rede populären Voranstellung des finiten Verbs vgl. in „Duden – Richtiges und gutes Deutsch“ (2007).

² Zu Experimenten mit den grammatischen Kategorien wie *zrezygnowano go* oder *er/sie wurde gegangen* vgl. in Bąk (2007:34).

³ Zu einer ähnlichen Erkenntnis, die sich auf die Redundanz bezieht, kommt Artur Tworek (2005:95).

Zu den Phänomenen, die an der Grenze zwischen richtig und falsch, redundant und stilgerecht liegen und das aktuelle Geschehen in Sprachen⁴ mitprägen, gehört die Tautologie. Dabei wird sie jedoch – entgegen anderen bisweilen geäußerten Ansichten⁵ – relativ wenig sprachtheoretisch und empirisch hinterfragt. In Bezug auf die Möglichkeit der Akzeptanz von Tautologien behauptet Elmar Besch in Anlehnung an Kolde (1980), dass „Fehlerhaftigkeit keine Eigenschaft der Äußerung selbst ist, sondern der Äußerung vom Rezipienten zugeschrieben wird“ (Besch 1989:129). Nachstehend wird versucht, einige möglichst repräsentative Fälle der Aussagedoppelung anzuführen, um gegebenenfalls einen Ausweg aus der Ambivalenz von „stilbildend“ und „fehlerhaft“⁶ vorzuschlagen. Die Tautologie wird des Öfteren – als metasprachliches Synonym zum Pleonasmus⁷ – unter anderen Beispielen für den fehlerhaften Sprachgebrauch eingeordnet und gehört zu denjenigen Merkmalen von realen Sprachereignissen, denen die meisten sprachstilistischen Ratgeber, Nachschlagewerke, insbesondere jedoch laienlinguistische⁸ Publikationen mit Misstrauen begegnen. In den meisten Fällen sind Skepsis und Kritik, die man dem Pleonasmus entgegenbringt, durchaus gerechtfertigt. Als unzureichend sind aus meiner Sicht allerdings manche Erklärungsversuche anzusehen, mit denen sprachliche Fehler mit den abwechselnd verwendeten Bezeichnungen Tautologie und Pleonasmus ohne jegliche wissenschaftliche Absicherung und ohne eine adäquate Reflexion missbilligt werden.

Wiederholt und fehlerhaft?

Die Pleonasmen mögen als sprachliche Vergehen von einer Unbekümmertheit der Sprachbenutzer (s. Beispiele 1, 2, 4 unten), von mangelnder Kenntnis der benutzten Lexeme oder fehlenden Reflexion über die Ausdrucksformen (3 und 4) zeugen:

⁴ Das Merkmal „redundant“ geht über die Grenzen einer Sprache hinaus (vgl. Tworek 2005:93) und kommt beispielsweise im Deutschen und im Polnischen vor. Als Universalie wird von mir die Tautologie in einem separaten Zusammenhang diskutiert, vgl. Bąk (im Druck). Die Redundanz ist nicht nur auf die Lexik beschränkt, sondern betrifft auch andere Kategorien der Sprache (s. dazu z.B. bei Grassegger 1977).

⁵ Vgl. z.B. Borovik (2006:37).

⁶ Besch spricht dabei von der Tautologie als Stilfehler und Stilistikum (vgl. 1989:128).

⁷ Davon zeugt der Umgang mit den Termini Pleonasmus und Tautologie in der populärwissenschaftlichen Literatur (z.B. Schneider 1998:85 oder Sick 2007:29) und Nachschlagewerken (z.B. Duden. Richtiges und gutes Deutsch 2007). Nicht selten wird abwechselnd mit diesen Begriffen auf dieselben Sachverhalte verwiesen. Zur Problematik der Abgrenzung von Tautologie und Pleonasmus s. in Bąk (im Druck).

⁸ Zum Begriff der Laienlinguistik (eigentlich Laien-Linguistik) als Bezeichnung der an Laien gerichteten sowie von Laien praktizierten sprachtheoretischen Reflexion s. bei Antos (1996:25). Das Oxymoron „praktizierte sprachtheoretische Reflexion“ ist an dieser Stelle kein Zufall oder Versprechen. Damit sei die Popularität von solchen Arbeiten wie denen von Schneider (1998) oder Sick (2007) gemeint.

- (1) *Wie kommen Sie an das **Gratis-Geschenk**?⁹ [Sch]¹⁰.*
- (2) *Für Solarfun ein ziemlich **teurer Preis!** [Photovoltaikforum].*
- (3) *„Es kommen ja nach den schlechten Zeiten immer so genannte gute Zeiten [...]“; sagte Werner Schneyder gestern zur kleinen **Vor-Preview** für die Presse [Satire].*
- (4) *Zeichnen Sie die zugehörige Druck-Setzungs-Linie in **beliegende Anlage** ein! [Anlage].*

In vielerlei morphologischen und syntaktischen Formen sind diese sowie ähnliche Phänomene in öffentlich zugänglichen, weitgehend vertrauenswürdigen Quellen, beispielsweise in viel besuchten Internetportalen (5), in Printmedien (6), in Gebrauchsanweisungen zu Produkten bekannter Konzerne (7) und im wissenschaftlichen Diskurs (8 und 17) zu finden:

- (5) *[D]ie elektrischen Auswirkungen dieser Kabel im **USB-Bus** [entsprechen] denen eines Bus-Powered-USB-Hubs [Wikipedia].*
- (6) *Doch Unternehmen und Internet-Dienstleister **verbindet** ein **gemeinsames Problem**. Infolge der Wirtschaftsflaute haben sie immer weniger Jobs im Angebot [Uni Spiegel].*
- (7) *Sie sind **nicht berechtigt, unrechtmäßige Kopien** anzufertigen [Th:361].*
- (8) *Wir müssen eine **selektive Auswahl** unter diesen Empfindungen treffen, sie organisieren und interpretieren [P:258].*

Im allgemeinen Sprachgebrauch sind viele Wiederholungen von semantischen Merkmalen anzutreffen. Nicht alle Forscher nehmen ihre Präsenz in jeder Textsorte wahr (vgl. Borovik 2006:38). Natalja Borovik zufolge kann man die Tautologie in Texten aller drei Funktionalstile antreffen. Von Borovik wird jedoch die Möglichkeit bestritten, dass wissenschaftliche Texte das Charakteristikum „tautologisch“ aufweisen (vgl. 2006:38). Dieser Erkenntnis zuwider werden von mir Beispiele auch aus dem wissenschaftlichen Bereich (s. vor- und nachstehende Belege 8 und 9) aufgeführt. Die unterschiedlichen Konklusionen über Tautologien als entweder mögliches oder beanstandetes sprachliches Merkmal wissenschaftlicher Diskurse (s. auch bei Besch 1989:105-109) mag an der Grundannahme mancher Autoren liegen, dass die Pleonasmen aus der Betrachtung von Redundanzen völlig auszugrenzen seien (vgl. z.B. bei Borovik 2006:37-38).

In einem anderen Zusammenhang¹¹ wurde von mir auf die Zweckmäßigkeit der Abgrenzung der Termini Pleonasmus und Tautologie sowie auf die Möglichkeit hingewiesen, die genannte Unterscheidung unter Zuhilfenahme von einigen Kriterien vorzunehmen. Es sind z.B. Fakultativität des Vorkommens von Bedeutungsmerkmalen oder -konstituenten, Formgleichheit bzw. -ähnlichkeit von wiederholenden Einheiten, Redundanz von Form und Inhalt, Lexikalisiertheit, schließlich allgemein ästhetische

⁹ Fettdruck in den Belegen – P.B.

¹⁰ Vollständige bibliographische Daten sind dem Quellennachweis zu entnehmen.

¹¹ Vgl. Bąk (im Druck).

und pragmatische Aspekte der Wiederholung.¹² In der Literatur werden Pleonasmen vor allem als „Kombination sinnreicher, aber in der Wortart verschiedener Wörter“ (Sowinski 1991:334) dargestellt.¹³ Von mir wird dafür plädiert, die Pleonasmen als Wiederholung der Bedeutung in diversen Wortformen aufzufassen (*teurer Preis*, poln. *cofać się wstecz* ‚rückwärts zurückfahren oder -gehen‘), wobei mit diversen Wortformen nicht nur die Differenzen in der Wortart (poln. *masło maślane* ‚buttrige Butter‘) gemeint sind. Pleonasmen sind daher nicht immer sofort erkennbar. Da sie nicht nur auf die Form beschränkt sind, sind sie tückisch. Während der Pleonasmus auf einer redundanten Wiederholung der Semantik in vielerlei Formen beruht, sind viele tautologische Lexeme auch Wiederholungen von Formen, die eine Einheit bilden, z.B. manche Zwillingformeln¹⁴, feste Wendungen *wahr und wahrhaftig*, *im wahrsten Sinne des Wortes*, Komposita wie *riesengroß* etc.).

Wiederholt und akzeptabel? Der Fall (Fach)terminus

Tautologische Lexeme, darunter auch Fachausdrücke (9) und Elemente von Jargons (5, 12 13, 14 und 15) werden mit mehr oder weniger Akzeptanz in verschiedenen Kontexten u.a. in den fachsprachlichen Diskursen registriert. Für den tautologischen Sprachgebrauch kann man zweifellos Belege in fachsprachlichen Diskursen finden. In diesem Zusammenhang muss man als Tautologie bereits das Lexem *Fachterminus* vermerken, dessen Bedeutung allerdings zumeist mit den nichttautologischen Synonymen *Fachausdruck* und *Terminus* angesprochen wird. Die Fachlichkeit, die in dem Kompositum *Fachterminus* zweimal zum Ausdruck kommt, kann als Merkmal vieler fachsprachlich-tautologischer Lexeme gelten:¹⁵

- (9) *Beenden dieser Tätigkeitshandlung* [ZfrPh:211].
- (10) *Kaiserschnitt* (Duden. Das Herkunftswörterbuch 2001:378).
- (11) *klammheimlich* (Duden. Das Herkunftswörterbuch 2001:378).
- (12) *Zeittakt* [Fernsprechverkehr] (Brockhaus 2003).

Weniger Verständnis kann man für die folgenden Beispiele aufbringen. Zwar wurden diese Formulierungen aus konkreten kommunikativen Zusammenhängen exzerpiert, die einschlägigen Quellen (z.B. die Brockhaus-Enzyklopädie) liefern jedoch Vorschläge für Umformulierungen, die man als nichttautologisch ansehen kann:

¹² Die jeweiligen oben erwähnten Probleme sind je nachdem, welche Fälle untersucht werden, entsprechend zu beachten.

¹³ Vgl. auch bei Borovik (2006:37). An dieser Stelle wird von anderen Unterscheidungsvorschlägen zu Tautologie und Pleonasmus abgesehen, u.a. von der Möglichkeit, die Begriffe an der Relation der Inklusion von semantischen Gehalten zu erkennen, vgl. dazu Bąk (im Druck).

¹⁴ Vgl. Bąk (im Druck).

¹⁵ In der deutschen Sprache können mehrere lexikalisierte tautologische Formen festgestellt werden, vgl. Bąk (im Druck).

- (13) **beschreibbare CD-R** [K:64] – richtig: *CD-R* oder *beschreibbare CD* (Brockhaus 2003).
- (14) **Leucht-LED** [led] – richtig: *LED* (*Light emitting Diode*, dt. ‚Licht aussendende Diode‘, ‚Leuchtdiode‘) (Brockhaus 2003).
- (15) **neue 1.8" HDD-Festplatte sorgt für eine höhere Geschwindigkeit von bis zu 1.5Gbps** [FN] – richtig: *HDD* oder *Festplatte* (Brockhaus 2003).

Die Beispiele (13), (14) und (15) lassen sich schwer unter akzeptable Charakteristika einordnen. Sie können allerdings für die Bestandsaufnahme über die Besonderheiten sowie Tücken der Sprache aufschlussreich sein.

Der Versuch, ein Bezugswort unter Zuhilfenahme von sinngleichen Attributen (oder ein Grundwort durch eine synonymische Bestimmungskonstituente) zusätzlich zu determinieren¹⁶, kann zu Redundanz bzw. zu einem „stilistischen Leerlauf“ (Faulseit/Kühn 1969:134) führen. Im Gegensatz zu den Pleonasmen kann die Tautologie als Merkmal vieler realer Sprechhandlungen verzeichnet werden.¹⁷ Nachstehend werden einige Fälle angeführt, die m.E. die Akzeptabilität und gewisse Funktionalität von Tautologien belegen. Eigenschaften oder Tatsachen werden oft erst durch die Hervorhebung in Form der „Aussagedoppelung“ sichtbar. Tautologien dienen hierbei als Verstärkungsmittel. Im folgenden Satz wird tautologisch die ironische Aussage zugespitzt:

- (16) *Oha sag bloß du kannst mir das Bild nicht zeichnen?! [...] Also waren die Bilder doch nicht von dir, was für ein UNERWARTETER ZUFALL!!* [Forum].

Nicht selten kann man mit Hilfe der Wiederholung eines Merkmals eine Konkretisierung, Verdeutlichung oder Präzisierung beim Benennen von Sachverhalten erreichen:

- (17) *Lautstärke ist eine subjektive Empfindung; Intensität ist ein physikalisches Maß* [Ph].

Die Verdoppelung dient der Hervorhebung von Sachverhalten, was durch den Einsatz von klassischen¹⁸ grammatischen „Verstärkungsmitteln“ nicht immer zu erreichen ist:

- (18) ‚Zur Restrukturierung der Armee braucht man drei Dinge: **Geld, Geld und noch einmal Geld**‘ – *Do restrukturyzacji armii potrzeba trzech rzeczy: pieniądze, pieniądze, jeszcze raz pieniądze* (Wojciech Łuczak wydawca „Raport-Wojsko, Technika, Obronność“ w TVP Info 15.08.2010, 12.49, dt. P.B.)¹⁹.

¹⁶ Dieses Verfahren entspricht der für unsere Überlegungen angenommenen Definition des Pleonasmus.

¹⁷ Aus meiner Sicht erweist sich die Diskussion über die Möglichkeiten einer Unterscheidung der beiden Phänomene – im Rahmen von Stilzügen und sprachlichen Kuriosa – als aufschlussreich, auch wenn bereits der Versuch der Abgrenzung gewisse Schwierigkeiten mit sich bringt und dabei keinesfalls alle definitorischen Unzulänglichkeiten ausgeschlossen werden können.

¹⁸ Gemeint ist beispielsweise der Einsatz von Partikeln, der im Falle von (18) als *sehr viel Geld* keinen vergleichbar persuasiven Effekt wie die Tautologie erzielen könnte.

¹⁹ Vgl. auch den deutschsprachigen Titel *„Geld, Geld und noch einmal Geld [...]“* (Pöcher 2006).

Die Wiederholung der Semantik durch zwei verschiedene Formative ähnelt der Steigerung von (nichtgraduierbaren) Adjektiven, d.h. Eigenschaftswörtern mit der absoluten Semantik.²⁰ Den sprachlichen Konstruktionen, die Ergebnisse dieses Verfahrens sind, wird also gewissermaßen der Status von sprachlogischen Kuriosa verliehen. Abgesehen von den Musterbeispielen für Pleonasmen wie *tote Leiche* und *weißer Schimmel* sei hier u.a. auf zwei nachfolgende Beispiele hingewiesen:

(19) *Die Konzentration auf die Wertschöpfung und die Gestaltung der internen/externen Kunden- und Lieferantenbeziehungen sind zentrale Schwerpunkte der Prozessgestaltung und des Managements* [H:726].

(20) *Keltischer Schatz zentraler Mittelpunkt der Archäologietage* [R].

Die beiden Begriffe *Mittelpunkt* und *Schwerpunkt* verbindet das Konzept *Zentrum*. Bei Hinzufügung des Attributes *zentral* wird allerdings als Pleonasmus die Wortgruppe *zentraler Mittelpunkt* (20) empfunden. Die Zusammenstellung *zentrale Schwerpunkte* (19) stellt sich dagegen vielmehr als eine Konkretisierung heraus, durch die unter mehreren *Schwerpunkten* ein oder – wie in (19) – einige *Schwerpunkte* hervorgehoben werden können.

Als Prinzip der Erkennung von pleonastischen Komposita, Wortverbindungen und syntaktischen Konstruktionen kann die Kategorie Redundanz herangezogen werden. Die Fakultativität von Angaben, die als überflüssig (da wiederholt) gelten, hindert einige Lexeme nicht daran, eine lexikalische Karriere zu erleben: (21) *Zeitdauer* (*Dauer*) und (22) *Zeitverzögerung*²¹ (*Verzögerung*).

Ähnlich wie mehrere Belege für tautologische Ausdrücke verdient unser Interesse der Terminus technicus *Aperturblende* (23), ein Ausdruck aus dem Bereich der Optik. *Aperturblende* ist ein besonderer Fall der terminologischen Tautologie: Die oft praktizierte Reduzierung zu *Apertur* ist dem „Brockhaus“ (2003) zufolge fehlerhaft. Dieses Lexem ist also u.a. ein Beispiel dafür, dass in der Wortbildung nicht ausschließlich das Prinzip Kürze eine Rolle spielt.²² Das Bewusstsein von möglichen pleonastischen Fehlern wie *ebenso auch*, *alter Greis* etc. (s. Duden. Richtiges und gutes Deutsch 2007) kann dazu führen, dass wir es hinsichtlich der Pleonasmen mit einer Art Überempfindlichkeit zu tun haben. Nicht immer müssen jedoch nebeneinander stehende Wörter mit gleicher oder ähnlicher Bedeutung als Fehler angesehen werden:

²⁰ Letztere werden auch im Rahmen der lexikalisierten Tautologie betrachtet, z.B. *najprawdziwszy* ‚echtest‘, verstärkend für ‚echt‘. Auf dieser Grundlage kann die ähnliche Steigerung von anderen Adjektiven vorausgesehen und erklärt werden: *najpierwszy* ‚allererst‘ (vgl. Polkowska 2007:48).

²¹ Der Ausdruck *Zeitverzögerung* ist in Enzyklopädien, beispielsweise im „Brockhaus“ (2003) in der Definition von *Chat* zu finden.

²² Die Opposition der textuellen Phänomene Reduktion und Redundanz wird von Borovik (2006) diskutiert.

- (24) Sie [= grammatische Kategorien] müssen also **schon als bereits bekannt** vorausgesetzt werden und so formuliert werden, daß sie Funktionseinheiten angeben und nicht konkrete Ausdrucksformen [B:522].

Dieses Beispiel aus einem wissenschaftlichen Diskurs zeigt, dass die Nachbarschaft von Synonymen nicht zwingend einen stilistischen Fehler darstellt, wenn die Lexeme jeweils auf andere Sachverhalte Bezug nehmen. Hierfür mag der Bezug der Partikeln jeweils auf eine der folgenden Prädikationen ein Indiz sein: **schon** → *vorausgesetzt werden müssen* und **bereits** → *bekannt [sein]*. Das Beispiel erinnert an das Wortpaar *bereits schon*. Das Prinzip Festigkeit lässt u.a. bei den Zwillingformeln keine Umstellung der Glieder (zu *schon bereits*) zu, bis auf den fehlerhaften Gebrauch, was freilich hier – wie gezeigt – wegen der divergenten Referenz von *schon* und *bereits* nicht der Fall ist.²³

Das rhetorische Potential als Perspektive der Betrachtung der Tautologie

Da die pleonastische Ausdrucksweise im allgemeinen Sprachbewusstsein als Fehler gilt, kann die Präsenz von Tautologie in der Öffentlichkeit und den Medien als Symptom einer fehlerhaften Formulierungsstrategie, somit einer unlogischen Denkweise bloßgelegt und kritisiert werden (vgl. Polkowska 2007:46-59). Dies kann man auch in Bezug auf das folgende Beispiel sagen, mit dem die Ausführungen abgerundet werden sollen. Es ist eine Äußerung, mit der die geplante angebliche Abschaffung von Versicherungspflicht zugunsten einer Verpflichtung zur Versicherung (sic!) (vgl. 25) metasprachlich-tautologisch kommentiert wird:

- (25) „Die reine Lehre der FDP sieht so aus, dass wir die heutige **Versicherungspflicht abschaffen** und jeden Menschen **verpflichten, sich ... zu versichern**.“ *Welch ein Meister der Tautologie, der **Wortkunst und des Kunstwortes**...* [Ärztezeitung].

In diesem Zusammenhang erscheint die Tautologie nicht nur als entdeckte verkehrte Logik. Sie wird selbst zum zugkräftigen Mittel. Hier dient sie der Kritik, mit der das Paradoxe im politischen Denken rhetorisch desavouiert werden soll.

Die Tautologie kann man mit mehr oder weniger Akzeptanz, unter neuen und alten sprachlichen Eigentümlichkeiten, in einer oder mehreren Sprachen betrachten. Als Ausdrucksform verdient sie zweifelsohne eine sprachtheoretische Aufmerksamkeit. Bei der Tautologie handelt es sich u.a. um ein Phänomen, mit dem persuasive Effekte erzielt werden können, die wiederum nicht immer mit den üblichen Maßstäben der „reinen“ Logik zu messen sind.²⁴ In Bezug auf das im Kommunikationsprozess „Mitgemeinte“,

²³ Außer dem Nebeneinander von Wörtern mit einer ähnlichen Bedeutung wird bei der Textedition darauf geachtet, auch zufällige Anhäufungen paronymer Art zu meiden. In der literarischen Praxis können auch im Rahmen der Paronomasie sprachspielerische Effekte erreicht werden (s. Sowinski 1991:268, 334).

²⁴ Dies trifft insbesondere, allerdings nicht ausschließlich, auf den literarischen Text zu. Wie

„Präsupponierte“ und gewissermaßen Geheimnisvolle wird eine mehr oder weniger ähnliche Meinung von Iwona Bartoszewicz geäußert (vgl. 2010:27). Diese Aspekte können besonders im Rahmen der pragmatisch ausgerichteten Forschung im Bereich der Rhetorik zu aufschlussreichen Erkenntnissen führen.

Eine adäquate Beachtung der Tautologie als legitimes Argumentationsmittel ist bei der Abgrenzung von fehlerhaften Äußerungen (z.B. als „circulus in probando“, „circulus vitiosus“ oder „idem per idem“²⁵) möglich. Der Reflexion über das rhetorische Potential der Tautologie müssen daher allgemein sprachtheoretische Überlegungen sowie eine Exemplifizierung mit möglichst vielen beweiskräftigen Belegen vorangehen. Dies wurde auch vorstehend versucht.

Die tautologische Verdoppelung der Form kann nicht nur eine verkehrte, sondern vielmehr – ähnlich wie es bei den Phraseologismen der Fall ist – ganzheitlich eine neue und tiefere semantische Logik ergeben (s. Rehberg 2007:134). Die Anerkennung der Tautologie als rhetorisch relevante Erscheinung vermag ein neues Licht auf die Tautologie zu werfen und eröffnet gewisse Perspektiven für deren Erforschung als Persuasionsmittel. Dies überschreitet weitgehend den Rahmen der vorliegenden Überlegungen. Einen maßgeblichen Beitrag dazu kann eine Fortführung der Diskussion u.a. auf der Ebene der Morphologie, der Wortbildung, der Syntax und des Textes leisten. Die Überlegungen sind daher nicht als ein abgeschlossenes Thema zu verstehen.

Zitierte Literatur

- ANTOS G., 1996, Laien-Linguistik. Studien zu Sprach- und Kommunikationsproblemen im Alltag. Am Beispiel von Sprachratgebern und Kommunikationstrainings, Tübingen.
- BARTOSZEWICZ I., 2008, Krainy retoryczne. Zapiski z podróży, Wrocław.
- BARTOSZEWICZ I., 2010, Rhetorische Komponenten der Textstruktur als translatorisches Problem, in: Małgorzewicz A. (Hg.), Translation: Theorie – Praxis – Didaktik, Wrocław/Dresden, S. 25-34.
- BĄK P., 2007, Korekta języka jako wyzwanie i technika w przekładzie, in: Kościalkowska-Okońska E./Zieliński L. (Hg.), Rocznik Przekładoznawczy 3/4. Studia nad teorią, praktyką i dydaktyką przekładu, Toruń, S. 31-47.
- BĄK P., (im Druck), Grammatisch überflüssig oder lexikalisch komplementär? Vorüberlegungen zur kontrastiven Betrachtung von Tautologie und Pleonasmus im Deutschen und Polnischen, in: Wierzbicka M./Wawrzyniak Z. (Hg.), Grammatik im Text und im Diskurs, Frankfurt am Main.
- BESCH E., 1989, Wiederholung und Variation. Untersuchung ihrer stilistischen Funktionen in der deutschen Gegenwartssprache, Frankfurt am Main.

es Peter Rehberg (2007:134) an dem Satz *Der Verurteilte lachte ohne Worte leise vor sich hin* aus Franz Kafkas „Strafkolonie“ zeigt, ermöglicht die Tautologie eine doppelte Lesart der banal anmutenden Feststellung und motiviert zu einer tief greifenden Reflexion.

²⁵ Zu den von Aristoteles unterschiedenen logischen Fehlern vgl. Bartoszewicz (2008:144-145).

- BOROVİK N., 2006, Reduktion und Redundanz als textbildende Konstituenten, Hamburg.
- Brockhaus, 2003, Computer und Informationstechnologie, CD – Bibliographisches Institut & F. A. Brockhaus, Sat_Wolf, Bayern.
- Duden. Das Herkunftswörterbuch, 2001, Mannheim u.a.
- Duden. Richtiges und gutes Deutsch, 2007, CD-ROM.
- FAULSEIT D. / KÜHN G., 1969, Stilistische Mittel und Möglichkeiten der deutschen Sprache, Leipzig.
- GRASSEGGGER H., 1977, Merkmalsredundanz und Sprachverständlichkeit, Hamburg.
- KOLDE G., 1980, Auswirkungen sprachlicher Fehler, in: Cherubim D. (Hg.), Fehlerlinguistik. Beiträge zum Problem der sprachlichen Abweichung, Tübingen, S. 172-187.
- POLKOWSKA L., 2007, Funkcje tautologii i pleonazmów we współczesnych wypowiedziach perswazyjnych, in: Poradnik Językowy 9, S. 46-59.
- PÖCHER H., 2006, Geld, Geld und noch einmal Geld: Streitkräfte und Wirtschaft – Das Österreichische Bundesheer als Wirtschaftsfaktor von 1955 bis in die Gegenwart, Wien.
- REHBERG P., 2007, Lachen lesen: zur Komik der Moderne bei Kafka, Bielefeld.
- SCHNEIDER W., 1998, Deutsch für Kenner. Die neue Stilkunde, Zürich.
- SICK B., 2007, Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod, Köln.
- SOWINSKI B., 1991, Deutsche Stilistik, Frankfurt am Main.
- TWOREK A., 2005, Jak oceniać mechanizmy redundancji w języku?, in: Język a komunikacja 8. Tendencje współczesnej polszczyzny, Kraków, S. 93-98.

Quellennachweis

Quellen mit Siglen

- Animierte Vorstellung. Virtuelle Jobbörsen erleichtern Berufseinsteigern den Kontakt zu Firmen – aber ohne persönliches Gespräch bekommt niemand eine Stelle, in: Uni Spiegel 1/2003, S. 38-39 [= Uni Spiegel].
- Beihefte zur Zeitschrift für romanische Philologie, 1936, Hefte 87-89 [= ZfrPh].
- BESCH W., 1998, Sprachgeschichte: ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung, Berlin/New York [= B].
- BÖHRINGER J. / BÜHLER P. / SCHLAICH P., 2008, Kompendium der Mediengestaltung: Produktion und Technik für Digital- und Printmedien, Berlin/Heidelberg [= K].
- BULLINGER H.-J. / SPATH D. / WARNECKE H.-J. / WESTKÄMPER E., 2009, Handbuch Unternehmensorganisation: Strategien, Planung, Umsetzung, Berlin [= H].
- JULKE R., 2010, Spaß beiseite: 60 Jahre Satire in Deutschland – mal mit, mal ohne Zensor, <http://www.l-iz.de/Leben/Gesellschaft/2010/05/Ausstellung-60-Jahre-Satire-in-Deutschland.html> (letzter Zugriff am 15.10.10) [= Satire].
- MYERS D. G., 2008, Psychologie, Heidelberg [= P].
- THALMAYR D., 2008, Umsatteln auf Linux, Köln [= Th].

Quellen im Internet ohne Titel

- <http://brf.be/nachrichten/regional/62565/> (letzter Zugriff am 15.9.10) [= R].
- http://de.wikipedia.org/wiki/Universal_Serial_Bus (letzter Zugriff am 9.9.10) [= Wikipedia].
- http://menzerath.phonetik.uni-frankfurt.de/teaching/P22/P22_09_100614.pdf (letzter Zugriff am 5.10.10) [= Ph].

- http://www.aerztezeitung.de/politik_gesellschaft/article/621501/linkes-buendnis-will-kopf-pauschale-stoppen.html (letzter Zugriff am 1.10.10) [= Ärztezeitung].
- <http://www.aktuelle-schnaepchen.de/gutscheine/gutschein-quelle.html> (letzter Zugriff am 9.10.10) [= Sch].
- <http://www.animemanga.de/bbs/forum.php?action=show&id=2&tid=17812&page=9> (letzter Zugriff am 9.9.10) [= Forum].
- <http://www.finanznachrichten.de/nachrichten-2008-06/11033287-toshibas-neue-1-8-festplatte-fuer-160gb-die-derzeit-groesste-1-speicherkapazitaet-fuer-laufwerke-mit-einer-seriellen-ata-schnittstelle-004.htm> (letzter Zugriff am 11.9.10) [= FN].
- http://www.lubin-hiller.de/Technikpartner/Antennentechnik/KWS/KWS_Gesamtkatalog03.pdf (letzter Zugriff am 15.10.10) [= led].
- <http://www.photovoltaikeforum.com/allgemeine-anlagenplanung-f69/horizontale-vertikale-modulbelegung-sowie-stringpl-t48237-s15.html> (letzter Zugriff am 15.10.10) [= Photovoltaikforum].
- <http://www.ruhr-uni-bochum.de/imperia/md/content/verkehrswegebau/lehre/klausuren/h2001.pdf> [= Anlage].

Das multilinguale mentale Lexikon aus der Sicht der Psycholinguistik, der Neurolinguistik und des Konnektionismus

Das mentale Lexikon ist ein Forschungsthema, mit dem sich die Wissenschaftler aus verschiedenen Disziplinen schon seit längerer Zeit beschäftigen. Die Errungenschaften der Forschungsstudien aus den Bereichen, die an die Linguistik grenzen, der Neurolinguistik, der Psycholinguistik und des Konnektionismus, werden heutzutage immer öfter zusammengebracht. Im vorliegenden Beitrag biete ich einen kurzen Überblick über die aktuellen Hypothesen, Theorien und Modelle des bilingualen mentalen Lexikons, die auf diesem interdisziplinären Gebiet entstanden sind. Da in letzter Zeit der Multilingualismus zum Vorschein gekommen ist, versuche ich auch zu zeigen, wie die Errungenschaften der drei Disziplinen zur Entwicklung eines multilingualen Modells beitragen können.

Das **mentale Lexikon** ist das ganze lexikalische Wissen einer (mono-, bi- oder multilingualen) Person, das im Kopf oder im Gehirn gespeichert ist. Dieses Wissen enthält lexikalische Einheiten: Wörter (freie Morpheme), Phrasen, Kollokationen, idiomatische Redewendungen usw., und genauer gesagt: Informationen über alle ihre Eigenschaften (ihre Form, Bedeutung und Grammatik, sowie das Register, die Sprachvarietät, die spezifischen Konnotationen usw.).

Die **neurolinguistischen Forschungsstudien**¹ (Marinković 2004; Paradis 2004, 2009; Pulvermüller 1999; Schrauf 2009; Ullman 2007) zeigen, dass die verschiedenen Aspekte der lexikalischen Einheiten in verschiedenen Gehirnstrukturen gespeichert sind. Das lexikalische Wissen der Muttersprache (oder einer dominanten Sprache) wird sowohl im prozeduralen, als auch im deklarativen Gedächtnis gespeichert. Die semantischen, phonologischen und morphosyntaktischen Eigenschaften der Wörter sind unbewusstes Wissen, das sich im prozeduralen Gedächtnis (hauptsächlich in der linken Hemisphäre²) befindet; die Informationen über die Form-Inhalt-Verbindungen sind dagegen bewus-

¹Die neurolinguistischen Studien sind sowohl klinische Studien als auch Neurobildungsstudien.

²Bei den gesunden Rechtshändern und auch bei der Mehrheit der Linkshänder und der Beidhänder.

stes (metalinguistisches) Wissen, das im deklarativen Gedächtnis (bilateral) aufbewahrt wird. Die Funktionswörter solcher Sprache gehören zum prozeduralen Gedächtnis und die Inhaltswörter zum deklarativen Gedächtnis. Die formulaischen Phrasen sind ein Teil des pragmatischen Wissens, das vor allem im prozeduralen Gedächtnis (in der rechten Hemisphäre) aufbewahrt wird. Eine Nicht-Muttersprache (oder eine nicht dominante Sprache) wird dagegen hauptsächlich im deklarativen Gedächtnis gespeichert. Mit der Entwicklung der Sprachkenntnisse kann aber das prozedurale Gedächtnis eine immer größere Rolle spielen.

Darüber hinaus werden die Bedeutungen der Wörter (zusammen mit den autobiographischen Erinnerungen) in verschiedenen kortikalen Strukturen bewahrt, abhängig davon, durch welche Modalität sie erworben wurden – visuelle, auditive, somatosensorische, olfaktorische, gustatorische oder affektive. Der Zugriff auf eine lexikalische Repräsentation während des Sprachgebrauchs bedeutet also die Aktivierung ihrer zahlreichen Eigenschaften, die in verschiedenen zerebralen Strukturen lokalisiert sind.

Dazu kommen natürlich noch die Verbindungen der lexikalischen Repräsentationen mit anderen lexikalischen Repräsentationen, wie auch mit den nicht-sprachlichen begrifflichen (konzeptuellen) Repräsentationen³. Laut der **Three Store Hypothesis** von Paradis (2004), im Gehirn einer bilingualen Person ist das Begriffssystem mit zwei Sprachsystemen verbunden, die Teile (oder Subsysteme) einer größeren Sprachstruktur (eines größeren Sprachsystems) sind. Ursprünglich wurde diese Hypothese für den Bilingualismus entwickelt, lässt sich aber zum Multilingualismus erweitern (Paradis 2004:226). In diesem Fall gibt es mehrere sprachliche Subsysteme, die mit einem Begriffssystem kooperieren. Die neurolinguistischen Studien machen es deutlich, dass das lexikalische Wissen höchstwahrscheinlich das komplexeste sprachliche Wissen ist, und der Terminus „Lexikon“ grob vereinfachend ist. Dieser kann höchstens als eine Metapher des lexikalischen Wissens dienen.

Auf den neurolinguistischen Errungenschaften basierend, stellen die **Konnektionisten** das mentale Lexikon als ein strukturiertes Netzwerk der lexikalischen Repräsentationen (oder Knoten) dar. Dieses Netzwerk kooperiert mit dem nicht-sprachlichen Netzwerk der konzeptuellen Repräsentationen. Die Netzwerk-Metapher soll dabei das Phänomen der synaptischen Verbindungen zwischen den Neuronen widerspiegeln. Eine bi- oder multilinguale Person verfügt über mehrere lexikalische Netzwerke, die miteinander verknüpft sind. Die meisten Forscher nehmen auch an, dass der Zugriff auf die lexikalischen Einheiten der zwei (oder mehreren) Sprachen nicht-selektiv ist, d. h. die zu verschiedenen Sprachen gehörenden Wörter gleichzeitig aktiviert und benutzt werden

³ Die (nicht-sprachlichen) konzeptuellen Repräsentationen sind dabei den (sprachlichen) semantischen Repräsentationen nicht gleich. Es gibt keine eins zu eins Relation zwischen den Begriffen und den semantischen Eigenschaften der Wörter; manche Begriffe haben Verbindungen mit Wörtern in nur einer Sprache, und manche haben sogar keine entsprechenden lexikalischen Repräsentationen.

können (Dijkstra 1998, 2003, Dijkstra/van Heuven 1998, Rodriguez-Fornells et al. 2005, Meuter 2009). Die gegenseitige Aktivierung (und, wie manche behaupten, auch Desaktivierung⁴) der Einheiten ermöglicht die Sprachverarbeitungsprozesse während der Produktion und der Rezeption.

Mit Beginn der achtziger Jahre wurde Sprachgenerierung zu einem eigenständigen Teilgebiet der sprachorientierten künstlichen Intelligenz. Mithilfe der Computersimulationen versuchen die Forscher die neuronalen Netze des mentalen Lexikons und die Sprachverarbeitungsprozesse nachzuahmen. Es sind verschiedene Modelle der monolingualen (Dell 1986, McClelland/Elman 1986, McClelland/Rumelhart 1981, Roelofs 1997), der bilingualen (Costa/Colomé/Caramazza 2000, Dijkstra 1998, Dijkstra/van Heuven 1998, Grosjean 1988, Roelofs 1998) und sogar der multilingualen (Dijkstra 2003, Meara 2006) sprachlichen Prozesse entstanden. Die meisten bi-/multilingualen Modelle beschäftigen sich mit der Wortrezeption. Es werden verschiedene Niveaus der lexikalischen Repräsentationen vorgeschlagen, zwischen und innerhalb deren (Des-)Aktivierungsprozesse verlaufen können. Beispielsweise schlägt das **Bilingual Interactive Activation Model** von Dijkstra und seinen Mitarbeitern (z. B. Dijkstra 1998, Dijkstra/van Heuven 1998) vier verschiedene Niveaus: (1) das Niveau der Knoten, die der Erkennung der visuell wahrnehmbaren Eigenschaften der Buchstaben dienen, (2) das Niveau der Knoten, die als Detektoren der Buchstaben dienen, (3) das Niveau der Wortknoten und (4) das Niveau der Sprachknoten. Weil die lexikalischen Repräsentationen auf den frühen Etappen der Wortwahrnehmung nicht-selektiv abgerufen werden können, ist das vierte Niveau nötig, das für die Selektion der Zielsprache verantwortlich ist. Die Sprachknoten sollten hier die echten kognitiven Kontrollmechanismen (Bialystok 2005, Paradis 2009) nachahmen. Dijkstra/van Heuven. (1998) schließen in ihrem Modell noch höhere Verarbeitungsniveaus ein, welche die niedrigeren Niveaus mit relevanten Informationen versorgen. Die vorgeschlagenen Modelle des Multilingualismus (Dijkstra 2003, Meara 2006) sind eigentlich nur quantitative Erweiterungen der bisherigen bilingualen Modelle. Sie übersehen also die Tatsache, dass die sprachlichen Prozesse und die Architektur des sprachlichen Wissens viel komplexer im multilingualen als im bilingualen Kopf sind (Aronin/Hufeisen 2009, Bausch 1995, Cenoz/Hufeisen/Jessner 2001 und 2003).

Im Allgemeinen basieren die computergenerierten Modelle der lexikalischen Verarbeitungsprozesse auf Serien simpler Befehle von der Art „Wenn...“, dann...“. Solche Computersimulationen können natürlich die komplexen kortikalen Prozesse nicht wiedergeben⁵. Obwohl sie theoretisch sehr interessant sind und die Beschreibung der wirklichen Sprachprozesse auf einem abstrakten Niveau ermöglichen, können sie nur als eine Metapher dieser Prozesse dienen.

⁴ Wie Paradis (2004) behauptet, Desaktivierungsprozesse gibt es im Gehirn nicht: eine automatische Senkung des Aktivierungsniveaus einer kognitiven Einheit folgt automatisch der Aktivierung einer entgegengesetzten kognitiven Einheit.

⁵ Vgl. die kritischen Überlegungen von Paradis (2004:122-125) dazu.

Die **Psycholinguisten**, genauso wie die Konnektionisten, benutzen die Metapher des Netzwerks der lexikalischen Repräsentationen. Es wird eine enge Kooperation zwischen den Elementen aller sich im Kopf befindenden Sprachen angenommen, wobei die zwischensprachlichen Interaktionen sowohl lexikalisch (direkt zwischen den Sprachsystemen), als auch begrifflich (mithilfe der Vermittlung des Begriffssystems) verlaufen können. Die meisten Forscher nehmen auch den nicht-selektiven Zugriff auf die lexikalischen Einheiten an. Fast alle psycholinguistischen bilingualen Modelle des mentalen Lexikons (de Groot 1993, Dong/Gui/MacWhinney 2005, Kroll/Stewart 1994, Potter et al. 1984) stützen sich auf die von Weinreich (1953) vorgeschlagene und auf den Form-Inhalt-Relationen basierende Beschreibung der drei Typen von Zweisprachigkeit (subordinierter, koordinierter und kombinierter Bilingualismus). Die Forscher beschäftigen sich vor allem mit der Art der Verbindungen zwischen den beiden Lexika und zwischen jedem der Lexika und dem Begriffssystem. Kroll/Stewart (1994) berücksichtigt hier die unterschiedlichen Leistungsniveaus der L1 und der L2 und die mit ihnen verbundenen asymmetrischen Verbindungen zwischen den Lexika und dem Begriffssystem. De Groot (1993) und Dong/Gui/MacWhinney (2005) erkennen die Möglichkeit einer partiellen Äquivalenz der begrifflichen Repräsentationen der synonymen lexikalischen Einheiten verschiedener Sprachen an.

Auf den früheren Modellen (de Groot 1993, Dong/Gui/MacWhinney 2005, Kroll/Stewart 1994) basierend, schlägt Pavlenko (2009) ihr **Modified Hierarchical Model** vor. Wie diese Modelle, setzt ihr Modell das begrenzte lexikalische Wissen in der L2, die Asymmetrie der lexikalischen und konzeptuellen Verbindungen, und teilweise gemeinsame konzeptuelle Repräsentationen voraus. Außerdem hat ihr Modell drei weitere Merkmale. Erstens enthält es begriffliche Repräsentationen, die spezifisch für nur eine Sprache (L1 oder L2) sind, die also charakteristisch für die monolingualen Benutzer dieser Sprachen sind. Zweitens berücksichtigt die Forscherin die Möglichkeit des begrifflichen Transfers (d.h. der Aktivierung der begrifflichen Repräsentationen, die für eine Sprache charakteristisch sind, während der Kommunikation in der zweiten Sprache). Drittens erklärt Pavlenko den Prozess der Sprachentwicklung als hauptsächlich eine Restrukturierung und Entwicklung des Begriffssystems. Sollte Pavlenkos Modell zum Multilingualismus entwickelt werden, müsste die Komplexität des Begriffssystems einer mehrsprachigen Person einbezogen werden, d.h. die Existenz gemeinsamer, teilweise gemeinsamer und unterschiedlicher konzeptuellen Repräsentationen. Manche dieser Repräsentationen würden die potentielle Quelle des konzeptuellen Transfers darstellen. So ein Modell müsste auch die verschiedenen Kompetenzniveaus (wie auch andere Faktoren) berücksichtigen, welche die lexikalischen und die begrifflichen Verbindungen determinieren.

In einem multilingualen Modell sollte auch die Komplexität und Asymmetrie der intra- und interlingualen lexikalischen Verbindungen einbezogen werden. Diese werden in zahlreichen psycholinguistischen Studien (Gabryś-Barker 2005, Herwig 2001, Näf

2004) hervorgehoben. Sie werden auch durch diese Forschungsstudien wiedergegeben, die sich mit den zwischensprachlichen Einflüssen im multilingualen Kopf, obwohl nicht direkt mit dem mentalen Lexikon, beschäftigen (z. B. Cenoz/Hufeisen/Jessner 2001, Chłopek 2010, Ringbom 1987, Williams/Hammarberg 1998). Wie Näf schreibt: „Bei der Sprachproduktion in einer Fremdsprache eröffnet sich dem Lernenden ein über Form und/oder Bedeutung sowie Sachwissen gesteuerter Assoziationsfächer. Dieser – noch relativ schwach besetzte – Assoziationsfächer in der L2 und der von der Muttersprache ausgehende, weit stärkere Assoziationsfächer sowie gegebenenfalls derjenige einer Tertiärsprache oder weiterer Fremdsprachen können sich dabei auf mannigfache Weise ‚ins Gehege kommen‘“ (Näf 2004:159).

Wenn wir all das zusammenbringen, entsteht ein komplexes Bild des lexikalischen Wissens (Abb. 1.). Dieses Bild ist natürlich nicht komplett. Es müsste auch die separate Speicherung der lexikalischen Einheiten (und ihren einzelnen Eigenschaften) in den entsprechenden kortikalen Strukturen einbezogen werden. Die gegenseitige (Des-)Aktivierung mancher lexikalischen Einheiten (und ihren Eigenschaften), wie auch die (Des-)Aktivierung, die zwischen den lexikalischen und den konzeptuellen Einheiten erfolgt, sowie die Existenz der kognitiven Kontrollmechanismen, welche die erworbenen Sprachen (L1, L2, L3) während des Sprachgebrauchs steuern, müssten auch im Modell wiederspiegelt werden. Darüber hinaus sollten die verschiedenen individuellen Faktoren (z. B. das Kompetenzniveau in jeder Sprache, die Verwandtschaft der Sprachen, das Alter des ersten Kontakts mit jeder Sprache, die verschiedenen Erwerbskontexte), welche die oben genannten Aspekte beeinflussen, nicht ausgelassen werden. Eine einfache Aufzeichnung kann natürlich alle diese Informationen nicht wiedergeben. Das bilinguale – und desto mehr multilinguale – mentale Lexikon lässt sich mithilfe eines einheitlichen Modells nicht darstellen.

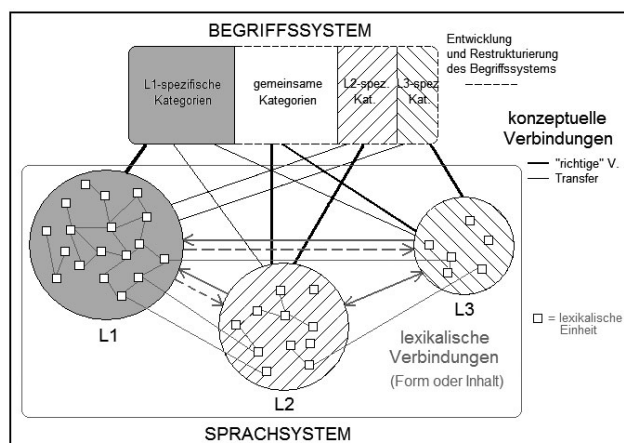


Abb. 1. Versuch einer Erweiterung des Modells von Pavlenko (2009) zum Multilingualismus (die Verbindungen innerhalb des Begriffssystems wurden nicht markiert)

Zum Schluss muss gesagt werden, dass viele Fragen, die das mentale Lexikon betreffen, noch offen bleiben. Viel mehr Untersuchungen sollen durchgeführt werden, deren Ausgangspunkt nicht nur Bilingualismus, aber auch Multilingualismus wäre. Es ist unumstritten, dass es heutzutage nicht möglich ist, das mentale Lexikon (und überhaupt das sprachliche Wissen) aus nur einer Sicht zu betrachten. Nur eine vielsichtige Forschungsperspektive, die aus vielen Quellen schöpft (aus der neurolinguistischen, der psycholinguistischen, der konnektionistischen, und auch anderen), lässt das bi-/ multilinguale Lexikon besser verstehen.

Zitierte Literatur

- ARONIN L. / HUFSEISEN B. (Hg.), 2009, *The exploration of multilingualism*, Amsterdam/Philadelphia.
- BAUSCH K.-R., 1995, Der Erwerb weiterer Fremdsprachen im Sekundarschulalter, in: Bausch K.-R./Christ H./Krumm H.-J. (Hg.), *Handbuch Fremdsprachenunterricht*, Tübingen, S. 446-451.
- BIALYSTOK E., 2005, Consequences of bilingualism for cognitive development, in: Kroll J.E./de Groot A.M.B. (Hg.), *Handbook of bilingualism: Psycholinguistic approaches*, Oxford/New York, S. 417-432.
- CENOS J. / HUFSEISEN B. / JESSNER U. (Hg.), 2001, *Cross-linguistic influence in third language acquisition: Psycholinguistic perspectives*, Clevedon.
- CENOS J. / HUFSEISEN B. / JESSNER U. (Hg.), 2003, *The multilingual lexicon*, Dordrecht/Boston/London.
- CHŁOPEK Z., 2010, Wpływy międzyjęzykowe z L1 i L2 na L3 w trakcie dokonywania przekładu pisemnego, in: Małgorzewicz A. (Hg.), *Translation: Theorie – Praxis – Didaktik*, Wrocław/Dresden, S. 357-367.
- COSTA A. / COLOMÉ À. / CARAMAZZA A., 2000, Lexical access in speech production: The bilingual case, in: *Psicológica* 21, S. 403-437.
- DE GROOT A. M. B., 1993, Word-type effects in bilingual processing tasks: Support for a mixed-representational system, in: Schreuder R./Weltens B. (Hg.), *The bilingual lexicon*, Amsterdam/Philadelphia, S. 27-51.
- DELL G. S., 1986, A spreading-activation theory of retrieval in sentence production, in: *Psychological Review* 93, S. 283-321.
- DIJKSTRA T., 1998, From tag to task: Coming to grips with bilingual control issues, in: *Bilingualism: Language and Cognition* 1, S. 88-89.
- DIJKSTRA T., 2003, Lexical processing in bilinguals and multilinguals: the word selection problem, in: Cenoz J./Hufeisen B./Jessner U. (Hg.), *The multilingual lexicon*, Dordrecht/Boston/London, S. 11-26.
- DIJKSTRA T. / VAN HEUVEN W. J. B., 1998, The BIA model and bilingual word recognition, in: Grainger J./Jacobs A.M. (Hg.), *Localist connectionist approaches to human cognition*, Hillsdale, S. 189-226.
- DONG Y. / GUI S. / MACWHINNEY B., 2005, Shared and separate meanings in the bilingual mental lexicon, in: *Bilingualism: Language and Cognition* 8, S. 221-238.
- GABRYŚ-BARKER D., 2005, Aspects of multilingual storage, processing and retrieval, Katowice.
- GROSJEAN F., 1988, Exploring the recognition of guest words in bilingual speech, in: *Language and Cognitive Processes* 3, S. 233-274.

- HERWIG A., 2001, Plurilingual lexical organisation: Evidence from lexical processing in L1-L2-L3-L4 translation, in: Cenoz J./Hufeisen B./Jessner U. (Hg.), *Cross-linguistic influence in third language acquisition: Psycholinguistic perspectives*, Clevedon, S. 115-137.
- KROLL J. F. / STEWART E., 1994, Category interference in translation and picture naming: Evidence for asymmetric connections between bilingual memory representations, in: *Journal of Memory and Language* 33, S. 149-174.
- MARINKOVIĆ K., 2004, Spatiotemporal dynamics of word processing in the human cortex, in: *The Neuroscientist* 10, S. 142-152.
- MCCLELLAND J. L. / ELMAN J. L., 1986, The TRACE model of speech perception, in: *Cognitive Psychology* 18, S. 1-86.
- MCCLELLAND J. L. / RUMELHART D. E., 1981, An interactive activation model of context effects in letter perception: Part 1. An account of basic findings, in: *Psychological Review* 88, S. 375-407.
- MEARA P., 2006, Emergent properties of multilingual lexicons, in: *Applied Linguistics* 27, S. 620-644.
- MEUTER B., 2009, Neurolinguistic contributions to understanding the bilingual mental lexicon, in: Pavlenko A. (Hg.), *The bilingual mental lexicon: Interdisciplinary approaches*, Bristol/ Buffalo/Toronto, S. 1-25.
- NÄF A., 2004, Assoziationsgesteuerte Lexemsuche in der L2, in: Hufeisen B./Marx N. (Hg.), *Beim Schwedischlernen sind Englisch und Deutsch ganz hilfreich. Untersuchungen zum multiplen Sprachenlernen*, Frankfurt am Main etc., S. 137-162.
- PARADIS M., 2004, *A neurolinguistic theory of bilingualism*, Amsterdam/Philadelphia.
- PARADIS M., 2009, Declarative and procedural determinants of second languages. Amsterdam.
- PAVLENKO A., 2009, Conceptual representation in the bilingual lexicon and second language vocabulary learning, in: Pavlenko A. (Hg.), *The bilingual mental lexicon: Interdisciplinary approaches*, Bristol/ Buffalo/Toronto, S. 125-160.
- POTTER M. C. / SO K.-F. / VON ECKARDT B. / FELDMAN L. B., 1984, Lexical and conceptual representation in beginning and proficient bilinguals, in: *Journal of Verbal Learning and Verbal Behavior* 23, S. 23-38.
- PULVERMÜLLER F., 1999, Words in the brain's language, in: *Behavioral and Brain Sciences* 22, S. 253-336.
- RINGBOM H., 1987, *The role of the first language in foreign language learning*, Clevedon.
- RODRIGUEZ-FORNELLS A. / VAN DER LUGT A. / ROTTE M. / BRITTI B. / HEINZE H.-J. / MÜNTE T. F., 2005, Second language interferes with word production in fluent bilinguals: Brain potential and functional imaging evidence, in: *Journal of Cognitive Neuroscience* 17, S. 422-433.
- ROELOFS A., 1997, The WEAVER model of word-form encoding in speech production, in: *Cognition* 64, S. 249-284.
- ROELOFS A., 1998, Lemma selection without inhibition of languages in bilingual speakers, in: *Bilingualism: Language and Cognition* 1, S. 94-95.
- SCHRAUF R. W., 2009, The bilingual lexicon and bilingual autobiographical memory: The neurocognitive basic systems view, in: Pavlenko A. (Hg.), *The bilingual mental lexicon: Interdisciplinary approaches*, Bristol/ Buffalo/Toronto, S. 26-51.
- ULLMAN M. T., 2007, The declarative/procedural model of lexicon and grammar, in: *Journal of Psycholinguistic Research* 30, S. 37-69.
- WEINREICH U., 1953, *Languages in contact. Findings and problems*, The Hague.
- WILLIAMS S. / HAMMARBERG B., 1998, Language switches in L3 production: Implications for a polyglot speaking model, in: *Applied Linguistics* 19, S. 295-333.

K.F.W. Wander und W. Mieder als Parömiographen

Eine Geschichte der deutschen Parömiographie ist noch nicht vorhanden. Bereits jetzt darf man aber vorwegnehmen, dass zwei Sprichwörterforscher darin den wichtigsten Platz verdient haben. Dabei handelt es sich um Karl Friedrich Wilhelm Wander und Wolfgang Mieder. Es ist nicht meine Absicht, eine Gesamteinschätzung der Verdienste dieser Forscher zu wagen. Hier möchte ich nur einen Versuch unternehmen, ihre Leistung als Parömiographen zu würdigen. Der erstere begann seine parömiographische Tätigkeit in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts und der andere etwa 140 Jahre später.

Karl Friedrich Wilhelm Wander (1803-1879) hat sich bleibende Verdienste auf zwei Gebieten erworben: in der Pädagogik und vor allem in der Sprichwörterkunde¹. Sein Wirken als ein liberaler Pädagoge ist schon hinlänglich dargestellt worden². Im Weiteren präsentieren wir seine Verdienste in der zweiten Domäne seiner Tätigkeit.

Das Lebenswerk Wanders ist sein „Deutsches Sprichwörterlexikon“ (1867-1880), an dem er beinahe ein halbes Jahrhundert gearbeitet hat. Es handelt sich um die Gipfelleistung nicht nur der deutschen Parömiologie, der man gehörigen Respekt zollen sollte. Wanders monumentales, fünfbändiges Lexikon ist wohl allen Sprichwörterforschern ein Begriff. Will man es aber gebührend würdigen, muss man nachvollziehen, unter welch schwierigen Umständen es entstanden ist. Wander kam aus sehr bescheidenen sozialen Verhältnissen. Sein Vater war ein unvermögender Dorfschneider in Fischbach/Karpniki bei Hirschberg/Jelenia Góra. Der junge Wander wurde zuerst von seinem Dorfpastor und in den Jahren 1810-1817 in der dortigen Dorfschule unterrichtet. Es war ihm aber nicht vergönnt, eine Universitätsausbildung zu erhalten, denn er wurde – gegen seinen Willen – schon mit vierzehn Jahren in die Tischlerlehre gegeben. Ein Jahr später konnte er aber 1818 seine ersehnte pädagogische Laufbahn beginnen: zuerst als Präparand bei anderen Lehrern, dann als Vertretungslehrer und schließlich als Hilfslehrer. Mit Mühe gelang es ihm noch, von 1822 bis 1824 einen Platz im zwei-

¹ Vgl. Ruysch 1892, Fränkel 1896 (Bd. 41, S. 139-143), Eichler 1954, Herzog 1957, Killy/Vierhaus 1994 (Bd. 10, S. 328).

² Vgl. Hoffmann 1929, Geppert 1988, Schäfer 1999.

jährigen Lehrerseminar in Bunzlau/Bolesławiec zu erhalten, und dann arbeitete er als Hilfslehrer in Gießmannsdorf/Gościszów. Mit viel Fleiß und Ausdauer konnte er sich langsam zum Volksschullehrer emporarbeiten. In den Jahren 1827-1845 sowie 1847-1849 unterrichtete er Deutsch an der evangelischen Stadtschule in Hirschberg. Sein profundes Wissen im Bereich der Germanistik erwarb er sich aber als Autodidakt. Erschwerend kam noch hinzu, dass er in der abgelegenen niederschlesischen Provinz – weit von jeglichen Universitätszentren entfernt – lebte und wirkte. Die am nächsten gelegene Universitätsbibliothek, wo er seinen Studien nachgehen konnte, befand sich in Breslau/Wrocław.

Wander musste beinahe ständig Entbehrungen ertragen. In seiner beruflichen Laufbahn wurde es ihm zum Verhängnis, dass er in seiner Aufrichtigkeit keinen Hehl aus seinen freiheitlichen und radikalen Anschauungen machte. In Schlesien, das 1742 vom despotischen Preußen annektiert worden war, hatte er dafür einen hohen Preis zu zahlen: 1849 wurde er wegen seiner freisinnigen Ansichten vom Schuldienst suspendiert. Nach einem kurz währenden Aufenthalt in den USA (1850-1851) kehrte er in seine niederschlesische Heimat zurück. Dort musste er sich dann als Freiberufler eine neue Existenzgrundlage aufbauen. 1852 gründete er ein Gewürzgeschäft in Hermsdorf/Sobieszów, und bis 1874 unterhielt er als Gewürzhändler sich und seine Familie.

Das größte Verdienst von Wander als Begründer der Sprichwörterkunde besteht darin, dass er sein „Deutsches Sprichwörterlexikon“ verfasste und dafür eine originelle und gediegene Makro- und Mikrostruktur erarbeitete, die sich dann weltweit in der modernen Parömiographie durchsetzte. Bei dessen Entstehung können fünf Etappen markiert werden. Bereits 1831 begann er seine Arbeit an diesem Lexikon, und 1839 beendete er hierzu die Anlage des Manuskripts. 1862 erschien die erste Lieferung und fünf Jahre später der erste Band. Der fünfte und zugleich letzte Band wurde 1880 herausgegeben, mithin bereits ein Jahr nach seinem Tod.

Wanders Sprichwörterlexikon kann als ein Werk der Superlative und der gut durchdachten parömiographischen Neuerungen bezeichnet werden. Darin sind 250 000 Sprichwörter und Phraseologismen des Deutschen verzeichnet, die fünf stattliche Foliobände umfassen. Diese Zahl der Einträge wurde bis jetzt noch von keinem anderen derartigen Wörterbuch übertroffen. Sie ist desto beeindruckender, wenn man dabei bedenkt, dass die Einträge ein Einzelforscher notierte, der damals selbstverständlich mit keinen elektronischen Speichern, sondern nur mit solchen Utensilien wie Papier, Tinte und Gänsefedern ausgerüstet war. Sein Ehrgeiz war es trotzdem, möglichst alle deutschen Proverbien zu erfassen. Er nahm also sämtliche Parömien auf, die er in bisherigen deutschen Sprichwörtersammlungen vorgefunden hatte.

Eine wesentliche lexikographische Neuerung ist dabei das von ihm entworfene originelle und benutzerfreundliche Anordnungssystem der Lemmata, von dem er auch konsequent Gebrauch macht. Aufgenommene Sprichwörter sind alphabetisch nach ihren

Hauptstichwörtern angeordnet worden, was das Nachschlagen erheblich erleichtert. Gibt es mehrere Proverbien mit demselben Hauptstichwort, dann entscheiden deren Anfangswörter über ihre Reihenfolge in seinem Sprichwörterlexikon, z.B.

Breslau [Bd. 1, Sp. 462]³.

1. *Ei Brassel schäl'n se ke Ei, das nicht zwei Dotter hat.*
2. *Woss gieht mich Brassel on, ho ich doch kee Hauss drinne.*

Man muss die Tatsache hervorheben, dass Wander ständig bemüht war, auch Sonderformen des Sprichworts, nämlich Bauernregeln, Wellerismen und Priamel, systematisch in sein Lexikon aufzunehmen, z.B.: *Grüne Weihnachten, weisse Ostern.* – Weihnachten 6 [Bd. 5. Sp. 82], *Aller Anfang ist schwer, sagte der Dieb (oder: sagte Hans Klapper) und stahl einen Amboss (einen Mühlstein).* – Anfang 5 [Bd. 1, Sp. 80], *Ein Schreiber ohne Feder, ein Schuster ohne Leder, ein Kaufmann ohne Geld sind die grössten Hundsfötter in der Welt.* – Schreiber 10 [Bd. 4, Sp. 337].

Bei seiner beharrlichen Sammeltätigkeit strebte Wander immer nach Vollständigkeit. Er berücksichtigte konsequent nicht nur hochsprachliche Sprichwörter, sondern auch mundartliche Proverbien aus verschiedenen Teilen des damaligen deutschen Sprachraums, z.B.: *Proge is néi dabaut ei en Toge.* Prag 1 – Nordböhmen [Bd. 3, Sp. 1385], *Schwizerrath chunnt na der That.* Schweizerrath. Sutermeister 47 [Bd. 4, Sp. 463]. Darunter finden wir auch zahlreiche Eintragungen aus damaligen inseldeutschen Dialekten, z.B. aus dem Siebenbürgischen: *Mät der San schlöfen gön, mät der San afschtön.* (Siebenbürg.-sächs.) Sonne 150 – Schuster 421 [Bd. 4, Sp. 619].

Als eine erwähnenswerte Besonderheit können in diesem Zusammenhang niederdeutsche sowie jiddische Sprichwörter und Phraseologismen vor allem polnischer Juden genannt werden, die Wander auch in sein Lexikon aufgenommen und mit philologischen Erläuterungen versehen hat, z.B. *'T Sonneke schint, 't Ponnke grint, de Polleke steiht up de Schildwache* (Jerentowitz) – Sonne 167. ‚Wenn eine weibliche Person die Schamhaftigkeit so verletzt, dass sie in Gegenwart einer männlichen ihr Wasser lässt. *Ponnke* = ‚vulva‘, *Polleke* = ‚penis‘ [Bd. 4, Sp. 618]; *A Schickse beim Ruw käm auch a Schale paskenen.* (Jüd.-deutsch. Warschau) – Schickse. ‚Eine Christenmagd beim Rabbiner kann auch eine Rechtsfrage in religiösen Dingen entscheiden. Sinn: Übung macht den Meister. Jede Pfarrköchin pflegte auch zu sagen: **Wir** können heute nicht taufen, trauen, begraben‘ [Bd. 4. Sp. 159].

Der Genauigkeit halber gilt es noch die lexikographische Gewissenhaftigkeit Wanders hervorzuheben. Sie kommt u.a. darin zum Vorschein, dass er als Parömiograph gar nicht prüde war. Im Gegensatz zu seinen zeitgenössischen Sprichwörtersammlern nahm er auch solche Proverbien auf, die damals allgemein als derb oder sogar als vulgär galten und aus diesem Grund lexikographisch nicht erfasst wurden. Zur Rechtfertigung seiner

³ Es geht jeweils um Wander 1867-1880.

Vorgehensweise darf man aber darauf hinweisen, dass als anstößig dabei meist nicht so sehr deren durchaus akzeptable Aussage wirkt, vielmehr deren gewagte Bildhaftigkeit, z.B. *Drei Fotzenhaare ziehen stärker als ein hänfen Seil.* – Eiselein 117, Simrock 2578 – Fotzenhaare 1 [Bd. 1, Sp. 1092].

In die Mikrostruktur seines Sprichwörterlexikons nahm Wander eine Reihe von für die Parömiologie wichtigen Angaben auf. Damit legte er hohe Maßstäbe für alle späteren Parömiographen fest.

A. Bei aufgenommenen deutschen Proverbien gibt er in der Regel minuziös an, in welchen früheren Sprichwörtersammlungen sie verzeichnet worden sind, z.B.: *Allzu grosse Freiheit ist eine Mutter der Bosheit.* – Freiheit 1. Mhd. *Grôs friheit oft boes ende nimt.* (**Renner**) – **Zingerle** 38 [Bd. 1, Sp. 2154]; *Wenn die Sonne zu Rüst geht, hat die Ladung keine Kraft.* – (**Graf 404, 25**) – Sonne 255. Mhd. *So aber die sunne ze rest kumt, so hat ir gebot kein kraft* [Bd. 4, Sp. 621]. Dadurch ist sein Lexikon zu einer wertvollen, zuverlässigen und unentbehrlichen Fundgrube für alle Forscher im Bereich der historischen Parömiologie des Deutschen geworden.

B. Bei erfassten deutschen Sprichwörtern werden in manchen Fällen ihre Äquivalente in zahlreichen europäischen (seltener auch in einigen außereuropäischen) Sprachen angegeben, z.B. *Die aufgehende son hat mehr Anbeter (Freunde, Verehrer) als die untergehende.* – Guttstein II, 171, 59; Sailer 246, Simrock 9545 – Sonne 22. „Mehr gilt die Sonne, die Morgens leucht, denn die, so abends von uns weicht“ (Seybold 444). **Böhm.:** *Každy k vycházejícímu slunci raději hledí – Slunce jest milejší, když vychází, než když zachází* (Čelakovsky, 154 u. 305). **Dän.:** *Alde tilbede den opgangende, ingen den nedgangende soel.* – *Men holder meere af den opgangende end nedgangende soel* (Prov. dan. 21 u. 298). **Engl.:** *Men use to worship the rising sun* (Gaal, 881; Bohn II, 128). **Frz.:** *On adore plutôt le soleil levant, que le soleil couchant* (Gaal, 881; Lendroy 509). **Holl.:** *Men bidt meest de opgaande zon aan, terwijl de ondergaande wordt gevloekt* (Harrebomée II, 507). **It.:** *Si stima più il sol levante, che l'occidente* (Passalia, 355, 4). **Lat.:** *Plures adorant solem orientem, quam occidentem* (Eiselein, 571; Gaal, 881). **Poln.:** *Každy na słońce wschodzące patrzy ochotniej* (Čelakovsky, 154). **Schwed.:** *Opgående solen wördas mehr än nedgaende* (Grubb, 648) [Bd. 4, Sp. 611]. Ein anderes Beispiel: *Der Tod vergisst keinen.* – Tod 188. Die Araber sagen: *Der Tod ist ein schwarzes Kamel, das vor jeder Thür niederkniet* (Schlechta, 95) [Bd.4, Sp. 1233].

C. Bei einigen aufgenommenen deutschen Proverbien verweist er auch auf ihre lateinischen Vorlagen, z.B. *Fleiss bricht (alle) Eyss.* (Fleiß 14). **Lat.** *Studio omnia cedunt* (Gaal 468) – *Omnia diligentiae subjiciuntur* (Philippi II, 69) [Bd. 1, Sp. 1060]; *Die Sonn wirdts bringen an den tag, was vndern schneh verborgen lag.* (Sonne 29). **Lat.** *Quicquid nix celat, solis calor omne reuelat* (Loci comm. 61) [Bd. 4, Sp. 612].

D. Nennenswert ist die Tatsache, dass er deutsche Sprichwörter in bestimmten Fällen auch mit ihren polnischen Entsprechungen versehen hat. Dabei beruft er sich vor al-

lem auf „Mudrosloví národu slovanského ve příslovích“ von Čelakovsky, z.B. *Wer das Kind bei der Hand fasst, greift der Mutter ans Herz.* – (Kind 993). **Poln.** *Dziecię za rękę, matkę za serce* (Čelakovsky 400; Wurzbach I, 240, 141) [Bd. 2, Sp. 1316]; *Zwei Sonnen sind zu viel an Einem Himmel.* – (Sonne 298). **Poln.** *Jedno słońce dość (dosyć) na niebie* (Čelakovsky 318) [Bd. 4, Sp. 623].

E. Bei manchen deutschen Proverbien und Phraseologismen findet man dort auch noch zusätzliche Angaben anderen Charakters. Dazu gehören beispielsweise philologische Erläuterungen, ethische Belehrungen, Entstehungsdarstellungen, Kommentare persönlicher Natur, z.B.: *Gleiche Sonne, gleicher Wind.* (Sonne 126). ‚Sagte der deutsche Kriegsminister Graf Roon in seiner Beantwortung der Rede des Abgeordneten Lasker gelegentlich der Berathung des die Friedenspräsenzstärke und die Ausgaben für die Verwaltung des deutschen Heeres in den Jahren 1872-74 betreffenden Gesetzentwurfs im deutschen Reichstage am 29. Nov. 1871‘ [Bd. 4, Sp. 616]; *Wenn die Sonne auf einen Misthaufen scheint, so antwortet er mit Gestank.* (Sonne 209). ‚So erwidert der Undankbare empfangene Wohltaten‘ [Bd. 4, Sp. 619]; **Der Storch hat die Mutter ins Bein gebissen.* (Storch 49). ‚Mit dieser Redensart erklärt man den Kindern die Krankheit entbundener Mutter. Man bringt sie in Zusammenhang mit der mythologischen Vorstellung von Geburten aus dem Bein‘ (Vgl. Mannhardt, *Germ. Mythologie*, S. 305) [Bd. 4, Sp. 883]; **Es ist Stösselwein.* (Stösselwein). ‚Im Jahre 1816 erfroren die Trauben samt dem Holze, ehe sie reif wurden. An manchen Orten mussten sie mit Stengeln zerstoßen werden, daher man diesen Wein, so schlecht man ihn seit hundert Jahren nicht gehabt hatte, „Stösselwein“ nannte‘ (Vgl. J.J. Franck, *Jahresbericht der Lateinschule in Edenkoben für das Jahr 1873-74*, S.15) [Bd. 4, Sp. 884].

Das bleibende Verdienst Wanders in der Parömiographie ist es, dass er in seinem Sprichwörterlexikon konsequent Phraseologismen von Proverbien abgesondert hat. In bisherigen Sammlungen war das nicht der Fall. Nach Sprichwörtern mit einem bestimmten Hauptstichwort sind Phraseologismen mit diesem Stichwort aufgenommen worden. Sie sind nach ihren Anfangswörtern alphabetisiert. Im Gegensatz zu Proverbien sind sie immer mit einem Asteriskus versehen, z.B.

Siede [Bd. 4, Sp. 556].

1. *Aus Siede kann man keinen Strick drehen.*
- *2. *Er hat Siede im Kopfe.*

Alle oben erwähnten Angaben zeugen von einem enormen Arbeitsaufwand Wanders bei der Bearbeitung seines Sprichwörterlexikons. Es ist auch bekannt, dass er zeit seines Lebens ständig und systematisch Fremdsprachen lernte, um dadurch einen direkten Zugang zu Proverbien dieser Sprachen zu bekommen. Dadurch kann sein Lexikon mit Nutzen auch bei vergleichenden parömiologischen Studien herangezogen werden.

Wanders Sprichwörterlexikon schneidet konkurrenzlos ab, wenn man es mit derartigen zeitgenössischen Werken vergleicht, z.B. mit „Mudrosloví národu slovanského

ve příslovích“ (1852) von Čelakovsky oder mit dem „Spreekwoordenboek der Nederlandse taal“ (1858-1870) von Harrebomée. Die von Wander bearbeitete Mikrostruktur wurde später von Tilley in „A Dictionary of the Proverbs in England in the Sixteenth and Seventeenth Centuries with Parallelisms of Shakespeare“ (1950) sowie von Julian Krzyżanowski in „Nowa księga przysłów i wyrażen przysłowiowych polskich“ (1969-1978) übernommen und weiter vervollkommen. Das Werk Wanders, das oft nachgedruckt wurde, beeinflusste nachhaltig im 19. und 20. Jh. die parömiographische Praxis nicht nur des Deutschen, sondern auch der anderen Sprachen. Dieser Einfluss ist beispielsweise auch in den parömiographischen Standardwerken des Polnischen deutlich festzustellen, d.h. in „Słownik przysłów, przypowieści i wyrażen przysłowiowych polskich“ (1889-1894) von Samuel Adalberg sowie im bereits angedeuteten Werk von Krzyżanowski.

Wander sammelte und erforschte deutsche Sprichwörter, während Mieder die Sammlung und Untersuchung deutscher Antisprichwörter einleitete und vorantrieb. An dieser Stelle ist ein Exkurs über diesen von ihm geprägten Begriff angebracht. Zuerst soll aber unterstrichen werden, dass Sprichwörter eigentlich nie als der Weisheit letzter Schluss galten. Hinzu kommt noch die Tatsache, dass zahlreiche Sprichwörter jetzt als autoritär und einseitig empfunden werden. Anschauungen, Gebote und Verbote, die sie verkünden, sowie gut gemeinte Ratschläge, mit denen sie nicht geizen, werden von modernen Menschen als überholt und altväterlich bewertet. Dadurch provozieren sie heutzutage gerade Widerspruch und werden gern parodiert (vgl. Röhrich/Mieder 1977:115).

Der Lobpreis von Tugenden wie Fleiß, Sparsamkeit, Frömmigkeit, Gottesfurcht, Keuschheit etc. wird zum Lob von Untugenden ironisiert und umfunktioniert. Am häufigsten werden Sprichwörter, die die Arbeit preisen, in Antisprichwörter zum Lob der Faulheit umgeprägt, z.B.: *Arbeit adelt – wir bleiben bürgerlich; Arbeit macht Spaß – und Spaß wird nicht gemacht; Müßiggang ist aller Laster Anfang – Arbeit ist aller Laster Anfang; Reden ist Silber, Schweigen ist Gold – Arbeit ist Silber, Nichtstun ist Gold; Morgenstund hat Gold im Mund – Morgenstund hat Gold im Mund und Blei im Hintern* (vgl. Röhrich/Mieder 1977:115).

Wolfgang Mieder ist Professor für deutsche Sprache und Folklore an der University of Vermont in Burlington sowie weltweit anerkannter Sprichwörterforscher. Er ist Verfasser von mehr als hundert Büchern auf dem Gebiet der Parömiologie und Herausgeber des Jahrbuchs „Proverbium. Yearbook of International Proverb Scholarship“. Die Bandbreite seiner Arbeitsbereiche ist allen zeitgenössischen Parömiologen bekannt. Wie kein anderer Forscher beherrscht er souverän alle Domänen dieser Disziplin. Mit seinen theoretischen Publikationen hat er auch die moderne Sprichwörterforschung maßgeblich und nachhaltig beeinflusst und geprägt. Seinem jahrelangen und unermüdlichen Einsatz haben wir nicht zuletzt auch seine vorbildlichen annotierten Fachbibliographien, d.h. „International Proverb Scholarship: An Annotated Bibliography“

(1982) mit drei Supplementen sowie „International Bibliography of Paremiology and Phraseology“ (2009) zu verdanken.

Im Weiteren werden wir uns auf seine parömiographischen Werke im Bereich der deutschen Antisprichwörter beschränken. Dabei gilt es hier daran zu erinnern, dass er den Begriff **Antisprichwort** geprägt hat. Darunter versteht er Parodien von Sprichwörtern, die im modernen Sprachgebrauch gebildet und verwendet werden.

Das erste Wörterbuch mit deutschen Antisprichwörtern veröffentlichte Mieder schon 1983, d.h. etwa hundert Jahre nach dem „Deutschen Sprichwörterlexikon“ von Wander. Danach folgten zwei Wörterbücher dieser Art. Zuerst präsentieren wir hier die von Mieder entwickelte Makro- und Mikrostruktur. Wenn es um die Makrostruktur geht, sind die Wörterbuchartikel nach Stichwörtern der Sprichwörter angeordnet, von denen Antisprichwörter gebildet worden sind, z.B. *Vater*. Die Mikrostruktur eines Wörterbuchartikels besteht aus Antisprichwörtern mit dem jeweiligen Stichwort. Alle aufgenommenen Antisprichwörter werden mit einer vorangehenden laufenden Nummer⁴ versehen, z.B.: 4338 – *Jungfrau werden ist nicht schwer, Jungfrau bleiben um so mehr*; 4339 – *Chef werden ist nicht schwer, Chef sein dagegen sehr*; 4340 – *Vater werden ist nicht schwer, außer Mutter will nicht mehr*; 4341 – *Lehrling werden ist nicht schwer, Lehrling sein dagegen sehr!!* (Mieder 1989:134f.).

1998 veröffentlichte Mieder „Verdrehte Weisheiten. Antisprichwörter aus Literatur und Medien“. Eigentlich handelt es sich um Band IV der von ihm gesammelten Antisprichwörter. Die Makrostruktur ist darin aber anders als in den ersten drei Bänden. Einzelne Wörterbuchartikel sind hier nicht nach Stichwörtern, sondern nach einzelnen Sprichwörtern angeordnet, von denen Antisprichwörter gebildet worden sind. Die Mikrostruktur eines Wörterbuchartikels in „Verdrehten Weisheiten“ bilden drei Elemente: Antisprichwörter zum jeweiligen Sprichwort, Daten der ersten Belege der Antisprichwörter, Quellenangaben dieser Belege, z.B.

Alte Liebe rostet nicht (vgl. Mieder 1998:165ff.).

1. *Alte Liebe rostet nicht – wenn sie gut vergoldet ist*; 1879; Fliegende Blätter, 71/1879, S. 7.
2. *Alte Liebe rostet nicht – aber die liebe Alte*; 1923; J. Gössel, Wortspiele, S. 54.
3. „*Alte Liebe rostet nicht*“, *sagte die Oma und bewarb sich für die Hauptrolle im Senioren-Report*; 1974.
4. *Alte Leibe rostet doch*; 1975; Hörzu, Nr. 36/6.12.1975, S. 59.
5. *Alte Liebe kostet nichts*; 1977; Heinrich Schröter, Lust, S. 53 [.....].
6. *Alte Liebe rastet nicht*; 1979; Gerhard Uhlenbruck, Einfach, S. 4.
7. *Porsche-Liebe rostet nicht*; 1980; Der Spiegel, Nr. 45/3.11.1980, S. 193.

⁴Die laufende Nummer verweist auf die Quelle, aus der das bestimmte Antisprichwort übernommen worden ist, z.B.: 4338 – Werner Mitsch, „Spinnen, die nicht spinnen, spinnen“, Stuttgart 1978, S. 104.

8. *Liebe ist nur in Ausnahmefällen rostfrei*; 1983; Žarko Petan, Sintflut, S. 19.
9. *Alte Liebe mordet nicht*; 1984; Henry Kane, Alte Liebe mordet nicht, Hamburg: Kelter, 1984.
10. *Alte Liebe rostet nicht. Nein, sie entfernt sich*; 1984; Siegfried Glosse, Einfälle, S. 80.
11. *Kalte Liebe kostet nichts*; 1984; Werner Ehrenforth, Eintagsfliege, S. 30.
12. *Alter Adel rostet nicht*; 1986; Pelham Wodehouse, Alter Adel rostet nicht. Roman, München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 1986.
13. *Alte Feindschaft rostet nicht*; 1987; Die Zeit, Nr. 37/11.9.1987, S. 3.
14. *Erzfeinde rosten nicht*; 1987; Gerhard Uhlenbruck, Kaffee, S. 88.
15. *Alte Liebe rostet nicht, das gilt vor allem für die Eigenliebe!*; 1993; Gerhard Uhlenbruck, Lebenslügen, S. 518.
16. *Alte Vorurteile rosten nicht*; 1995; Die Zeit, Nr. 27/7.7.1995, S. 16.
17. *Auch alte Liebe rostet*; 1995; Die Zeit, Nr. 29/21.7.1995, S. 4.

Es gilt hervorzuheben, dass Wolfgang Mieder auch die Antisprichwörterforschung in anderen Sprachen anregte. In diesem Zusammenhang sind die Sammlungen der Antisprichwörter des Englischen „Twisted wisdom“ sowie „Old proverbs never die, they just diversify. A collection of anti-proverbs“ zu nennen. Die Sammeltätigkeit Mieders verdient Anerkennung und Bewunderung. Er schöpft vor allem aus drei Quellen: aus Literatur, aus Massenmedien und Werbung. Sein Archiv mit Antisprichwörtern legte er schon Anfang der siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts an. Mieder beschränkte sich nicht nur auf bloße Sammeltätigkeit von Antisprichwörtern. Er ermittelte auch Gesetzmäßigkeiten in diesem Bereich, auf die ich hier hinweisen möchte.

- (1) Deutsche Antisprichwörter werden vor allem von bekannten deutschen Sprichwörtern abgeleitet, die zum parömisches Minimum dieser Sprache gehören. An der ersten Stelle befindet sich das populärste deutsche Sprichwort *Morgenstunde hat Gold im Munde*, das 76 abgewandelte Belege aufweist. Dann folgen: *Lügen haben kurze Beine*, *Im Wein ist Wahrheit*, *Reden ist Silber*, *Schweigen ist Gold*, *Der Klügere gibt nach*, *Der Zweck heiligt die Mittel* (vgl. Mieder 1998).
- (2) Deutsche Antisprichwörter werden in vielen Fällen nur durch minimale Änderungen des deutschen Originalsprichworts gebildet. Oft genügt dabei nur die Substitution eines einzigen Lautes, z.B.: *Gelegenheit macht Diebe/Liebe*, *Alte Liebe rostet/kostet nicht*, *Irren ist menschlich/männlich*.

Faszinierend ist auch die Frage nach dem Platz deutscher Antisprichwörter im Lexikon des Deutschen. Die meisten davon werden wohl nur geistreiche Eintagsfliegen sein. Einigen von ihnen wird es aber gelingen, dort einen festen Platz einzunehmen.

Zitierte Literatur

- ADALBERG S., 1889-1894, Słownik przysłów, przypowieści i wyrażeń przysłowiowych polskich, Warszawa.
- ČELAKOVSKÝ F. L., 1852, Mudrosloví národu slovanského ve příslovích, Prag.
- EICHLER E., 1954, Karl Friedrich Wilhelm Wander: 1803 – 1879, Berlin,
- FRÄNKEL L., 1896, Karl Friedrich Wilhelm Wander, in: Allgemeine Deutsche Biographie. Bd. 41, Leipzig, S. 139-143.
- GEPPERT O., 1988, Der freisinnige Schulmann Karl Friedrich Wilhelm Wander. Korrekturen zu seinem Bild (1803-1879) (unveröff. Dissertation), Gießen.
- HARREBOMÉE P. J., 1858-1870, Spreekwoordenboek der Nederlandse taal, Utrecht.
- HERZOG A., 1957, Karl Friedrich Wilhelm Wander als Sammler und Bearbeiter des deutschen Sprichwortschatzes (unveröff. Dissertation), Dresden.
- HOFFMANN R., 1929, Karl Friedrich Wilhelm Wander. Eine Studie über den Zusammenhang von Politik und Pädagogik im 19. Jahrhundert (unveröff. Dissertation), Erlangen.
- KILLY W. / VIERHAUS R., 1994, Deutsche Bibliographische Enzyklopädie. Bd. 10, Darmstadt, S. 328.
- KRZYŻANOWSKI J., 1969-1978, Nowa księga przysłów i wyrażeń przysłowiowych polskich, Warszawa.
- MIEDER W., 1982, International Proverb Scholarship: An Annotated Bibliography, New York/London.
- MIEDER W., 1989, Antisprichwörter. Dritte Sammlung, Wiesbaden.
- MIEDER W., 1998, Verdrehte Weisheiten. Antisprichwörter aus Literatur und Medien, Wiesbaden.
- MIEDER W., 2009, International Bibliography of Paremiology and Phraseology, Berlin/New York.
- RÖHRICH L. / MIEDER W., 1977, Sprichwort, Stuttgart.
- RUYSCH O., 1892, Der „rote Wander“, Hamburg.
- SCHÄFER J., 1999, Karl Friedrich Wilhelm Wanders Sprachbücher, Frankfurt am Main u.a.
- TILLEY M. P., 1950, A Dictionary of the Proverbs in England in the Sixteenth and Seventeenth Centuries (with Parallelisms of Shakespeare), Ann Arbor.
- WANDER K. F. W., 1867-1880, Deutsches Sprichwörterlexikon, Leipzig.

Deutsch-polnische Phraseologie aus historischer Perspektive

1. Vorbemerkungen

Eines der Bereiche der Phraseologieforschung, der noch seiner gründlichen Aufarbeitung harret, betrifft die historische Dimension der Phraseologie (Burger 2005:37). Die diachronische Ausrichtung der Untersuchungen stellt in erster Linie intralinguale Aspekte in den Mittelpunkt ihres Interesses, wie z. B. Fundorte, Identifizierung, Klassifizierung und Entwicklung historischer Phraseme des Deutschen. Für die Erforschung geschichtlicher Aspekte der Phraseologie ergeben sich darüber hinaus interlinguale kontrastive Forschungsmöglichkeiten. Es ist allgemein erkannt, dass die deutsche Sprache ihre östlichen Nachbarsprachen, darunter das Polnische, in vielfältiger und nachhaltiger Weise mitgeprägt hat. Die Auswirkungen offenbaren sich vor allem im lexikalischen Subsystem, das gegenüber Kontakteinflüssen aus anderen Sprachräumen und Kulturen vergleichsweise offen ist. Über deutsch-polnische Lehnbeziehungen im Bereich der historischen Phraseologie wurde jedoch bisher wenig reflektiert¹, obwohl ein bedeutendes Potenzial für die Untersuchungen auf diesem Gebiet deutlich wird, wenn man die überaus massiven sprachlichen und kulturellen Berührungen zwischen den Deutschen und den Polen beachtet. Als Folge der über ein Jahrtausend ununterbrochenen deutsch-polnischen Wechselbeziehungen ist eine beträchtliche Anzahl von Elementen und Strukturen in den lexikalischen Bestand des Polnischen eingegangen (Czarnecki 2000:290-299, Hentschel 2001:153-169). Zu diesem Bestand zählen nicht nur Einwortlexeme, sondern auch feste Wortverbindungen, die in vielen Fällen auf deutsche Vorbilder zurückzuführen sind.

Gegenstand des vorliegenden Beitrags sind geschichtliche Aspekte der deutsch-polnischen Phraseologie. Hier handelt es sich zunächst um die Ermittlung der in Frage kommenden historischen Fundorte, in denen Belege für deutsch-polnische Phraseme² überliefert sind. Dabei sollen Typen von festen Wortverbindungen bestimmt und

¹ Einige Informationen zu den Aspekten der deutsch-polnischen Phraseologie enthält der Beitrag von Kątny (2004:179-195).

² In diesem Beitrag werden die Begriffe „Phrasem“ und „Phraseologismus“ synonym verwendet.

darüber hinaus Übereinstimmungen und Differenzen zwischen der damaligen und heutigen lexikalisch-semantischen Struktur der Phraseologismen aufgezeigt werden. Dort, wo dies die Quellenlage ermöglicht, soll der Frage nach der Äquivalenzdarstellung nachgegangen werden. Die für die Phraseologie des Gegenwartsdeutschen aufgestellten Kategorien und Termini können auch auf das historische Materialkorpus angewandt werden. In der vorliegenden Darstellung wird die Mischklassifikation von Harald Burger (2007:36-58) bevorzugt.

2. Wörterbücher als Quellen der deutsch-polnischen Phraseologismen

Wörterbücher eignen sich grundsätzlich dann als Quellen für phraseologische Untersuchungen, wenn sie nicht nur ein-, zwei- oder mehrsprachige Wortsammlungen in Form von Einzelwortlisten bieten, sondern auch Wortverbindungen oder Beispielsätze zur Illustration variierender Wortbedeutungen und adäquaten Wortgebrauchs anführen. Die ersten aus dem polnischen Sprachraum bekannten lexikographischen Werke stammen aus der Dekade 1520-30 und sind zunächst – wie überall in Europa – durch die lateinische Tradition geprägt. In diesen Wörterbüchern/Vokabularen steht das Lateinische als Leitsprache immer an erster Stelle. Deutsche und polnische Einträge, die fast ausschließlich von Einwortlexemen repräsentiert sind, haben die Funktion der Interpretamente und dienen als Hilfsmittel zum Verständnis der lateinischen Sprache. Als Beispiel sei das „Dictionarius Ioannis Murmellii variarum rerum [...]“ des niederländischen Humanisten Johannes Murmellius genannt, das Hieronymus Viotor 1528 in Krakau druckte. Diese frühen Vokabulare sind als Quellen für phraseologische Untersuchungen nicht geeignet.

2.1. Michael Kuschius „Wegweiser zur Polnischen und Deutschen Sprache“ (Breslau 1646)

In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts sind im polnischen Sprachraum Wörterbücher mit dem Lateinischen als Leitsprache noch dominant, aber um die Mitte dieses Jahrhunderts zeichnet sich eine neue Tendenz ab. Sie geht mit der steigenden Bedeutung der Nationalsprachen einher und rein äußerlich lässt sie sich an der wachsenden Anzahl von Wörterbüchern ablesen, die vom Polnischen oder vom Deutschen als Lemmasprache ausgehen. Ein erstes überliefertes Werk, das gerade wegen seiner deutsch-polnisch-lateinischen Sprachanordnung in der Geschichte der deutsch-polnischen Lexikographie eine herausragende Stellung einnimmt, ist der „Wegweiser zur Polnischen/ und Deutschen Sprache“ von Michael Kuschius/ Michał Kusz/Kuś. Der „Wegweiser“ ist ein in erster Linie makrostrukturell angelegtes Werk. Der Großteil des im Wörterbuch erfassten Sprachmaterials besteht aus alphabetisch angeordneten Einwortlexemen. Wortverbindungen treten nur vereinzelt auf. Darunter befinden sich: Kollokationen (*athem holen – wytchnąć, bestimmen die*

zeit – czas naznaczyć, bestürzt machen – przestraszyć, fieber haben – zimnicę miewać), Modellbildungen (*fuß für fuß – noga za nogą*).

2.2. Johannes Ernesti „Polnisches Hand-Büchlein“

Das erste lexikographische Werk, das für phraseologische Untersuchungen wirklich interessant ist, stammt aus dem Jahr 1689 oder 1690 und es wurde von einem Breslauer Lehrer namens Johannes Ernesti (1632-1709) verfasst. In der Geschichte der deutsch-polnischen Lexikographie gilt das „Polnische Hand-Büchlein“ als ein erstes umfassendes Werk dieses Typs (Frączek 1999:25-26). Auf 758 Seiten sammelte der Verfasser ca. 5800 Lemmata. Das Wörterbuch von Ernesti war nicht nur zu seinen Lebzeiten populär, sondern noch lange darüber hinaus. Noch im 19. Jahrhundert fand es die Anerkennung des großen polnischen Lexikographen Samuel B. Linde.

Auffallend an dem „Polnischen Hand-Büchlein“ sind zum einen die deutsch-polnische Sprachanordnung und die Tatsache, dass Ernesti die lateinische Referenz-Version nicht mehr berücksichtigte. Zum anderen enthält das Wörterbuch ein reichhaltiges phraseologisch interessantes Sprachmaterial in Form von satzgliedwertigen und satzwertigen Phraseologismen: verbale Phraseologismen (*Er hat Hummeln im Kopff / ma mola co go gryzie, Um ein Hunds-Geld verkauffen / za leda jakie pieniądze przedać, Zu Felde ziehen / na potyczkę się z woyskiem ruszyć*), Kollokationen (*Mein Guter erweist mir die Gunst / Moj Dobry uczynicie mi tę łaskę, Gut machen die Schulden / zapłacić długi, Gutwillig die Schuld abtreten / dobrowolnie ustąpić długu, Ein rasender Hund / pies szalony, wściekły*), Zwillingsformeln (*Haab und Guth dran setzen / Majetność y Dobra na co ważyć*).

Anhand der von Ernesti verzeichneten Belege lässt sich feststellen, dass ein Teil der heutigen deutsch-polnischen Phraseologie bereits damals in gleicher Form und Bedeutung vorhanden war, z.B. *Schulden machen, Hummeln im Kopf haben, jmdm. eine Gunst erweisen, Hab und Gut*. Bei den Sprichwörtern werden hingegen Unterschiede deutlich, die die folgende Zusammenstellung zeigt.

		Deutsch	Polnisch
1	Ernesti	<i>Eigener Herd ist Goldes werth.</i>	<i>Własne (właściwe) ognisko złota godne (warte).</i>
	Prędotą	<i>Eigener Herd ist Goldes wert.</i>	<i>Każdemu własny kąt najmiłszy. / Swoja chatka jak rodzona matka.</i>
2	Ernesti	<i>Wer einen Hund schlagen wil/ findet leicht einen Prügel.</i>	<i>Kto psa chce uderzyć, łącno kij naleść.</i>
	Prędotą	<i>Wenn man einen Hund schlagen will, findet man bald einen Stecken. / Soll der Hund Schläge bekommen, findet sich bald ein Stock.</i>	<i>Kto chce psa uderzyć, kij zawsze znajdzie.</i>

		Deutsch	Polnisch
3	Ernesti	<i>Wer in dem somer müssig gehet/ der wirts im Winter empfinden.</i>	<i>Kto lecie próżnuje, zimie poczuje.</i>
	Prędotas	<i>Wer im Sommer nicht arbeitet, muss im Winter Hunger leiden.</i>	<i>Kto w lecie próżnuje, w zimie nędzę czuje.</i>
4	Ernesti	<i>Der Hunger lehret saure Aepffel essen.</i>	<i>Głód tani sytość droga.</i>
	Prędotas	Keine Entsprechung	Keine Entsprechung
5	Ernesti	<i>Wer Hülle und Fülle hat/ darff nicht klagen.</i>	<i>Kto szaty a żywność ma temu nie trzeba skarżyć.</i>
	Prędotas	Keine Entsprechung ⁴	Keine Entsprechung

Bei dem unter 1) von Ernesti aufgeführten polnischen Äquivalent, das eine fast wortwörtliche Übersetzung des deutschen Sprichworts darstellt, handelt es sich um einen einzigen Beleg, der sich offensichtlich in der polnischen Sprache in dieser Form nicht etablierte.³ Prędotas Version, die im Polnischen erst seit dem 19. Jahrhundert bekannt ist, weist nur eine inhaltsseitige Affinität zur deutschen Vorlage auf. Einen anderen Fall finden wir in den Beispielen 2) und 3) vor. Hier fällt an beiden Versionen des polnischen Sprichworts eine weitgehende Kongruenz der damaligen und heutigen Form und Bedeutung auf. Dies lässt sich vermutlich damit erklären, dass beide Sprichwörter bereits seit dem 16. Jahrhundert im Polnischen belegt sind, d.h. zu Ernestis Lebzeiten über 150 Jahre im Sprachgebrauch existierten. Ernesti hatte sie als bereits phraseologisierte Verbindungen in sein Werk aufgenommen. Die unter 4) und 5) genannten Sprichwörter sind heutzutage in ihrer ursprünglichen Form und Bedeutung weder im Deutschen noch im Polnischen gebräuchlich.

Die Stellung der Phraseme in der Makro- und Mikrostruktur wird in Ernestis Wörterbuch noch sehr uneinheitlich gehandhabt. Ein Phrasem kann als ein Lemma sowohl am Anfang auftreten als auch in der Mitte oder am Ende eines Wörterbuchsartikels platziert werden. Da der Wörterbuchbenutzer über die innere Struktur der Einträge nicht aufgeklärt wurde, bereitet das Auffinden einer festen Wortverbindung große Schwierigkeiten, zumal die aufgeführten Phraseologismen optisch nicht von den restlichen Einträgen im Wörterbuchartikel unterschieden werden. Insgesamt ist Ernestis unsystematische Vorgehensweise an vielen Stellen in seinem Wörterbuch nicht zu übersehen, dennoch spricht seine Bemühung um möglichst vollständiges Erfassen des deutschen Wortschatzes und um adäquate Darstellung des kontextbedingten Wortgebrauchs dafür, dass auch die Phraseologismen aufgenommen wurden, weil sie in ihrer Eigenschaft als feste Wortverbindungen dem Verfasser im Rahmen eines vollständigen Wörterbuchs unerlässlich erschienen. Da das „Polnische Hand-Büchlein“ pädagogisch-didaktischen

³ Vgl. NKPP, Bd. II, S. 697.

⁴ Heute nur als adverbialer Phraseologismus *in Hülle und Fülle* ‚im Überfluss‘.

Zwecken diene und laut Titel „allerhand täglich vorkommende Redens-Arten“ enthält, können wir annehmen, dass der erfasste Wortschatz einschließlich der Phraseologismen vermutlich den tatsächlichen zeitgenössischen Wortbestand widerspiegelt.

3. Gesprächsbücher

Neben den Wörterbüchern sind auch deutsch-polnische Gesprächsbücher als Quelle für die Erforschung der historischen Phraseologie von besonderem Interesse. Die ersten aus dem polnischen Sprachraum überlieferten Gesprächsbücher stammen aus der Dekade 1520-1530 und sie sind zugleich die ersten für das Sprachenpaar Deutsch und Polnisch nachweisbaren Sprachlehrbücher überhaupt. Da die Anfänge des Deutschunterrichts in Polen stark durch die Interessen der Kaufleute und Handwerker bestimmt waren, entstanden zuerst Gesprächsbücher, deren Zielgruppe lateinunkundige, erwachsene Lernende waren, also z. B. Kaufleute, Händler und Reisende. Entsprechend ihren Bedürfnissen waren die Gesprächsbücher auf praktische Ansprüche der Bewältigung von Alltagskommunikation im Rahmen der deutsch-polnischen Handelsbeziehungen orientiert und konnten sowohl auf autodidaktischem Wege benutzt werden als auch der Unterweisung dienen.

Eines der wenigen uns heute noch zugänglichen Gesprächsbücher dieser Art verfasste ein Danziger Sprachlehrer namens Nicolaus Volckmar⁵ (1566?-1601). Sein Werk unter dem Titel „Vierzig Dialogi und Nützliche Gespräch...“ erschien 1612 in Thorn und es war wohl das wichtigste deutsch-polnische Sprachlehrbuch des 17. Jahrhunderts, wovon die neunzehn deutsch-polnischen und lateinisch-deutsch-polnischen Editionen⁶ zeugen, die bisher nachgewiesen werden konnten. Volckmars Gesprächsbuch zielte auf rasches und zweckmäßiges Erlernen einer Fremdsprache. Die an den Gesprächen teilnehmenden Personen rekrutierten sich vor allem aus dem mittleren und niedrigen Milieu des städtischen Bürgertums (kleine Kaufleute, Handwerker, Dienstboten und Knechte), dessen Sprachgebrauch als Vorbild diente. Der Autor war sichtlich bemüht, den für die Alltagskommunikation typischen umgangssprachlichen Ton anzuschlagen und sorgte dafür, dass sich die Protagonisten seiner Dialoge der Sprache bedienten, die der zeitgenössischen, im Alltag gesprochenen Sprache nahestand. Dies lässt wohl zu Recht annehmen, dass wir auch bei den festen Wortverbindungen, die in die Gespräche integriert sind, mit gebräuchlichen und im Textzusammenhang adäquat verwendeten Phraseologismen zu tun haben.

⁵ Besonders in Grenzgebieten des Königreiches Polen wirkten zweisprachige Sprachlehrer, die Polnischunterricht an Deutsche erteilten und zu diesem Zweck auch Sprachlehrbücher verfassten. Aus seinen biographischen Daten lässt sich schließen, dass Volckmar zu solch einem Personenkreis gehörte. Obwohl er aus Hessen stammte, besaß er fundierte Polnischkenntnisse (vgl. Badstübner-Kizik 2003:39 und Kizik 2005:XXVI-XXX). Ein anderes Beispiel ist Daniel Gamius, der aus Ungarn nach Polen eingewandert war und das Polnische hervorragend beherrschte (vgl. Prędoła 2003:260).

⁶ Vgl. Kizik 2005:XIII-XIV, in der Anmerkung 22.

Das Gesprächsbuch von Nicolaus Volckmar enthält zwar kein besonders umfangreiches phraseologisches Material, aber es ist eine der ältesten Quellen, in der deutsche Phraseologismen und ihre polnischen Entsprechungen nicht isoliert aufgeführt, sondern in einen Handlungskontext eingebunden sind, aus dem wir über ihren situationsadäquaten Gebrauch schlussfolgern können. Ein prägnantes Beispiel hierfür sind Routineformeln (kommunikative Phraseologismen). Routineformeln sind konventionalisierte verbale Kommunikationsakte, die in bestimmten Situationen erwartet werden, wie Begrüßung und Abschied bei der Gesprächseröffnung und -beendigung. Das folgende Beispiel zeigt die Begrüßung eines Geschäftspartners, die zu Beginn des 17. Jahrhunderts als angemessen galt: *Ewer Gnade meine Dienste, Gnädiger Herr, Ewer Gesundheit sehr sehe ich gerne, das ist ein grosser Gast zu uns. – Wasz Mość moja służba, mój łaskawy panie, zdrowie Wasz Mości rad widzę, toć gość wielki do nas* (S. 245).

Die gesellschaftliche Relevanz der Religion zeigt sich im kommunikativen Verhalten der in den Dialogen figurierten Sprecher, die sich in vielen Kommunikationssituationen auf Gott berufen. Besonders zahlreich vertreten sind Routineformeln, die auf Gott Bezug nehmen und üblicherweise einen Dialog abschließen, wie z.B. *Ich danke Gott, Das gebe Gott, Gott Lob, dass das also entschieden ist, ... bittet unsern Herrn Gott für uns*.

Sprichwörter treten in den Dialogen auf, um die Allgemeingültigkeit einer Meinung oder Erkenntnis bildlich zu untermauern, wie z.B. *Denn es ist ein alt Sprichwort: Bürgen soll man würgen – Bo stara jest przypowieść: kto ręczy, ten jęczy* (S. 175), *Ein jeglich Land hat seine Sitten – Każdy kraj ma swój obyczaj* (S. 197), *Es ist nirgend besser als daheime – Nigdzie lepiej jako doma* (S. 205), *Also pflegt es zuzugehen, in solchem Wasser fängt man solche Fische, und wo man Holtz hawet, da müssen Speene fallen – Takci więc bywa, w takiej wodzie takie ryby łowią, a kędy drwa rąbią, tam muszą wióry padać* (S. 208). Bei den vorgeführten Beispielen haben wir mit formal und semantisch weitgehend gleichartigen Belegen zu tun, die eindrücklich den phraseologischen Übersetzungs-/Übertragungstransfer aus dem Deutschen ins Polnische zeigen. Bemerkenswert ist dabei, dass es sich bei allen Sprichwörtern offenbar um Erstbelege in der polnischen Literatur handelt.⁷

Zu den im gesamten Text verstreuten satzgliedwertigen Phrasemen zählen vor allem verbale vollidiomatische Phraseologismen: *Mein Mann ist mir eingesetzt, und im Hause ist weder zu beissen noch zu brechen – Wsadzono mi męża, a w chałupie nie masz co by w gębę włożyć* (S. 174), *Umb eines geringen Dinges willen [...], macht sie ein groß wesen – O równą rzecz, wielki trzask czyni* (S. 183), *Herr Messer, das sage ich dir, meß also, daß weder mir noch Seiner Gnade zu kurz geschehe (komme) – Panie mierniku, toć powiadam: mierzże tak, żeby ani mnie, ani Jego Mości krzywda nie była* (S. 248), *Ja, wohl auf jener Welt, du liegst hie auf der Bärnhaut, und weisest nicht wie es in der*

⁷ Vgl. NKPP: *Kto ręczy...*, Bd. III, S. 26, *Każdy kraj...*, Bd. II, S. 677, *Nigdzie lepiej...*, Bd. I, S. 471, *W takiej wodzie...*, Bd. III, S. 737, *Kędy drwa rąbią...*, Bd. I, S. 491.

Welt zugehet – Prawie na drugim świecie, ty tu leżysz na bruku próżnując, a nie wiesz, co się dzieje na świecie (S. 252), *Jedoch er selber hat auch nicht viel Seide dabei gesponnen – A wszakże i sam niewiele przy tym skorzystał* (S. 257). Bei den oben genannten vollidiomatischen Phraseologismen kann ein deutscher phraseologischer Hintergrund eher nicht vermutet werden. In diesen Fällen haben wir nicht mit phraseologischen Übersetzungstransferenzen zu tun, die nach deutscher Modellvorlage mit polnischem Sprachmaterial gebildet wurden. Hier unterscheidet sich die bildhafte Grundlage der Wendungen in beiden Sprachen und es liegt auch keine morphologische und syntaktische Kongruenz vor. Die nahestehenden, polnischsprachigen Korrelate repräsentieren entweder voll- oder teilidiomatischen Konstruktionen (wie im ersten, zweiten und vierten Beispiel) oder sie besitzen kein phraseologisches Äquivalent, sondern eine lexikalische (nicht-phraseologische) Entsprechung ohne übertragene Bedeutung (wie im letzten Beispiel).

Quellenverzeichnis

- ERNESTI J., 1689 oder 1690, Polnisches Hand-Büchlein [...], Schweidnitz.
 KUSCHIUS M., 1646, Wegweiser zur Polnischen/ vnd Deutschn Sprache [...], Breslau.
 VOLCKMAR M., 1612, Vierzig Dialogi und Nützliche Gespräch [...]. Nachdruck 2005: Nicolausa Volckmara „Viertzig Dialogi 1612“. Źródło do badań nad życiem codziennym w dawnym Gdańsku, Gdańsk.
 PRĘDOTA S., 1997, Mały niemiecko-polski słownik przysłów. 4. Auflage, Warszawa.

Zitierte Literatur

- BADSTÜBNER-KIZIK C. / KIZIK E., 2003, Sprachen Lernen in der frühen Neuzeit. Polnisch- und Deutschunterricht in Danzig vor dem Hintergrund der „Vierzig Dialogi“ des Nicolaus Volckmar (1612), in: *Studia Germanica Gedanensia* 11, S. 25-51.
 BURGER H., 2005, 30 Jahre germanistische Phraseologieforschung, in: *Hermes. Journal of Linguistics* 35, S. 17-43.
 BURGER H., 2007, *Phraseologie. Eine Einführung am Beispiel des Deutschen*. 3. neu bearbeitete Auflage, Berlin.
 CZARNECKI T., 2001, Tausend Jahre deutsch-polnische Sprachkontakte. Probleme mit der Chronologie der deutschen Lehnwörter im Polnischen, in: Grucza F. (Hg.), *Tausend Jahre Polnisch-deutsche Beziehungen: Sprache – Literatur – Kultur – Politik*. Materialien des Millenium-Kongresses 5.-8. April 2000 Warszawa, Warszawa, S. 290-299.
 KIZIK E., 2005, Wstęp, in: Nicolausa Volckmara „Viertzig Dialogi 1612“. Źródło do badań nad życiem codziennym w dawnym Gdańsku, Gdańsk.
 FRĄCZEK A., 1999, *Zur Geschichte der deutsch-polnischen und polnisch-deutschen Lexikographie (1772-1868)*, Tübingen.
 HENTSCHEL G., 2001, Das deutsche Lehnwort in der Geschichte der polnischen Sprache: Quantitäten in chronologisch qualitativer Perspektive, in: Sauerland K. (Hg.), *Kulturtransfer Polen – Deutschland*. Bd. 2, Bonn, S. 153-169.
 KĄTNY A., 2004, *Probleme der deutsch-polnischen Phraseologie im Lichte ihrer Wörterbücher*,

in: Kiedroń S./Kowalska-Szubert A. (Hg.), *Thesaurus polyglottus et flores quadrilingues. Festschrift für Prof. Stanisław Prędota zum 60. Geburtstag*, Wrocław, S. 179-195.

NKPP = *Nowa księga przysłów i wyrażeń przysłowiowych polskich*, 1969-1978, Warszawa.

PRĘDOTA S., 2003, „*Flores trilingues*” Daniela Gamiusa, in: *Orbis Linguarum* 23, S. 259-264.

Schreibsprachen mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Schlesiens zwischen ostmitteldeutschem Usus und lokalem Dialekt

Es gibt und es gab keine Sprachgemeinschaft, die sich nicht entwickelt und deren kommunikative Bedürfnisse nicht unaufhaltsam evolvieren. Die Geschwindigkeit dieser Entfaltung kann schon sehr unterschiedlich sein, sie nimmt allerdings nie völlig ab. In manchen Zeitspannen rast sie dagegen mit besonderer Intensivität. Die einzelnen Vertreter dieser Gemeinschaft können die Veränderungen der Bedingungen ihres Lebens sogar bemerken, denn dies ereignet sich manchmal wendeweise; aber bei den Veränderungen im aktiven Sprachgebrauch ist es jedoch nicht mehr so eindeutig. Einzelne lexikalische Neuerungen können auch von einer relativ kurzen Zeitperspektive wahrgenommen werden, nicht aber (oder kaum) - die strukturellen, die übrigens ebenfalls stets und ununterbrochen vorkommen. Der größere oder mindere Orientierungsgrad der Sprachgemeinschaft am Wandel ihrer Sprache hat aber kaum einen Einfluss darauf, dass sich sozial-kulturelle Umwälzungen auf den Sprachgebrauch immens auswirken. Dieser ist nämlich, abgesehen von der Literatursprache¹, rein situativ-pragmatisch orientiert. Erstrebt werden daher beim alltäglichen Sprachverkehr die Bewältigung kommunikativer Aufgaben des Alltags und das Erreichen beabsichtigter momentaner Ziele. Dasselbe lässt sich generell über das Geschriebene sagen – mit Einschränkungen allerdings. Erzeugnisse der Schriftsprache bleiben nämlich sozusagen für ewig da – im Unterschied zum rasch vergehenden Gesprochenen – und als solche lassen sie sich mit Schriftproben aus einer anderen Zeit oder einem anderen Ort effizient vergleichen.

Die Sprache ist nämlich ein Phänomen von zwei Gesichtern. Das ältere, natürliche, dem Menschen von Natur gegebene und, im Sinne eines Kommunikationsmittels, primäre Gesicht – das mündlich Ausgedrückte – scheint alle prosodischen Nuancen, situationsabhängigen Schattierungen und dialektalen oder momentan-situativen Feinheiten des zwischenmenschlichen Verständigungsvorgangs zu enthalten und jene – auf eine möglichst

¹Müller (1866:47) behauptete sogar, die Basisposition der Dialekte der Literatursprache gegenüber betonend, die Mundarten seien „stets mehr Quellbäche als Nebenkanäle der Literatursprache gewesen“.

vollkommene Weise und durch Gestik und Mimik ergänzt – zu vermitteln. Die – anthropologisch gesehen – wesentlich jüngere, inzwischen aber auch schon genug bemooste, dem Menschen nicht von Natur, eher von einem besonderen, nur menschlichen Geiste der ständigen „Weltneuinterpretierung“ verliehene Sprachmaterialisierungsart – die Schrift (ursprünglich eigentlich eher nur Zeichenherstellung) – die die Ergebnisse gesprochener Diskurse nur scheinbar bloß nachahmt, verewigt all das, was die gesprochene Rede ja auch abbildet, aber wegen ihrer momentanen Natur nicht zu verewigen vermag. Und dies ist ihre – vielleicht einzige, aber dafür gewaltige – Überlegenheit dem Gesprochenen gegenüber: sie bleibt *quasi* ewig; sie vergeht nicht mit dem letzten Wiederhall des Echos der ausgesagten Worte, wird folglich leicht zum Zeugen der sprachlichen Vergangenheit eines Ethnos (ἔθνος) (vgl. Dürscheid 2006:23-62).

Trotzdem wird der Wert der lokalen Schriftsprachen für Aufdeckung der Geheimnisse des Sprachwesens und -wandels in der dialektologischen Forschung, bewusst oder auch nicht ganz bewusst, etwas vernachlässigt² (vgl. Löffler 1980). Man erforscht sie zwar, aber vor allem als einen Schlüssel zum Eröffnen der Türe, hinter denen sich Geheimnisse des Gesprochenen verbergen. Das historisch-linguistisch so effiziente und bahnbrechende 19. Jh. hat der Schriftsprache ebenfalls auf keinem Feld den Vorrang vor dem Gesprochenen zusprechen wollen. Hermann Paul warf ihr u.a. und wohl nur zum Teil mit Recht vor, sie lasse die meisten Dialektunterschiede, Akzentverhältnisse, Tonhöhenvariationen oder die Stärke der Ausatmung bei der Artikulation so gut wie völlig außer Acht (vgl. Paul 1880:249-252). Zu Pauls Lebzeiten war es bereits vielleicht tatsächlich so. Zur Zeit der Herausbildung der lokalen Schriftsprachen, waren diese allerdings nur etwas weniger abwechslungsreich als die Mundarten oder Verkehrssprachen, die ihnen zugrunde lagen. Die Schriftsprache wurde im Verhältnis zur Rede lange Zeit allzu einseitig als bloßes Abbild mündlicher Diskurse begriffen: als Bild der Laute oder wie „die Noten gegenüber der Musik“ bei Collitz (1886:26), oder „wie eine grobe Skizze zu einem mit der grössten sorgfalt in farben ausgeführtem gemälde“ bei dem oben erwähnten Paul (1880:250). Der heutige, historisch orientierte Linguistikzweig sieht zwar den Quellencharakter der Handschriften oder alter Drucke ein und weiß ihren Wert bestimmt mehr zu schätzen als die vorigen Wissenschaftlergenerationen, aber auch er konnte bis jetzt in der geschriebenen Sprache nur manche von den wertvollen Merkmalen entdecken, die dem Gesprochenen ohne weiteres zugesprochen werden. Das Mündliche weist nämlich unmittelbar Felder auf, die der Schrift (in der uns geläufigen Gestalt) nicht direkt oder nur zum Teil zugänglich sind, wie alle prosodischen und artikulatorischen Aspekte (vgl. Reichmann/Wegera 1993:18). Diese Felder der Textinhalte können über die Schriftsprache nur indirekt und ohne Gewährleistung richtigen Dekodierens vermittelt werden.

² „Typisch für den Sprachforscher in unserem Jahrhundert [gemeint ist hier das 20. Jh. – M.B.] ist es, daß er einerseits davon überzeugt ist, daß allein die gesprochene Sprache sein Untersuchungsgegenstand ist, und daß sich andererseits seine Analysen grundsätzlich auf schriftliches oder verschriftlichtes Material stützen“ (Günther 1988:14).

Eines der Merkmale einer Sprachform – auch einer geschriebenen –, ist immer ein sprachlicher Usus, dem beim Kommunizieren gefolgt wird. Heutzutage verursacht diese Tatsache bei den schulisch ausgebildeten, ja „schriftprogrammierten“ Schreibenden kein Kopfzerbrechen. Wenn wir aber versuchen, heutige Sprachverhältnisse ganz zu vergessen, was übrigens bei historischen und sprachhistorischen Überlegungen immer eine *conditio sine qua non* ist, dann erscheint die Frage der Normativität, „Richtigkeit“ oder sprachlichen Prestiges einer Sprachform den anderen gegenüber als Ansatzpunkt aller weiteren Erwägungen. Die Sprachgeschichte, wenn sie von künstlichen Formen, also auch von verfälschten Schlussfolgerungen frei bleiben soll, ist bei weitem nicht die Geschichte einer Literatursprache, sondern die Geschichte der lokalen Dialekte und auf ihrer Basis – der überlandschaftlichen Verkehrssprachen. Die pragmatisch orientierte, echte Sprachgeschichtsforschung ist daher eigentlich **historische Dialektologie** und **historische Schriftsprachenforschung**.

Wie es in der allgemeinen Geschichte natürlich nicht möglich ist, die gesamte Geschichte auf einmal, sozusagen *panchron* und „*pantopisch*“ zu untersuchen, so ist es nämlich etwa auch in der Sprachgeschichte. Für Einzeluntersuchungen wählt man jeweils einen in sich erforschbaren diatopischen Raum bzw. ein diastratisch abgerissenes Diskursfeld. Das Schlesische fungierte in einem von solchen Räumen und es war dazu eine von Sprachformen, die immer in einer besonderen Lage waren. Es war eine Dialektgruppe ostmitteldeutscher Provenienz, zwischen drei Völkerschaften eingeschoben und mit der Zeit immer stärkeren externen, meist oberdeutschen Einflüssen ausgesetzt. Eines der Ziele von der historischen Dialektologie, und zwar wohl eines der wesentlichsten, ist die Erforschung der Protosysteme, die den heutigen oder – wie im Falle des Schlesischen – noch nicht so lange her lebendigen Dialekten und Mundarten zugrunde lagen und ihnen ihre endgültigen Formen verliehen haben. Hier begegnet also die oft eindeutig *synchron* gemeinte und auf die sprachliche Gegenwart bezogene sprachgeographische Dialektologie der Sprachgeschichtsforschung, in der sie eigentlich *panchron*, also – verallgemeinernd gesagt – *synchron* in *diachroner* Perspektive, angewendet werden muss. Die *synchrone* Anwendung der dialektologischen Methoden in den sprachhistorischen Untersuchungen findet da ihren Platz und nimmt da den Vorrang, wo eine bestimmte Zeitstufe – oder präziser gesagt – eine bestimmte, chronologisch genau platzierbare Sprachvariante zum Untersuchungsobjekt gewählt wird. Die *Diachronie* setzt da ein und herrscht da vor, wo es nicht ausreicht, einzelne Sprachentwicklungsstufen zu analysieren und zu schildern, sondern vielmehr Sprachwandelprozesse, die von prototypischen, also immer mundartlichen Sprachvarianten über immer breiter aufzufassende und universellere Verkehrsformen zu den späteren Sprachidiomen geführt haben (es geht hier bei den endgültigen Sprachidiomen sowohl um gegenwärtige Standardsprachen, wie auch um unzählige diatopisch oder diastratisch erforschbare Mundart-, Umgangs- oder Idiolektformen).

Die schlesische Dialektgeschichte wird in sprachhistorischer Untersuchung letzten Endes immer zu einer Lehre über verschiedene sprachinterne Wandelvorkommnisse,

die meist auf dem Weg zu ihrer Verwirklichung unterschiedlichen sprachexternen Einflüssen ausgesetzt waren. Selbstverständlich ist jeder Wandel eine nicht immer lineare, häufiger eher vielschichtige Kontinuität von unzähligen, momentanen und fließend in einander übergehenden Zuständen einer ganzen Sprachform oder bestimmter Erscheinungen bzw. Phänomene dieser Form, die sich als solche eben vor allen Dingen synchron auffassen lassen. Wegen des allherrschenden und alles durchdringenden Zeitablaufs ist aber gerade das Erreichen der diachronen Dimension das endgültige Ziel der wissenschaftlichen Erkenntnisbemühungen im Rahmen der Erforschung des schlesischen Schreiddialektes. Interessant und lehrbar ist es freilich zu wissen, wie zu einem bestimmten Zeitpunkt ein bestimmtes sprachliches Phänomen seine Realisierung in der lebendigen Mundart fand, aber viel ergiebiger sind Studien, die zur Erkenntnis führen könnten, was für Ursachen dem untersuchten, lokal beschränkten Phänomen zugrunde lagen, sowie – welche Folgen es in der weiteren Dialektentwicklung hinterlassen hat. Kurz und gut – die Schilderung eines momentan aufgefassten sprachlichen Vorfalls in der Gesamtentwicklung einer Mundart³ kann im Wahrnehmungsvorgang eines Rezipienten ähnliche Effekte hervorrufen, wie etwa ein stehen gebliebenes Einzelbild des Filmes. Seine Zweidimensionalität lässt nur das Angegebene feststellen und akzeptieren. Das Fehlen der dritten, zeitlichen Dimension behindert wissenschaftlich fundierte und nachweisbare Schlussfolgerung und dann Beweisführung über die ganze Vorgeschichte des Vorfalls sowie über den weiteren Handlungsablauf. Die Forschung ist zwar nicht das Kino und die Untersuchungen der „Einzelbilder“ der Sprachwandlung sind manchmal auch unentbehrlich, allerdings darf wohl die These nicht angefochten werden, dass die wahre und vollständige Sprachgeschichte nur über den einzeldialektalen Sprachwandel dargestellt und erläutert werden kann. Auch didaktisch ist die Schilderung der sprachhistorischen Fakten nur dann sinnvoll, wenn sie als eine logisch fundierte und kontinuierlich dargestellte Abfolge von zeitlich nach einander vorkommenden und einem ständigen Wandel unterliegenden Phänomenen dargeboten, gelehrt und schließlich wahrgenommen, verstanden und erlernt werden.

Beim Streben nach einer richtigen Darstellungsweise der schlesischen Dialektentwicklungsprozesse sind also alle drei Dimensionen unverzichtbar: die diatopische, die die räumliche Verteilung der Vorgänge präsentiert, die diastratisch-diaphasische, die auf ganz konkrete Gruppen von Sprachbenutzern sowie ihre Sprachstile zurückführt, sowie – und gar nicht zuletzt – die diachrone, die es gewährleistet, den wahren und sozusagen lebendigen Wandel auffassen zu können, statt nur einzelne ausgewählte und für das Ganze nicht viel sagende oder nicht immer relevante Anhaltspunkte anzusprechen. Darüber hinaus ist hier auch auf die diamesische Ebene stark hinzuweisen, und zwar mit der Überzeugung von gleichzeitiger partieller Abhängigkeit zum einen und teilweiser Autonomie der lokalen schlesischen Schriftsprachen dem gesprochenen Dialekt

³ Absichtlich werden hier Formulierungen wie Vorgang oder Zustand vermieden, weil beide zu extrem sind.

gegenüber zum anderen, sowie davon, dass die Graphemik dieser Schreibsprachen die ihren Wandel determinierten externen Einflüsse der größeren Kanzleisprachen widerspiegeln kann. Die dialektologischen Untersuchungen, auch im Falle der schlesischen Schriftsprache, werden vor allem mit der ersten genannten Dimension assoziiert. Es ist zwar tatsächlich so, dass die dialektgeographische Methode (vgl. Wenker 1877) in erster Linie horizontale Grenzen zwischen bestimmten mehr oder weniger künstlich festgelegten Räumen oder Gebieten Schlesiens markiert. Ohne diastratischen, also soziolinguistisch orientierten Ansatz wäre jedoch jede rein diatopisch durchgeführte Dialektuntersuchung (vgl. Goosens 1977:21-33) weitgehend einseitiges und daher nur theoretisches Verfahren.

Das „Schlesische“ im Allgemeinen, also als Begriff oder linguistisches Werkzeug, ist ja nur eine Sammlung von potenziellen Möglichkeiten des Ausdrucks in bestimmten, pragmalinguistisch nachvollziehbaren Mengen von Sprachsituationen, also in aktuellen Diskursen auf einem gegebenen Gebiet. Eine Gemeinschaft, die eine Sprache spricht (oder besser gesagt: einen Dialekt, der ebenfalls nur ein Rahmen für alle denkbaren Ausdrucksweisen ist), besteht ja aus mehreren, sich häufig verzahnenden Gruppen, die ihre Gruppensprachen bilden, entfalten und weitgehend freiwillig gebrauchen (vgl. Hoffmann 2007:5-9). Kriterien dieser Gruppierung sind zahlreich: vom Alter zur Ausbildung, von der sozialen Situation zum Geschlecht usw. Wer bei einer dialektologisch orientierten Sprachformforschung alle diese Gruppen in einen Sack einwürfe, müsste auch mit der Inkonsequenz seiner Forschungsergebnisse rechnen. Wie aber die einzelnen Gebiete in der diatopischen Forschung oft ganz schwer abzugrenzen sind, oder einzelne Sprachperioden sich von einander durch feste Datierungsversuche so gut wie nie unterscheiden lassen, so sind auch Menschengruppen und ihre sprachlichen Produkte häufig gar nicht leicht klassifizierbar. Man muss wohl von Anfang an die Tatsache anerkennen, dass die von der Wissenschaft für jeweilige Forschungszwecke festgelegten Orientierungsscheiden nur eben als solche angesehen werden können, und dass sie in vielen Fällen fließend bleiben müssen.

Eine von den wichtigsten Orientierungsscheiden und zugleich schwer, aber notwendig zu entscheidenden Fragen ist bei historisch-dialektologischen Forschungen über das Schlesische die folgende: Welche Merkmale eines gegebenen überlieferten Schriftstücks sind schlechthin Folgen eines lokal und momentan herrschenden oder vom Schreiber erzielten Schreibsprachusus und welche dagegen – Widerspiegelung des tatsächlich realisierten Sprachgebrauchs? Mit anderen, schlichteren Worten: Wie viel Schlesisches gibt es in einem Schriftstück schlesischer Provenienz? Die echten schlesischen Mundartmerkmale lassen sich von den lokalen Schriftsprachen durch das Ausdifferenzieren von Eigenschaften benachbarter Sprachformen aus dem Gesamtbild der Schriftsprache herausfiltern. Das, was nach dieser Prozedur übrig bleibt, wäre dem echten schlesischen, obzwar immer noch makroregionalen Sprachgebrauch, nahe. Durch dieselbe Prozedur im Mikro-Maßstab kann man auch – grob gesagt – Merkmale einzelner schlesischer

Mundarten oder Stadtsprachen aus dem gesamtlandschaftlichen schriftsprachlichen Bild absieben.

Das Schlesische konstituierte sich – aus der historischen Perspektive betrachtet – in der Brückenzone zwischen dem Ostmitteldeutschen und dem Oberdeutschen. Es basierte ursprünglich natürlich größtenteils auf mitteldeutschen Grundlagen; es war aber zugleich ein Konglomerat von neuen Mischvarianten mehrerer älterer Sprachformen auf neuem Gebiet und der Grad der Mischung war dermaßen gewichtig, dass das Schlesische im Allgemeinen vom direkt benachbarten Sächsischen bald und genug deutlich different wurde (vgl. Löffler 1982:441-463). Es gibt eine Reihe von schlesischen Dialektmerkmalen, die eben für das Sächsische nicht charakteristisch sind. Ein paar Beispiele: Die Vokale offener Silben, die im Mhd. normalerweise kurz waren, erlitten nun in Schlesien vor Verbindungen aus stimmhaften Verschlusslauten und Liquiden eine zusätzliche Dehnung, z.B. *weyder* (für ‚wieder‘), *bowden* (für ‚Boden‘). Noch charakteristischer verhielten sich im Schlesischen dieselben Vokale, aber in geschlossenen Silben und vor ursprünglichen Doppelkonsonanten im Auslaut, wo sie sich auch dehnten, z.B. *bōk* (für ‚Bock‘), *fīf* (für ‚Fisch‘), *zāk* (für ‚Sack‘). Die Entscheidung, was für das sogenannte „Gesamt-Schlesisch“ typisch wäre, was nicht, lässt sich nicht immer ganz eindeutig treffen, und zwar wegen der einzmundartlichen Uneinheitlichkeit des Dialektes, vor allem auf der Ebene des Mündlichen, was selbstverständlich ist, aber auch in einem relativ hohem Grade – auch auf dem Niveau der Schriftsprachen. Ein gutes Beispiel für die Inkonsequenz oder manchmal nur theoretische Einheitlichkeit des schlesischen Dialektgebietes ist die Qualität von den Media und von /s/ im An- und Inlaut. Normalerweise ist für das Schlesische die Erhaltung der Stimmhaftigkeit charakteristisch. Dennoch treten – vor allem in den südlichen Einzmundarten des Schlesischen, die an das Böhmisches oder Mährische grenzen – stimmlose Konsonanten auf. Darin lässt sich der außersprachliche Einfluss der politisch-gesellschaftlichen Faktoren auf südliche Mundartenformen erkennen. Dem Böhmisches, oder generalisierend, dem Oberdeutschen, lässt sich allerdings das Schlesische sogar im Süden schlechthin nicht unterordnen (vgl. Nützel 2003). Es weist nämlich mehrere gravierende Unterschiede auch dem Oberdeutschen gegenüber auf.

Das Schlesische weicht von oberdeutschen Schriftsprachen u.a. durch das häufige Auftreten des <a> als eines Äquivalents des mhd. <ë> (germ. *e*) ab; Beispiel: *gān* oder *gābin* (für ‚geben‘). Dasselbe betrifft den schlesischen Übergang vom mhd. <o> zu <u>, und zwar im Vorfeld eines erhaltenen Kurzvokals; vergleichen wir das charakteristische schlesische *uffte* (für ‚oft‘) sowie *beschlussen* (für ‚beschlossen‘) oder *sputa* (für ‚spotten‘). Das nächste Merkmal, das das Schlesische vom Oberdeutschen deutlich trennt, ist die Quantitätsvariation der schlesischen Entsprechungen der ursprünglichen Diphthonge <uo>, <üe> und <ie>. Sie wurden nicht nur monophthongiert, wie üblich beim Übergang von den mhd. auf frnhd. Sprachformen, sondern sogar weiter gekürzt, wie z.B. in: *mutte*, *ruffin* oder *hunner* (für ‚Mute‘, ‚rufen‘ oder ‚Hühner‘). Sehr sichtbar

ist es im Personennamen *Dittrich* (eigentlich ‚Dietrich‘). Auch das alte, germanische *p* ist im Schlesischen nach *m* und in der Verdoppelung oft erhalten geblieben, z.B. *schimplich* (für ‚schimpflich‘), *kop* (für ‚Kopf‘), *appil* (für ‚Apfel‘). Darüber hinaus blieb im Schlesischen das mhd. <g> zwischen den Vokalen aus oder es wurde durch die Verschmelzung mit dem vorangehenden Vokal womöglich diphthongiert, z.B. *lait* (für ‚liegt‘), *rān* (für ‚Regen‘), *weyn* (für ‚Wagen‘). Der schlesische Ausfall von *-n-* im nebetonigen Suffix *-unge* wäre hier ein weiteres Beispiel, wie etwa in *meynuge* (für ‚Meinung‘). Dieses letzte Beispiel grenzt übrigens an ein anderes Untersuchungsproblem. Nasale fehlen nämlich ganz oft in den Handschriften und werden oft nur durch einen Bogen markiert, falls es der Schreiber nicht einfach vergessen hat. Deswegen ist der tatsächliche Ausfall von *-n-* graphematisch ziemlich problematisch zu beweisen.

Selbstverständlich waren es nur ausgewählte Beispiele von schlesischen Sprachmerkmalen, die oben gezeigt wurden. Das eigentliche Ziel des Beitrags ist aber eben nicht die Darstellung von den schlesischen Einzelmundarten⁴ selbst, weil es eine Aufgabe wäre, die die Rahmen solch einer Form um das Mehrfache hätte überschreiten müssen, sondern vielmehr die Schilderung des Schlesischen in dessen multidimensionaler Entwicklung und seine Positionierung zwischen zwei großen Schreibdialektgruppen – dem Ostmitteldeutschen und dem Nordoberdeutschen, sowie die ständige Beeinflussung der schlesischen Mundarten in ihrem Werden und Sein gerade durch diese äußeren Sprachqualitäten.

Zitierte Literatur

- ADELUNG J. Ch., 1793-1801, Grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mundart. Mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der oberdeutschen (2., vermehrte und verbesserte Aufl.). Bd. 3, Leipzig.
- COLLITZ H., 1886, Über das vergleichende Studium der niederdeutschen Mundarten, in: Niederdeutsches Korrespondenzblatt 11, S. 23-32.
- DÜRSCHIED Ch., 2006, Einführung in die Schriftlinguistik. Studienbücher zur Linguistik, Göttingen.
- GOOSENS J., 1977, Deutsche Dialektologie, Berlin/New York.
- GÜNTHER H., 1988, Schriftliche Sprache. Strukturen geschriebener Wörter und ihre Verarbeitung beim Lesen, Tübingen.
- HOFFMANN M., 2007, Funktionale Varietäten des Deutschen – kurz gefasst, Potsdam.

⁴Dazu käme dann notwendigerweise ein weiteres Problem, nämlich das der methodologischen Orientierung an die jeweilige Anwendung des Terminus „Mundart“. Nach Adelung bloß zu wiederholen, die Mundart sei „die besondere Art zu reden, wodurch sich die Einwohner einer Gegend von den Einwohnern anderer Gegenden unterscheiden, die Abweichungen einzelner Gegenden in der gemeinschaftlichen Sprache; wohin also nicht nur die Abweichungen in der Aussprache, sondern auch in der Bildung, der Bedeutung, und dem Gebrauche der Wörter gehöret [...]“ (1793-1801:311) wäre zum heutigen Stand der dialektologischen Erkenntnis doch viel zu wenig.

- LÖFFLER H., 1980, Probleme der Dialektologie. Eine Einführung, Darmstadt.
- LÖFFLER H., 1982, Gegenstandskonstitution in der Dialektologie: Sprache und ihre Differenzierungen, in: Besch W./Knoop U./Putschke W./Wiegand H.E. (Hg.), Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung, Berlin, S. 441-463.
- MÜLLER M., 1866, Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache I, Leipzig.
- NÜTZEL D., 2003, Anmerkungen zur soziolinguistischen Lage der schlesischen Mundarten im tschechischen Riesengebirge: erste Ergebnisse aus dem Atlas der deutschen Mundarten in der Tschechischen Republik, in: Greule A./Nekula M. (Hg.), Deutsche und tschechische Dialekte im Kontakt, Wien.
- PAUL H., 1880, Principien der Sprachgeschichte, Halle.
- REICHMANN O. / WEGERA K.-P., 1993, Frühneuhochdeutsche Grammatik, Tübingen.
- WENKER G., 1877, Das rheinische Platt, Düsseldorf.

Orts- und Ortsbewohnerbezeichnungen in den ehemaligen deutschen Mundarten Mährens und Mährisch-Schlesiens

1.

Bereits seit 2001 beschäftigen wir uns in Brünn/Brno im Rahmen eines internationalen Projekts, an dem Deutschland, Österreich und Tschechien beteiligt sind, mit den deutschen Mundarten (im ff. MA) in Mähren und Mährisch-Schlesien (N.M.)¹. Heute muss man von den ehemaligen MA sprechen, weil es nur noch wenige alte Sprecher gibt und durch die Situation nach dem 2. Weltkrieg die Kontinuität des deutschen MA-Sprechens unterbrochen wurde. Einer Präzisierung wegen müssen wir außerdem noch hinzufügen, dass unser Untersuchungsgebiet den ganzen nördlichen Teil Mährens einschließlich der mährischen Sprachinseln betraf, während Südmähren von Wien aus bearbeitet wurde. Zu den Sprachinseln (SPI) gehörten die Iglauer (I.SPI), Brünnner (Br.SPI), Wischauer (W.SPI), Wachtel-Brodeker (W.-Br.SPI) und Olmützer Sprachinsel (O.SPI) sowie der Schönhengstgau (SH). Die Befragungen im Terrain sind jetzt abgeschlossen und nun geht es an die Auswertung des Materials.

2.

Vorausschicken möchten wir, dass unsere folgenden Ausführungen keine onomatologische Untersuchungen darstellen, sondern einfach eine Sichtung des Materials zu Erscheinungen, die wir als bemerkenswert erachten. Bei der Betrachtung unserer

¹ Wir wollen zur Unterscheidung den heutigen tschechischen Teil Schlesiens so bezeichnen. Eigentlich handelt es sich dabei um das ehemalige Österreichisch-Schlesien, das Maria Theresia im Siebenjährigen Krieg für sich gerettet hat. In Tschechien bezeichnet man dieses Territorium nur als „Slezsko“, was einfach „Schlesien“ bedeutet. Für das Deutsche ist diese Bezeichnung aber ungünstig, weil man bei seiner Nennung automatisch an den größeren polnischen Teil Schlesiens und nicht an den in Tschechien liegenden denkt. Historisch hat man beide Teile nach dem Siebenjährigen Krieg als Preußisch- und Österreichisch-Schlesien unterschieden, beide Begriffe entsprechen heute in keiner Weise mehr den Tatsachen, deshalb haben wir uns einer Unterscheidung wegen für Mährisch-Schlesien entschieden.

Fragebücher sind wir zunächst darauf gestoßen, dass die Ortsbezeichnungen einerseits natürlich der MA lautlich angeglichen sind und dadurch andererseits auch ziemlich stark von der Standardbezeichnung abweichen können. Außerdem können sie im Gegensatz zum Standard auch grammatisch eine andere Stellung einnehmen, mit anderen Präpositionen verbunden werden oder ein anderes Genus aufweisen. Auch die Ortsbewohnerbezeichnungen haben in der MA im Vergleich zum Standard einen etwas anderen Status, wodurch sie besonders im gesellschaftlichen Zusammenleben in der Region eine stark geprägte Rolle spielen.

2.1.

In den MA war es zunächst einmal üblich, offizielle identifizierende Elemente oft nicht zu berücksichtigen, z.B.: *Mährisch Schönberg* ‚Šumperk² – [ʃimberg]³ (N.M.), *Deutsch Hause* ‚Huzová – [hauzə] (N.M.), *Mährisch Rothmühl* ‚Radiměř – [rømyl] (SH), *Neu Titschein* ‚Nový Jičín – [titʃain] (N.M.). Erhalten blieben sie nur dann, wenn es zur Unterscheidung von Nachbarorten nötig war, z.B.: *Klein Mohrau* ‚Malá Morávka – [klamə:rə] (N.M.) und der Nachbarort hieß *Mohrau* ‚Horní und ‚Dolní Moravice‘ (N.M.).

2.2.

Die lautlichen Angleichungen können unterschiedlicher Art sein. Entweder geht es wirklich nur um eine Angleichung an die Lautgesetze der MA oder es kann dabei etwas weggelassen, hinzugefügt oder stark verändert werden, z.B.: *Freiberg* ‚Příbor – [frei-bəriç] (Kuhländchen)⁴, *Obergrund* ‚Horní Údolí – [ɛ:bagrund] (N.M.), *Gundersdorf* ‚Guntramovice – [gundəʃdoaf] (N.M.), *Liebenthal* ‚Luboměř pod Stražnou – [li:bmtə:l] (N.M.), *Rudelzau* (existiert nicht mehr) – [ru:dldsə:] (N.M.), *Tschirm* ‚Černá ve Slezsku – [ʃiam] (N.M.), *Wachtel* ‚Skřipov – [vɔxtl] (SPI W.-B.), *Schöllschitz* ‚Želešice – [ʃe:lʃids] (Br.-SPI), *Türpes* ‚Trpík – [tirpes] (SH), *Reigern* ‚Rajhrad – [roagarɑ] (Br. SPI), *Blumenau* ‚Květná – [bljəmeno:] (SH), *Wolframs* ‚Kostelec – [wuifrəms] (I.SPI), *Freudenthal* ‚Bruntál – [frainjtɔi] (N.M.). In diesen Fällen macht es kaum Schwierigkeiten, die entsprechende Standardbezeichnung zu erschließen, vorausgesetzt man kennt einige der Lautgesetze der MA.

2.2.1. Bei den nächsten Fällen kommt es bereits zu kleineren Abweichungen, die das Erkennen der Standardbezeichnung etwas erschweren, jedoch einen gewissen Rückschluss zulassen. In *Böhmisch Trübau* ‚Česká Třebová – [be:miʃ tri:bala] (SH) ist aus

² Wenn sich bei den Untersuchungen Ortsnamen wiederholen, wird der tschechische Ortsname nicht wiederholt.

³ Die im Folgenden vorkommenden MA-Beispiele werden nach der IPA-Transkription notiert. Allerdings wird dabei auch der Spezifik des dialektologischen Materials Rechnung getragen.

⁴ Im ff. – Kuhl.

der Ednung *-au* ein *-ala* geworden, in gewisser Weise ein Diminutivsuffix. In *Pattersdorf* ‚Bartoušov‘ – [pɔdsduaf] (I.SPI) ist es unerklärlich, weshalb in der MA die Silbe *-er-* entfällt, genau so gut könnte sie auch bei der offiziellen Benennung hinzugefügt worden sein. In *Brodek* ‚Brodek u Konice‘ – [brɔdka] (W.-B.SPI) könnte die in der MA auftretende Endung jederzeit auch in der Standardbezeichnung vorkommen. Die MA hat in *Neudorf* – [naidarflø] ‚Nová Ves‘ (N.M.) das Diminutivsuffix hinzugefügt, das aber in der Standardbezeichnung nicht auftritt. Bei diesen Unterschieden stünde natürlich überhaupt die Frage, ob der mundartliche Name des Ortes oder die Standardbezeichnung als primär bzw. sekundär zu betrachten sind.

2.2.2. Bei den weiteren Beispielen ist ein Rückschluss schwierig, weil durch die mundartliche Form andere semantische Dinge ins Spiel kommen, die mit dem Standardbegriff nicht übereinstimmen.

- a. *Heinzendorf* ‚Hynčice nad Moravou‘ – [heansdoaf] (N.M.): Hier führt die lautliche Gestalt eher zu dem Schluss, dass die Standardbezeichnung *Herrnsdorf* lautet, was jederzeit möglich wäre, aber nicht den Tatsachen entspricht.
- b. *Reutenhau* ‚Rejhotice‘ – [ratnha:] (N.M.): Die sonst in dieser MA nicht übliche Kürzung des ersten Diphthongs kann zu einem anderen Ergebnis führen, denn man könnte als Standardbezeichnung auch *Rattenhau* vermuten.
- c. *Rauhenstein* ‚Ostrý Kámen‘ – [rauxŋtu:a] (SH): Da in der MA die Form *Rauch* auftritt, wäre vom heutigen Sprachgefühl her *Rauchenstein* als offizieller Dorfname nicht ausgeschlossen. Hier belehren uns aber Grimm/Grimm (1854ff.:VIII.262) eines anderen. Die althochdeutsche Form des Wortes *rauh* lautete [ru:x]. Man weist jedoch darauf hin, dass der Auslaut bereits in dieser Zeit zu schwinden begann und langsam verloren ging, aber bis ins 17. Jh. hinein immer wieder einmal auftauchte. Hier müssen wir annehmen, dass die MA die Form mit dem Auslaut erhalten hat.
- d. *Ölhütten* ‚Lhota u Konice‘ – [na:lhit] (W.-B.SPI): Eine Verbindung zwischen *Öl* und *Naal* konnte nicht hergestellt werden. Bei Lexer (1992:II.30) finden wir lediglich den Hinweis, dass [na:l] eine alte Form von *Nagel* ist. Vielleicht hatte der Ort zunächst in irgendeiner Weise mit Nägeln zu tun oder die Form *Naal-* bedeutet etwas anderes. Das müsste untersucht werden, was in der MA auf einen anderen Ursprung des Ortsnamens hinweisen würde. Diese Frage müssen wir offen lassen.
- e. *Neudörfel* ‚Nová Víska‘ – [ve:ds] (N.M.): Hier wird deutlich, dass der ursprüngliche Name des Dorfes sicher anders lautete, was natürlich nachgewiesen werden müsste, in diesem Falle aber auch wieder nicht in unseren Aufgabenbereich fallen kann.

2.2.3. Bei den folgenden Formen handelt es sich um so starke lautliche Veränderungen, die weder einen Rückschluss auf die Standardbezeichnung möglich und auch andere Schlüsse schwer machen: *Sedlnitz* ‚Sedlnice‘ – [dse:ls] (Kuhl.), *Deutsch Bielau* ‚Bělá nad Svitavou‘ – [pøl] (SH), *Rothmühl* ‚Radiměř‘ – [roiml] (SH), *Spieglitz* ‚Těchanov‘ – [ʃpi:γɔds] (N.M.), *Wildschütz* ‚Vlčice‘ – [vilʃ] (N.M.), *Jauernig* ‚Javorník‘ – [ja:niç] (N.M.).

2.2.4. Die lautlichen Angleichungen an die MA betrafen natürlich auch Namen der umliegenden tschechischen Dörfer, z.B.: Jaroměřice – [jaomaʒids] (SH), Trstěnice – [ʃtreneds] (SH), Jevíčko – [gi:vedʃ] (SH), Slatiny – [ʃleta] (SH), Benátky – [pena:tn] (SH), Lipinka – [lɔpiŋkə] (N.M.). Dabei konnte aber diese Angleichung auch unterschiedlich ausfallen, in Pobutsch (,Pobučí‘) sagte man zum Nachbardorf *Jestřebí* – [jɛstaʃeiba] (SH) und in Hohenstadt (,Zábřeh‘) – [jɛstep].

3.

Bei unseren Befragungen hat sich herausgestellt, dass sich das Lemma *Dorf* lautlich unterschiedlich verhält. In Komposita ist in der gleichen MA die Lautung oft anders als bei der alleinigen Verwendung des Wortes, denn da lautet es in unseren Untersuchungsgebieten zumeist [dɔrf / doaf] oder [durf / duaf] und der Plural fast ausschließlich [derfa], in Komposita jedoch: *Schnecken*dorf ,Šnekov‘ – [ʃnekɔdarf] (SH) und *Mariend*dorf ,Mařín‘ – [mari:ɛdarf] (SH), *Haus*dorf ,Hukvice‘ – [hausde:af] (Kuhl.) und *Partsch*dorf ,Bartošovice‘ – [poidʃnde:af] (Kuhl.), *Oberheinz*dorf heute zu ,Pohledy‘ eingemeindet – [hu:adsndruf] (SH) und *Hopf*dorf ,Chmelík‘ – [hɔpfmdru:f] (SH), *Stang*dorf ,Vendolí‘ – [ʃtɔŋadru:f] (SH) und *Greif*dorf ,Hradec nad Svitavou‘ – [graifmdru:f] (SH), *Trieb*dorf ,Třebařov‘ – [traintrɔf] (SH) und *Peters*dorf ,Petrušov‘ – [pi:taʃtrɔf] (SH), *Jungfer*dorf ,Kobylá‘ – [jumfentef] (N.M.) und *Berns*dorf ,Bernartice‘ – [pa:stef] (N.M.).

Das heißt, in den Komposita geht es einmal um eine Lautung von Dorf, die für dieses Lemma beim alleinigen Gebrauch des Wortes in diesen MA im Singular nicht üblich ist, wie wir weiter oben bereits darauf hingewiesen haben. Hier lautet sie aber *-darf* und *-dääf*, dann eine Lautumstellung *-droff*, *-druff* und *-druhf* und schließlich eine Art Kürzung *-teff*, bei der eigentlich nur noch einige Konsonanten des Lemmas erhalten bleiben, weil der dabei entstandene Vokal kaum noch an den Ursprung erinnert.

Die adjektivische Form des Ortsnamens wird gewöhnlich auch nach der Art des Kompositums gebildet, also z.B. [hɔpfmdrufa loit] *Hopfdorfer Leute*. Es gibt aber auch Fälle, in denen die Ortsbezeichnung als Kompositum normal auf *-dorf* lautet, z.B. [pɔdsduaf] *Pattersdorf* (I.SPI), aber die adjektivische Form lautlich eine andere Gestalt hat: [pɔdsde:fa], d.h., dass wir in diesem Falle sogar die Lautung *-deeff* für *Dorf* vor uns haben.

4.

Aus der Standardsprache wissen wir, dass Ortsbezeichnungen in der Regel Neutra sind, dem ist in der MA nicht so. Relativ häufig können Ortsnamen auch Feminina sein, z.B.: der Ortsname lautet *Lichwe* ,Libchavý‘ – [liçva] (SH). Bei der Nennung fällt zunächst

nicht auf, dass es sich in der MA um ein Femininum handelt, aber im Dativ heißt es in der MA [i: dɑ liçvɛn] *in der Lichwen*, woran wir das Femininum erkennen. Hier hat sich in der MA übrigens die alte schwache Deklination der Feminina erhalten, die sonst in der neuhochdeutschen Standardsprache verschwunden ist. Weitere Beispiele: *Weidenau* ‚Vidnava‘ – [vaidə] (N.M.) → *ich gehe nach Weidenau* – [i:ç gi: ai dɑ vaidə], *Giebichau* ‚Jívová‘ – [də gi:b] (N.M.) → *nach Giebichau* – [ai dɑ gi:b], *Mohrau* (heute ‚Horní‘ und ‚Dolní Moravice‘ – [də mɔ:rə] (N.M.) → *nach Mohrau* – [ai dɑ mɔ:rə].

Die Ortsnamen als Neutra werden gewöhnlich, so wie wir das aus der Standardsprache kennen, ohne Artikel verwendet, in der MA kann es aber Ausnahmen geben, insbesondere wenn es um Diminutive geht, z.B.: *Neudorf* – [naidarflə] (N.M.). Wenn man also nach Neudorf geht, sagt man [i:ç gi: ais naidarflə] und wenn man dort gewesen ist, sagt man [i:ç vɔ:a aim naidarflə]. Da diese Art Ortsnamen immer mit Artikel verwendet werden, ist es auch so, dass die richtungsweisende Präposition nicht *nach* lautet, sondern *in*, in unserem Falle in der MA *ai*.

In dem uns vorliegenden Material treten in den MA keine maskulinen Ortsformen auf, aber auch diese können vorkommen. Darauf weist Mitzka (1962:I.57) mit folgendem Beispiel hin: Der Ort heißt *Wolfsgrund*, in der MA [velsgrund] und ist in diesem Falle ein Maskulinum, was wir daran erkennen, wenn wir die Richtung nach Wolfsgrund brauchen, denn dann heißt es: [uf a velsgrund] *auf den Wolfsgrund*.

5.

Im Zusammenhang mit den Ortsbezeichnungen entsteht für uns auch der Problemkreis des Gebrauchs der Präpositionen, vor allem, wenn es um die Frage „wohin?“ geht. In den von uns untersuchten MA treten zwei Präpositionen in Erscheinung: *nach* oder *auf*. Dabei ist es nicht so, dass beide Präpositionen gleichzeitig im Gebrauch sind. Allgemein überwiegt in unserem Untersuchungsgebiet die Präposition *auf*, also: *nach Hohentanne* (‚Vysoká‘) – [af houxtɔn] (I.SPI), *nach Morbes* (‚Moravany‘) – [af moabes] (B.SPI), *nach Lissowitz* (‚Lysovice‘) – [af lisɔvads] (W.SPI), *nach Nedweiß* (‚Nerdvězí‘) – [uf nɛdvais] (O.SPI), *nach Kröna* (‚Křenov‘) – [ɔf kri:na] (SH), *nach Brüschau* (‚Březová‘) – [uf preiza] (SH), *nach Hausdorf* (‚Huškov‘) – [uf hausde:af] (Kuhl.), *nach Bautsch* (‚Budišov nad Budišovkou‘) – [uf bautʃ] (N.M.), *nach Buchsdorf* (‚Buková‘) – [uf bugstɛf] (N.M.).

Anhand des Materials wird allerdings deutlich, dass sich bei stärkerem Einfluss der Standardsprache in Stadtnähe in unserem Untersuchungsgebiet die Präposition *nach* durchgesetzt hatte und eher Verwendung fand: *nach Schrittenz* (‚Střítež‘) – [nax ʃritɛnds] (Iglau Stadt/Jihlava), *nach Vierhöfen* (‚Vacetín‘) – [nax fi:əhe:fm] (SH bei Müglitz/Mohelnice), *nach Senftleben* (‚Ženklava‘) – [nax zɛnftle:bm] (Kuhl. bei Neu Titschein/Nový Jičín), *nach Weißkirch* (‚Bílý Kostel‘) – [nox vaiskirç] (N.M. bei Jägerndorf/Krnov). Die einzige Ausnahme in dieser Hinsicht haben wir in der MA der SPI Wachtel/Brodek zu

verzeichnen, denn da war ein Standardeinfluss kaum vorhanden und doch verwendete man *nach*: vgl. *nach Brodek* („Brodek u Konice“) – [nox brɔdka].

Da die von uns untersuchten MA in enger Verbindung mit dem Tschechischen standen, kann man zunächst der Versuchung nicht widerstehen, im Falle der Präposition *auf* in dieser Bedeutung einen Einfluss aus dem Tschechischen zu sehen, denn es ist in dieser Sprache üblich zu sagen: *vlak jede na Prahu* ‚der Zug fährt nach Prag‘ oder *to je autobus na Budějovice* ‚das ist der Bus nach Budweis‘, obwohl auch der Gebrauch der Präposition *do* ‚nach‘ möglich wäre. Hier belehren uns aber Grimm/Grimm (1854ff.:I.607) wiederum eines Besseren, denn dort werden wir darauf aufmerksam gemacht, dass man jederzeit sagen konnte: *Ich will morgen auf Gotha reisen*. Und sie fahren dann fort, dass man zu ihrer Zeit bereits gewöhnlich *nach* verwendete, aber der Gebrauch der Präposition *auf* nicht als Fehler betrachtet wurde. Diese Möglichkeit mit der Präposition *auf* ist demnach in den MA erhalten geblieben, in unserem Untersuchungsgebiet sehr häufig, und auch die Mundartwörterbücher weisen unter dem Lemma *auf* darauf hin, wobei sie auch die bei uns auftretenden Lautformen anführen: Dollmayr/Kranzmayer (1963:I.443) – *auf*, *aff*; Helm (1998:1.100) – *uff*, *off*, *aff*; Lösch et al. (1991:I.311) – *uff*, *off*; Mitzka (1962:I.57) – *off*, *uff*.

6.

Bei den offiziellen Ortsbewohnerbezeichnungen müssen wir erst einmal sagen, dass der substantivische Gebrauch des Suffixes *-er* in den MA bei der Bezeichnung des Einwohners nur in beschränktem Maße auftritt, eher verwendet man die Formen mit dem Suffix adjektivisch und fügt *Leute* hinzu, z.B.: *Schöllschitzer* – [ʃe:lʃidsa lait], *Rothmühler* – [rɔmy:la loit], *Sedlnitzer* – [dse:lsa lait], *Buchsdorf* – [bugstefa laitə]. Da es um die eigenen Ortsbewohner geht, hat man manchmal die Zusammengehörigkeit noch dadurch unterstrichen, dass man sagte: *Tschechener* – [bi:a lait aus tʃɛɕa] *wir Leute aus Tschechen* („Čechyně“), oder man sagte nur *unsere Leute* – [yna loit] (Unterschönbrunn/Jedlová).

Es ist jedoch außerdem noch so, dass die Ortsbewohnerbezeichnungen im gesellschaftlichen Zusammenleben in der Region eine wichtige Rolle gespielt haben. Man charakterisierte mit ihnen die Bewohner, wobei sehr oft auch eine gewisse Ironie nicht außer Acht gelassen wurde. In der Br.SPI nannte man die Einwohner von Möderitz, weil sie in erster Linie Gemüse für die Stadt Brünn anbauten, [me:daradsa krautkepf] *Möderitzer Krautköpfe*. In Klein Mohrau, wo sich eine Kettenfabrik befand, die fast das ganze Dorf beschäftigte, nannte man die Bewohner [kje:tnhund] *Kettenhunde*. Diese Spitznamen konnten sich auch auf die Sprechweise in der MA beziehen. So nannte man in der W.SPI die Leute aus Gundrum („Komořany“) [gundruma ʃno:ta] *Gundrumer Schnooter*, weil sie eine unverwechselbare Sprachmelodie hatten. Die Leute aus Gundrum wiederum nannten die Bewohner des Nachbardorfes Tschechen („Čechyně“) [tʃɛɕna koimpl] *Tschechener Gimpel*.

Die Charakterisierung von bestimmten Gruppen konnte sich auch auf andere Dinge beziehen. So nannte man in Groß Herrlitz („Velké Heraltice“) in N.M. die Frauen armer Leute [dsi:ɣɲvaiba] *Ziegnngweiber*, weil sich diese eben keine Kuh leisten konnten, um Milch für die Kinder zu haben. In Wolframs in der I.SPI nannte man die Frauen aus dem benachbarten Solewitz („Salavice“) [zo:ləvidsa milivaiba] *Solewitzer Milchweiber*, weil sie nach Wolframs kamen, um dort ihre Milch zu verkaufen. In Schöllschitz („Želešice“) in der Br.SPI sagte man zu den Bewohnern des benachbarten Brünn („Brno“) [di ʃto:tfrakŋ] *di Schtoodtfrackng*, also ‚die mit dem Frack aus der Stadt, die besser Angezogenen‘, oder die Bewohner der Wischauer SPI wurden von ihnen [di: mita rəutn ʃtrimpfm] *die mit den roten Strümpfen genannt*, weil bei den Frauen grundsätzlicher Bestandteil der Tracht, die immer getragen wurde, rote Strümpfe waren. Die Bezeichnungen konnten auch selbstironisch sein. So nannten sich die Pattersdorfer aus der I.SPI selbst [potste:fa dsouʃaua] *Pattersdorfer Zuschauer*, warum, konnte uns leider die befragte Person nicht mehr sagen. Oder die Wolframser Frauen nannten sich selbst [di: vuifromsa vuistba:ban], also die *Wolframser Wurstweiber*, weil sie angeblich alle gern Wurst aßen. Dabei muss noch darauf aufmerksam gemacht werden, dass es sich bei *Babern* um ein tschechisches Lehnwort handelt, denn das Wort *bába* kann außer anderen Bedeutungen auch die hier vorkommende tragen.

Die Jugend und die Kinder hatten besonders neckende Bezeichnungen. Im Schönhengst, wo man unter der Jugend der Meinung war, dass die Burschen aus Mährisch Rothmühl („Radiměř“) besonders hübsch seien, nannten die Mädchen die Burschen aus diesem Dorf [di zisn dsipfl] *die süßen Zipfel*. Die Burschen aus Riebzig („Rybník“) gingen ins Nachbardorf Schirmersdorf („Semanín“) angeblich mit der Begründung nicht zum Tanz, dass man sagte: [ɔf ʃiamasdoaf do gi:ma net dad sai di ma:dliç ola zu: freç und raisn dan kalan di: hu:znknepf veg] *Nach Schirmersdorf, da gehen wir nicht, dort sind die Mädels so frech und reißen den Burschen die Hosknöpfe weg*. In der I.SPI neckten die Kinder und Jugendlichen aus Pattersdorf die entsprechende Altersgruppe aus Hohentann („Vysoká“), das auf einem Berg lag, wie folgt: [houxtəna i: da he:ç həmd houzn ful fle:ç] *Hochtanner in der Höh haben die Hosen voll Flöh*. In Unterschönbrunn („Jedlová“) im Schönhengst neckten die Kinder die Kinder aus dem Nachbardorf Dittersbach („Stašov“) so: [in ditaʃbø:ç floistəs vosa ʃvø:ç] *In Dittersbach fließt das Wasser schwach*. Besonders die letzten Ausführungen deuten darauf hin, dass man sich in der engen Nachbarschaft als Gemeinschaft sah, natürlich mit gewissen Unterschieden, die dann irgendwie unterstrichen werden konnten. Das förderte den Zusammenhalt und machte das gesellschaftliche Leben interessanter.

Zitierte Literatur

DOLLMAYR V. / KRANZMAYER E., 1963, Bairisch-Österreichisches Wörterbuch I. Österreich, Wörterbuch der bairischen Mundarten in Österreich, Wien/Graz/ Köln.

GRIMM J. / GRIMM W., 1854-1960, Das deutsche Wörterbuch, Leipzig.

HELM D., 1998, Wörterbuch der obersächsischen Mundarten, Berlin.

LEXER M., 1992, Mittelhochdeutsches Wörterbuch, Stuttgart.

LÖSCH W. / PETZOLD R. / REINHOLD F. / WIEGAND S., 1991, Thüringisches Wörterbuch, Jena.

MITZKA W., 1962, Schlesisches Wörterbuch, Berlin.

Interaktive Aspekte der Partikeln und Phraseologismen. Was ist erwartbar in der Interaktion Wut?

Ein wütender Mensch ist voller Gift.
(Konfuzius)

1. Einleitung

Im vorliegenden Beitrag wird der Frage nachgegangen, welche Partikeln (Pl) und Phraseologismen (Ph), vor allem Modalpartikeln (Mpl) in der Interaktion Wut zu erwarten sind. Mündliche Kommunikation ist besonders relevant für Vermittlung von Informationen, für das gegenseitige Image, für interpersonelle Beziehungen, gegenseitige interaktionelle Beeinflussung und für Auslösen und Schlichten der Konflikte sowie Ausdruck und Versprachlichung von Emotionen und Reaktionen.¹ Die Sprache sollte nicht nur aus der Sicht des Sprachsystems, sondern auch aus der Perspektive der Sprechsituation expliziert werden. Aus diesem Grund muss man bei den Untersuchungen dieser Art den Kontext von sprachlichen Situationen einbeziehen, die sowohl Anlass und Intention der verbalen Interaktion als auch Konventionen, Normen, Regeln und Rollenverteilung der Kommunikationspartner involvieren muss (vgl. Eismann 2009). Den Ausgangspunkt meiner Überlegungen basiert auf den Thesen von Aristoteles (1972) und Searl (1986). Aristoteles ging davon aus, dass die Zweckmäßigkeit der einzelnen sprachlichen Mittel für mögliche individuelle Zielsetzungen bei ihrer Charakterisierung Rechnung getragen wird, denn sie sind im gegebenen Zusammenhang nützlich. Individuelle Kommunikative Zielsetzungen können nach ihm außer Betracht bleiben.²

¹ Die wichtigsten Funktionen von sprachlichen Äußerungen sind – nach Bühler – Ausdruck (einer Person), Darstellung (eines Themas) und Appell (an eine Person bzw. Personengruppe).

² „Unsere Überlegungen betrifft nicht das Ziel, sondern die Mittel, es zu erreichen. Der Arzt überlegt nicht, ob er heilen, der Redner nicht, ob er überzeugen, der Staatsmann nicht, ob er dem Gemeinwesen eine gute Verfassung geben, und überhaupt niemand, ob er sein Ziel verfolgen soll, sondern nachdem man sich ein Ziel gestellt at, sieht man sich um, wie und durch welche Mittel es zu erreichen ist; wenn es durch verschiedene Mittel möglich scheint, sieht man zu, durch welches es am leichtesten und besten erreicht wird, und wenn

Searl zufolge ist für die Sprechhandlungstheorie der Begriff des Sprechhandlungsmusters mit drei Komponenten konstitutiv:

1. die Bedingungen, unter denen die Sprechhandlung vollzogen werden kann;
2. die Äußerungsformen als Handlungsmittel für den Vollzug der Sprechhandlung;
3. der Zweck, dem der Vollzug der Sprechhandlung dient.

Laut Hundsnurscher (1989:132) lässt sich mit der Spezifizierung dieser drei Komponenten jede Sprechhandlung als Realisierung eines bestimmten Sprechhandlungsmusters beschreiben.

Ziel dieses Beitrags ist es aufzuzeigen, wie Pl und Ph alltägliche Interaktionen intensivieren und beeinflussen können. Der Autor versucht die Frage zu beantworten, welche Zielstellungen in der Interaktion *Wut* erwartbar sind.

2. Allgemeines zu Partikeln und Phraseologismen

In diesem Abschnitt werden das Wesen und Funktionen der Pl und Ph kurz skizziert. Die Begriffe Ph und phraseologische Wortverbindung werden in der Fachliteratur als Oberbegriffe für alle lexikalisierten Mehrwortkonstruktionen unterhalb der Satzebene verwendet (vgl. Wotjak/Richter 1997, Laskowski 2004). Zwischen den Komponenten einer Wortverbindung bestehen explizite syntaktische Beziehungen, was sie von anderen komplexen Wortschatzeinheiten wie Komposita (z.B. *Vorlesungsreihe*) unterscheidet. Zur Phraseologie gehören alle polylexikalischen, verhältnismäßig stabilen und in der Sprachgemeinschaft ähnlich wie ein Wort bekannten und reproduzierten sprachlichen Gebilde, z.B. *vor W. kochen, schäumen*; *[eine] Wut im Bauch haben*. Im engeren Sinne zeichnen sich Ph durch Polylexikalität, relative Festigkeit und Idiomatizität aus (mehr dazu Burger 1998, Fleischer 1997). Sie können satzgliedwertig oder satzwertig sein, ihre Bedeutung lässt sich kaum gänzlich erklären z.B. *seine Wut an jemandem (etwas) auslassen, hier ist die Welt mit Brettern vernagelt, verrückt und fünf ist neune, schieß doch der Hund drauf!, da wird doch der Hund in der Pfanne verrückt jetzt geht es um die Wurst, ich bin ja Tierfreund! Zum Teufel noch einmal!* (vgl. Duden 2002). Mit Pl bezeichnet man in der Regel die nicht flektierbaren Wortarten wie Adverbien, Interjektionen, Konjunktionen und Präpositionen. Da die Unflektierbarkeit ein unsicheres Kriterium der Wortklasseneinteilung ist (vgl. Hentschel/Weydt 1989) werden in dieser Untersuchung nur diejenigen Lexeme (Synkategoremata) als Pl (im engeren Sinne) verstanden, die eine geringe lexikalische Bedeutung aufweisen. Dazu rechnet man Modalpartikeln, Antwortpartikeln, Gradpartikeln, Infinitivpartikel, Interjektionspartikeln, Negationspartikeln, Steigerungspartikeln, Temporalpartikeln, Vergleichspartikeln (vgl.

es durch eines regelrecht verwirklicht wird, fragt man wieder, wie es durch dasselbe verwirklicht wird, und wodurch wiederum jenes, bis man zu der ersten Ursache gelangt, die als letzte gefunden wird“ (Aristoteles 1972:52-53).

Helbig 1990, Helbig/Helbig 1999:9). Sie nehmen in den meisten Fällen nicht isoliert (ohne Bezugsglied) die erste Stelle³ im Satz ein. Man kann auch ihre Homonyme in anderen Wortklassen finden. In den sequentiellen zwischenmenschlichen Interaktionen fungieren sie als Indikatoren für ganze Sprechhandlungen. Diese Entität trifft auch auf die phraseologischen Konstrukte zu (vgl. Diewald 1999, Fleischer 1997:198-205, Helbig/Kötz 1985:15). Kirstein (1983:213) benutzte das Konzept von Weydt, nach dem die Pl in der Sprechsituation vielfach im Sinne bloßer Hilfsmittel verstanden werden. Die Mpl dienen dazu, die Haltung (Stellungnahme) des Sprechers zum Gesagten auszudrücken und dem Hörer wissen zu lassen, wie er den Inhalt des Gesagten einzufügen hat (vgl. Franck 1980:31, 91; Hartmann 1977:113; Helbig/Kötz 1985:10; Wolski 1986:336). Die Mpl verankern die Äußerung auch im konversationellen oder argumentativen Kontext. Sie verleihen auch der emotiven Seiten des Beziehungsstandes zwischen den Interaktanten Ausdruck. Die Mpl steuern die Konversation im Sinne der Sprecher (vgl. Beerbom 1992, Franck 1980:31). Neben diesen konversationellen haben die Mpl auch interaktionsstrategische Funktion, da sie die jeweilige Äußerung in den Interaktionszusammenhang einordnen. Sie dienen zur Erfüllung bestimmter kommunikativer Zwecke und zur Verdeutlichung der Funktion des Sprechaktes unter den gegebenen Bedingungen der Interaktion mit entsprechenden sprachlichen Mitteln. Viele Mpl auch eine konnektierende, d.h. textverknüpfende Funktion, denn sie verbinden aufeinander folgende Äußerungen auch über einen Sprecherwechsel hinweg (vgl. Becker 1976:6).⁴

3. Kommunikatives Handeln – Interaktion

Der Frage wovon sprachliche Interaktionen abhängen, will ich in diesem Abschnitt des Beitrags zuwenden. Unter Interaktionen versteht man in der Psychologie und Soziologie aufeinander bezogenes Interagieren zweier oder mehrerer Personen; Wechselbeziehungen zwischen Interaktanten. Das kommunikative Handeln verwirklicht sich in alltäglich eingelebten Sprachspielen, die durch Konventionen, Normen und Regeln festgelegt sind. Zum normalen Verlauf von kommunikativem Handeln tragen vier Voraussetzungen bei:

- a. bewusste Mitteilung und Akzeptanz zwischenmenschlicher Interaktionen,
- b. ausdrückliche Vermittlung und entsprechende Auffassung des Sinns der Äußerung,
- c. der Austausch der Meinungen und deren Wirkung werden nicht angezweifelt,
- d. Billigung von Folgen des Geltungsanspruchs der Handlungsnormen (Homburger 2003: 262).

³ Erststellenfähig können z.B. folgende Partikeln sein: *eigentlich, besonders, beinahe, bereits, ausgerechnet, jedenfalls* usw.

⁴ Zu den Partikeln, die textkonnektierende Funktion haben, gehören z.B. *also, auch, doch*.

Wenn eine dieser Bedingungen nicht erfüllt wird, tauchen Störungen in der Kommunikation auf. Diese Situation provoziert die Interaktanten, in einen Diskurs einzutreten. Bei allem, was wir wahrnehmen und tun, gehen wir ständig so vor, dass wir unsere Beobachtungen und Handlungen emotional und moralisch einschätzen, durchdenken und auf ihre Relevanz hin überprüfen. Dies sind auch keine willkürlich steuerbare, sondern automatisierte Prozesse und Vorgänge, die zwar ins Bewusstsein dringen können, jedoch hauptsächlich vorbewusst ablaufen (vgl. Nünning/Zierold 2008:27)

Ich versuche in diesem Abschnitt das in der Einleitung dargestellte Konzept in der Interaktion *Wut* zu verwenden und aufzuzeigen, dass ein bestimmter kommunikativer Zweck lediglich unter bestimmten Bedingungen, die auch mit der konkreten Sprechsituation in Verbindung stehen, erreicht werden kann, und zwar mit Hilfe bestimmter sprachlicher Äußerungsformen. In der Reaktion von Kommunikationsteilnehmern lassen sich im Spiel der gegenseitigen Rückkopplungen, Repliken und nonverbalen Reaktionen oft bestimmte Muster erkennen. In Gesprächen gibt es zwei typische Formen von Interaktionsmustern: die komplementäre und die symmetrische Interaktion, auf die ich aus Platzgründen genauer nicht eingehen werde. Die Kommunikationsteilnehmer sind nach Prinzipien des symbolischen Interaktionismus zum einen zurückgebunden an soziale Prozesse, in denen sie Wertungen und Bedeutungszuschreibungen entwickeln, zum anderen aber autonom in ihrer Interpretation und eben nicht determiniert von vermeintlich in den Dingen oder Aussagen enthaltenen Bedeutungen (vgl. Nünning/Zierold 2008:46). Das Auftreten von *Mpl* und *Ph* „ist ein Spezialfall, anhand dessen sich die situationstheoretische Pragmatik in einen wichtigen Bereich weiterentwickeln lässt“. Dies stellt einen Bereich der Interrelationen von Sprachlichem und Nichtsprachlichem dar, mit Hilfe deren die endgültige Festlegung einer Partikel- und Phraseologismen Bedeutung „zumeist erst in einer individuellen Sprechsituation“ erfolgt. Partikelhaltige oder phraseologische Äußerungen leisten vielfach zur Situationsdefinition einen Beitrag (vgl. Kirstein 1983:220). Dies suggeriert eine gewisse zirkuläre Regelmäßigkeit, in der eine partikelhaltige oder phraseologische Äußerung die Herausbildung einer bestimmten Sprechsituation konstituiert. Eine bestimmte Sprechsituation entsteht durch das Relevantwerden einzelner situativer Faktoren. Franck (1980:37) fasst dieses Phänomen folgenderweise: „Kommunikative Handlungen sind interaktive Handlungen mit einem Aussagegehalt, die so angelegt sind, dass der andere die Handlung aufgrund von (Symbol-) Konventionen als eine bestimmte Handlung erkennt, die die augenblickliche Interaktionssituation für ihn in bestimmter Weise verändert“.

4. Interaktion *Wut* und deren Versprachlichung

Bevor ich genauer auf die Interaktion *Wut* und auf die mit ihr eng verbundenen sprachlichen Mittel eingehe, erkläre ich wie *Wut* zu verstehen ist. Das Wort *Wut* stammt aus dem Mittelhochdeutschen *wuot* und bedeutet ‚unsinnig‘. Das ist ein heftiger, unbeherrschter,

durch Ärger o.Ä. hervorgerufener Gefühlsausbruch, der sich in Gestik (Faustschlag, Fußtritt, gegen jemanden die Hand erheben), Miene (Augenflimmern, Zähneblecken), Wort (Fluchen) und Tat (mit Tellern werfen, mit Faust schlagen) zeigt (vgl. Duden 2001:1760). Im folgenden Beleg kann man einige dieser genannten Elemente erkennen: „Torben Hoffmann *kochte vor Wut*, die Augen *blitzten* und *funkelten*, als der Vorstopper der Frankfurter Eintracht wenige Minuten nach dem beeindruckenden 3:0 in Erfurt durch den Plexiglastunnel in die Mixed Zone stapfte“ (fr-aktuell.de vom 02.05.2005). Was verursacht, dass wir in Wut geraten? Das kann Streit mit dem Gesprächspartner, ungerechtfertigte Kritik vom Interaktanten, z.B. vom Chef, Ärger mit den Kollegen, Schwiegereltern, Nachbarn sein. Manche schlucken alles herunter, andere spielen die gekränkte Leberwurst, wieder andere suchen die Schuld bei sich oder flippen komplett aus, d.h. sie verlieren die Nerven und werden kopflos.⁵ Obwohl Wut bei vielen Menschen einen schlechten Ruf hat, ist sie ein ganz normales und wichtiges Gefühl. Die Wut gehört zu den sehr heftigen Emotionen und impulsiven sowie aggressiven Reaktionen in den interpersonellen Interaktionen, z.B. Belästigung, Frustration, Fragerei, Kränkung, Nörgelei, dauerhaftes Stören und andere unangenehme Situationen. Sie ist heftiger und intensiver als der Ärger und man kann nicht so einfach wie den Zorn beherrscht werden. Davon zeugen auch einige phraseologische Wortverbindungen: *jmdn. erfasst, packt jähe Wut, eine wilde Wut stieg in ihr auf, erfüllte sie, seine Wut an jmdm., etw. auslassen, in sich hineinfressen, in Wut kommen, geraten, in seiner W. wusste er nicht mehr, was er tat, voller W, vor W. kochen, schäumen*. Es liegt zunächst einmal nahe anzunehmen, dass die sprachliche Form, in der wir unsere Gedanken äußern, die Reaktion des Rezipienten stark beeinflusst. Die Gesprächspartner benutzen verschiedene Mittel zur Bewältigung von Kommunikationssituationen. Im Nachstehenden veranschaulichen wir mit konkreten Belegen, welche sprachlichen Komponenten in der Interaktion Wut typisch sind. Laut Wagner (2006:189) sind Meinungsverschiedenheiten „keine ungewöhnlichen Beziehungskatastrophen, sondern eine häufige und nicht grundsätzlich negative Ausgangsbasis für Gespräche aller Art. Doch oft führen sie zu unangenehmen Streitsituationen, die bewältigt werden sollen“. Baunebjerg/Wesemann (1983:124) nennen folgende Interaktionsaspekte, die man auch bei der Interaktion Wut berücksichtigen muss: a) Situationsdefinition (Sprecher fühlt sich herausgefordert), b) Partnerhypothesen – Status (Sprecher und Hörer gleichrangig oder Sprecher dem Hörer überlegen), c) Kenntnisstand (für Sprecher und Hörer gemeinsam), d) Interaktionsschritt durch Sprecher-Äußerung (kooperativ bei positiver Tendenz, kompetitiv bei negativer Tendenz), e) Argumentationsschritt (korrektiv, beim Hörer Zweifel abbauend). Ausgehend

⁵ Psychologisch gesehen, kann man die Entstehung von Wut analog zur Entstehung von allen Aggressionen explizieren. Drei Theorien sind hier zu nennen: 1) Die Triebtheorie nach Sigmund Freud, die von einem angeborenen Aggressionstrieb ausgeht und besagt, wenn sie unterdrückt wird, kommt es zu seelischen Störungen; 2) Die Frustrations-Aggressionstheorie die, behauptet, dass Aggressionen im Grunde Reaktionen auf Frustration sind. Demzufolge ist Wut eine Abreaktion; 3) Die Lerntheorie nach Albert Bandura, in der Aggression als erlerntes Verhalten dargestellt wird. Die Wut ist also ein Verhaltensmuster, das durch bestimmte Erfahrungen und das Lernen von Vorbildern eingeübt wird.

von den Ergebnissen der Sprechakttheorie und den Anregungen der Konversationsanalyse finden Fragen der Funktion von Pl und Ph in der Interaktion zunehmend Interesse (vgl. Rudolph 1983:54). Auffällig in den meisten Wutinteraktionen ist die Vorkommenshäufigkeit von Pl und Ph. Nach Weber (1983:303) kann man den Verlauf der Interaktion auf drei Ebenen darstellen: 1) auf inhaltlich-logischer oder kognitiver Ebene und dabei auf der Grundlage eines sachorientierten Handlungskonzepts, 2) auf kommunikativer Ebene durch Signale, welche auf partnerorientiertes Verhalten der Gesprächspartner schließen lassen, 3) auf dialogimmanenter Ebene, basierend auf allgemeinen dialogkonstituierenden und dialogsteuernden Gesetzmäßigkeiten. Während des Interaktionsverlaufs stehen die Sprechhandlungssequenzen der verschiedenen Ebenen in ständiger Korrelation. Dies wird bei der Beschreibung von Pl, ihren Verwendungsweisen und Funktionen jeder dialogischen Interaktion deutlich. Rudolph (1983:58) ist der Meinung, dass dem Sprecher die Verwendung dieser Kombination kaum bewusst ist. Normalerweise achten die Hörer zum anderen eher nicht auf die Form, sondern auf den Inhalt der Äußerung. Man muss aber zugeben, dass das Verständnis des Inhalts ganz eindeutig mit der Form zusammenhängt. Da in der Interaktion Wut heftige Emotionen geweckt werden, kann man folgende Pl in Verbindung mit Flüchen erwarten: *aber, als, auch, bloß, doch, eben, einfach, erst, halt, immer, ja, jedenfalls, mal, nur, ruhig, schon, so, überhaupt, vielleicht, wohl*, weil sie Aufforderung und Emotionalität betonen und ausdrücken, z.B. *Nun mach schon!, Du bist aber eine fette Sau!, Halten Sie verdammt noch mal den Mund!, Weißt du überhaupt, was du sagst?, Verpiss dich doch!, Mensch hau bloß endlich ab!, Ich lasse mich aber nicht beleidigen!, Lass doch die dummen Witze!, Lass mich doch/einfach/mal/schon in Ruhe!, Vielleicht benimmst du dich mal!, Was willst du überhaupt?, Willst du wohl hören?, Musst du immer gleich so schnauzen, Du fällst mir langsam auf den Wecker mit deiner Nörgelei!, Der Schlag soll dich treffen!, Hör doch endlich auf!, Das ist ja höherer Blödsinn!, Das ist ja die Höhe!, Leck mich am Arsch!, Fahr zum Teufel, du Mistker!* (vgl. auch Langenmayr 1997:262-264). Wenn man wütend wird, gebraucht man oft folgende Mehrwortverbindungen: *Ich könnte mir vor Wut in den Hintern beißen, die Beherrschung/Geduld verlieren, jmds Geduld ist zu Ende, jmdm. reicht es/langt es, jmdm. reißt der Geduldsfaden, jetzt ist Schluss, ist der Ofen aus, ist der Bart ab, jetzt ist aber Sense, in Harnisch geraten/kommen, in Fahrt/in Rage kommen, wild werden, in Wut kommen, geraten, ergrimmen, Zustände kriegen, jmdm. kommt der Kaffee hoch, in die Luft/an die Decke gehen, vor Wut bersten, aus der Haut fahren, jmdm. platzt der Kragen, jmdm. läuft die Galle über, jmdm ist eine Laus über die Leber gelaufen, jmd. ist mit dem linken Fuß aufgestanden, das Barometer steht auf Sturm, einen Rochus heben, sich schwarz ärgern, sich fuchsen, geladen, sauer sein, in Rage bringen, in Harnisch, in Wut bringen, jmdm. das Blut in Wallung bringen, jmdn. auf die Palme bringen, jmdn. (bis) zur Weißglut bringen, reizen, jmdm. auf die Nerven gehen, auf den Wecker fallen, gehen, jmdm. den letzten Nerv rauben, auf jmds. Nerven herumtrampeln, etwas wird jmdm. Zuviel, eine (Mords)wut im Bauch haben/mit einer (Mords)wut im Bauch haben, schäumen vor Wut, wüten wie ein/die Berseker. Idiomatiche Ph veranschaulichen oft plastisch das Aussehen der Menschen im Zustand der Wut. Der Ph *jmdm platzt der Kragen* liefert uns*

ein Bild mit anschwellenden Halsadern, infolgedessen man folglich seinen Kragen als zu eng empfindet. „Wenn ihnen jedoch der Kragen platzt, können sie mit ihren Wutanfällen ihre ganze Umgebung erschrecken“ (vgl. Duden 2002:439). Im Ph *jmdn. auf die Palme (Pinie) bringen* liegt das Bild zugrunde, dass Wut die Menschen auffahren, „hochgehen“ lassen, z.B. „Die Skandale, die sich bei der Berufsboxveranstaltung ereigneten, *brachten selbst Zuschauer und Experten mit Engelsgeduld auf die Palme*“ (vgl. Duden 2002:563). Der nächste Ph *jmdm. läuft die Galle über* nimmt Bezug auf die erhöhte Ausschüttung von Galle bei wütenden Menschen, z.B. „*Mir läuft die Galle über*, wenn ich höre, dass es immer noch so unfertige Menschen wie deinen Chef gibt, die zudem in einer Führungsposition sitzen“ (vgl. Duden 2002:253). Die obigen Beispiele bestätigen die These, dass die Sprecher mit Hilfe von Ph und Pl einen psychischen Zustand zum Ausdruck bringen können, z.B. beglückwünschen, bereuen, danken, entschuldigen, fluchen, gratulieren, grüßen, klagen, verfluchen, wünschen usw. (vgl. Dobos 2009:104).

5. Schlussfolgerungen

In den Ausführungen zu den Pl und Ph bin ich auf ihre interaktiven Funktionen eingegangen. Interaktionen führen zur Beeinträchtigung der Territorien, die durch geeignete rituelle Mittel aufgehoben werden müssen. Die Pl und Ph können solche rituellen und situationsorientierten Zwecke erfüllen (vgl. Eismann 2009). Es ist festzustellen, dass unter Einfluss von negativen Emotionen wir uns divers verhalten und heftig reagieren. Infolgedessen können wir andere Menschen ängstigen, gefährden oder schädigen. In der Interaktion Wut (Zorn) sind sichtbare, wahrnehmbare und innere Elemente zu erwarten. Im Rahmen der physisch-physiologischer Reaktion sind typisch: eine auffällige, übertriebene und unkontrollierte Verhaltensweise, Veränderung der Gesichtsfarbe, beschleunigter Kreislauf, das Gefühl der Hitze, Fieber, die Zähne fletschen/blecken/Zähneblecken, Zähneknirschen, Beben, finstere Blicke, weinen, eine finstere Miene, ärgerliche Erregung, aggressive Verhaltensweise. Im Bereich der sprachlichen Reaktion sind folgende Komponenten erwartbar: Fluchen, im Zorn ausgesprochene Kraftausdrücke, Vulgarismen, emotionale sprachliche Konstituenten mit Ph und Pl (vgl. Gondek 2009:434). Die Partikel- und Phraseologismenverwendung ist von einer Menge soziologischer und psychologischer Faktoren der Sprecher abhängig und nur im Gesamtkontext einer Gesprächssituation begreifbar. Sowohl Partikel als auch Phraseologismen dienen zum Ausdruck von Gefühlen, auf textlinguistischer wie auch phonologischer Ebene und sind stark themenabhängig.

Zitierte Literatur

- ARISTOTELES, 1972, *Nikomachische Ethik*, Hamburg.
BAUNEBJERG G. / WESEMANN M., 1983, *Partikelwörterbuch deutsch-dänisch, dänisch-deutsch*. Ein Arbeitsbericht, in: Weydt H. (Hg.), *Partikeln und Interaktion*, Tübingen, S. 119-129.

- BECKER N., 1976, Die Verknüpfungspartikeln *denn, mal, doch* und andere, in: Zielsprache Deutsch 7/3, S. 6-12.
- BEERBOM CH., 1992, Modalpartikeln als Übersetzungsproblem. Eine kontrastive Studie zum Sprachenpaar Deutsch-Spanisch, Frankfurt am Main u.a.
- BURGER H., 1998, Phraseologie. Eine Einführung am Beispiel des Deutschen, Berlin.
- DIEWALD G., 1999, Die dialogische Bedeutungskomponente von Modalpartikeln, in: Naumann B. (Hg.), *Dialogue analysis and the mass media*, Tübingen, S. 187-199.
- DOBOS C., 2009, Sprechakttheorie und Phraseologismen, in: Földes Cs. (Hg.), *Phraseologie disziplinär und interdisziplinär*, Tübingen, S. 99-108.
- Duden. Redewendungen, 2002 Mannheim u.a.
- Duden. Universalwörterbuch, 2001, Mannheim u.a.
- EISMANN W., 2009, Situationsspezifische Redensarten, in: Földes Cs. (Hg.), *Phraseologie disziplinär und interdisziplinär*, Tübingen, S. 117-129.
- FLEISCHER W., 1997, *Phraseologie der deutschen Gegenwartssprache*, Tübingen.
- FRANCK D., 1980, *Grammatik und Konversation*, Königstein.
- GONDEK A., 2009, *Gift und Galle spucken* oder *komuś w duszy gra* – menschliche emotionen in den deutschen und polnischen Phraseologismen, in: Földes Cs. (Hg.), *Phraseologie disziplinär und interdisziplinär*, Tübingen, S. 433-442.
- HARTMANN D., 1977, Aussagesätze, Behauptungshandlungen und die kommunikativen Funktionen der Satzpartikeln *ja, nämlich* und *einfach*, in: Weydt H. (Hg.), *Aspekte der Modalität. Studien zur deutschen Abtönung*, Tübingen, S. 101-114.
- HELBIG G., 1990, *Lexikon deutscher Partikeln*, Leipzig.
- HELBIG G. / HELBIG A., 1999, *Deutsche Partikeln – richtig gebraucht?*, Leipzig.
- HELBIG G. / KÖTZ W., 1985, *Die Partikeln*, Leipzig.
- HENTSCHEL E. / WEYDT H., 1989, Wortartenprobleme bei Partikeln, in: Weydt H. (Hg.), *Sprechen mit Partikeln*, Berlin/New York, S. 3-18.
- HOMBERGER D., 2003, *Sachwörterbuch zur Sprachwissenschaft*, Stuttgart.
- HUNDNURSCHER F., 1989, Sprachliche Äußerungen als Bindeglieder zwischen Sprechsituationen und Kommunikationszwecken, in: Scherer H. (Hg.), *Sprache in Situation. Eine Zwischenbilanz*, Bonn, S. 115-153.
- KIRSTEIN B., 1983, Partikeln und Sprechsituation, in: Weydt H. (Hg.), *Partikeln und Interaktion*, Tübingen, S. 213-225.
- LANGENMAYR A., 1997, *Sprachpsychologie*, Göttingen u.a.
- LASKOWSKI M. 2004, *Semantische und pragmatische Aspekte der deutschen und polnischen Phraseologie*, Zielona Góra.
- NÜNNING A. / ZIERLOLD M., 2008, *Kommunikationskompetenzen. Erfolgreich kommunizieren im Studium und Berufsleben*, Stuttgart.
- RUDOLPH E., 1983, Partikel – Kombinationen in Alltagsgesprächen, in: Weydt H. (Hg.), *Partikeln und Interaktion*, Tübingen, S. 54-66.
- SEARLE J. R., 1986, *Meaning, Communication, and Representation*, in: Grandy R./Werner R. (Hg.), *Philosophical Grounds of Rationality, Intentions, Categories*, Oxford.
- WAGNER R., 2006, *Mündliche Kommunikation in der Schule*, Paderborn u.a.
- WEBER U., 1983, Zur Bedeutung von Partikeln in Interaktionsdialogen, in: Weydt H. (Hg.), *Partikeln und Interaktion*, Tübingen, S. 301-310.
- WOLSKI W., 1986, *Partikellexikographie. Ein Beitrag zur praktischen Lexikographie*, Tübingen.
- WOTJAK B. / RICHTER M., 1997, *Sage und schreibe. Deutsche Phraseologismen in Theorie und Praxis*, Leipzig u.a.

Konzeptualisierung der Intensität von negativen Emotionen dargestellt am Beispiel der verbalen Kollokatoren von *Ärger*, *Wut* und *Zorn*

1. Problemstellung

Das Wissen um die Gefühle ist sehr vielfältig und differenziert. Unser alltagsweltlicher Wissensbestand enthält die Vorstellung von Emotionen als inneren Mächten, die uns beherrschen oder widerfahren können, die sich aber auch verbergen lassen. Gleichzeitig sind wir uns dessen bewusst, dass Emotionen ein wichtiger Bestandteil der menschlichen Psyche, also der außersprachlichen Welt sind und dass es sehr schwer ist, über sie zu sprechen und sie zu beschreiben. Lakoff/Johnson (1988) weisen darauf hin, dass menschliches Denken vorwiegend metaphorisch ist, deswegen werden in der Fachliteratur vor allem die konventionalisierten Ausdrucksformen analysiert, die unsere Vorstellungen von Emotionen widerspiegeln. Der vorliegende Beitrag setzt sich aber zum Ziel, die verbalen Kollokatoren der Lexeme *Ärger*, *Wut* und *Zorn* zusammenzustellen, um auf dieser Basis Regularitäten in der Konzeptualisierung von Emotionen der *Ärger*-Gruppe zu ermitteln.

Da die emotionalen Inhalte rein privater Natur sind, kann man annehmen, dass sie erst von einem bestimmten Intensitätsgrad an kommuniziert und für andere nachvollziehbar gemacht werden, d.h. erst von einem bestimmten Grad der Intensität wird den Beteiligten die Emotionalität und die Tatsache der Thematisierung der Emotionen bewusst (vgl. Fiehler 1990:72). Eine gewisse Intensität der Gefühle ist somit die Voraussetzung dafür, dass sie sozial und interaktiv behandelt werden. Da *Ärger*, *Wut* und *Zorn* zu den mächtigsten Emotionen gehören, die die Menschen empfinden (vgl. Liebert 1992, Kövecses 1990, u.a.), machen die Verben, die eben ihre Kraft und Macht hervorheben, die zahlreichste Gruppe aller verbalen Kollokatoren aus. Deswegen konzentrieren wir uns bei der weiteren Analyse vor allem auf die Kollokationen, die den Intensitätsgrad der untersuchten Emotionen zum Ausdruck bringen.

Bei der Analyse der Kollokatoren stützen wir uns auf die über COSMAS öffentlich zugänglichen Textmengen der Korpora des IDS in Mannheim. Das sprachliche Mate-

rial umfasst hauptsächlich Korpora der geschriebenen Sprache. Der Analyse wurden insgesamt 1137 Belege mit den Substantiven *Ärger*, *Wut* und *Zorn* unterzogen.

2. Analyse der semantischen Funktionen verbaler Kollokatoren von *Ärger*, *Wut* und *Zorn*

Für die Zwecke der vorliegenden Analyse versuchen wir zuerst das Phänomen der Kollokation näher zu bestimmen. Wir stützen uns dabei auf die Definitionen von Doroszewski (1980) und Stubbs (1997), die davon ausgehen, dass die Kollokation nicht unbedingt als individuelle Verbindung zweier Wörter verstanden wird, sondern auch die Verbindung eines Lexems (Basis) mit einer Gruppe von Kollokatoren, die ein bestimmtes semantisches Merkmal aufweisen darstellt. Unter Kollokationen werden also auch Kombinationen eines Lexems mit einer Gruppe von Lexemen verstanden, die in der Verbindung eine typische semantische Funktion realisieren, durch die ihr Miteinandervorkommen begrenzt ist. Die untersuchten Kollokatoren ordnen ihren Basen Merkmale, Zustände u.ä. zu. Durch deren Verallgemeinerung lassen sich Gruppen von Kollokatoren bilden, deren semantische Funktion ähnlich ist (vgl. Grzegorzcykowa 1995:82).

Nach dieser Definition lassen sich im Bereich der untersuchten Kollokatoren sieben semantische Funktionen unterscheiden: Anfang, Intensität, aktive Auseinandersetzung, Beherrschen des Gefühlsträgers, Akzeptieren, Reduktion, Ende des Gefühls, wobei im Bereich der einzelnen Funktionen zahlreiche Differenzen zwischen den Lexemen hinsichtlich der Zahl ihrer Kollokatoren und der möglichen Untergruppen bestehen, was die Tabelle unten am besten präsentiert:

SEMANTISCHE FUNKTION	ÄRGER	WUT	ZORN
ANFANG ENTSTEHEN	<i>sich regen, anheben, aufkommen, sich entzünden, ausbrechen, herausplatzen</i>	<i>eintreten, aufkommen, sich einstellen, auftreten rühren, ausbrechen, hervorbrechen, herausbrechen</i>	<i>aufkommen, sich erheben, sich regen, sich entzünden, aufbrechen, ausbrechen, herausbrechen</i>
VERURSACHEN	<i>erregen, hervorrufen, auslösen, bereiten, verursachen, machen, schaffen, anzetteln, sorgen (für)</i>	<i>auslösen, schaffen, erregen, entfesseln, hervorrufen, entfachen, herausfordern, anstacheln</i>	<i>auslösen, hervorrufen, erregen, herausfordern, heraufbeschwören, entfachen, entflammen</i>
AKTIVE AUSEINANDERS- SETZUNG	<i>bekämpfen, bewältigen, verkraften</i>	<i>bewältigen, überwinden</i>	<i>bewältigen</i>

SEMANTISCHE FUNKTION	ÄRGER	WUT	ZORN
BEHERRSCHEN DES GEFÜHLSTRÄGERS	<i>aufreiben, packen, belasten, stören</i>	<i>erfüllen, beherrschen, packen</i>	<i>packen, erfassen, ergreifen, erfüllen, ausfüllen</i>
INTENSITÄT KUMULATION	<i>sich anstauen, sich aufstauen, wachsen, sich mehren, sich häufen, gipfeln</i>	<i>sich aufspeichern, sich sammeln, sich anstauen, sich aufstauen, sich verdichten, sich ballen sich mehren, sich vermehren, wachsen, zunehmen</i>	<i>sich aufstauen, wachsen, zunehmen</i>
ANSTEIGEN	<i>hochkochen, hochsteigen</i>	<i>hochkommen, hochschießen, hochsteigen, hochkochen</i>	<i>hochsteigen, aufsteigen</i>
INTENSIVIEREN		<i>anheizen, aufkochen, schüren</i>	<i>schüren, steigern</i>
INTENSIVE PRÄSENZ	<i>herrschen</i>	<i>brennen, lodern, kochen, überschäumen</i>	<i>herrschen, kochen, überschäumen</i>
AKZEPTIEREN (UNGEWOLLT/ ERZWUNGEN)	<i>schlucken, (in sich) hineinfressen, herunterschlucken, herunterschlingen, hinunterfressen</i>	<i>(in sich) hineinfressen</i>	<i>(in sich) fressen, (in sich) hineinfressen</i>
REDUKTION	<i>abbauen, besänftigen, bezähmen, mindern, senken</i>	<i>nachlassen, sich legen dämpfen, eindämmen, zügeln, unterdrücken, versaufen</i>	<i>sich legen, abkühlen bändigen, zügeln, besänftigen, beschwichtigen, dämpfen, mäßigen, erweichen</i>
ENDE VERSCHWINDEN	<i>verfliegen, verrauchen, sich auflösen</i>	<i>ergehen, verrauchen</i>	<i>verfliegen, verrauchen, verschwinden</i>
LOSWERDEN	<i>loswerden, ablassen, (he)rauslassen, wegspülen, wegerklären</i>	<i>sich abreagieren, sich entladen ablassen, herauslassen herausschreien, hinaus-schreien, herausbrüllen</i>	<i>sich auslassen, sich entladen loswerden, beseitigen fortspülen</i>
	<i>abreagieren, auslassen, abladen</i>	<i>abreagieren, austoben, auslassen</i>	<i>auslassen, abreagieren, entladen</i>

Die Analyse der Kollokatoren von *Ärger*, *Wut* und *Zorn* weist darauf hin, dass das Gefühl als ein Prozess konzeptualisiert wird, der seine Anfangs-, Entwicklungs- und Endphase hat. Dies zeugt von der Veränderlichkeit der Emotionen, die vom Gefühlsträger unabhängig, nach eigener Dynamik „leben“ und sich ständig verändern. Sie entstehen (allmählich oder plötzlich), werden intensiver (indem sie *sich kumulieren, aufwärts bewegen* u.ä.); sie können den Gefühlsträger für einige Zeit *beherrschen* (ihn in ihre Gewalt bekommen) und sich gegen den Veranlasser oder gegen das Gefühlsubjekt richten; sie *lassen nach, verschwinden* oder verwandeln sich in eine andere Qualität bzw. Aktion. Anders ist die Perspektive der Teilnehmer der Erlebenssituation von *Ärger*, *Wut* oder *Zorn*. So kann der Veranlasser die Emotionen beim Gefühlsträger *auslösen* (mehr oder weniger absichtlich), ihn gegen seinen Willen in ein bestimmtes Gefühl versetzen und wenn es schon entstanden ist, es intensivieren. Der wichtigste Teilnehmer der Erlebenssituation von *Ärger*, *Wut* und *Zorn* ist sicherlich der Gefühlsträger selbst. Er nimmt das Gefühl bei sich wahr, kann es manifestieren oder resigniert hinnehmen (vgl. z.B.: *in sich hineinfressen, hinunterschlucken*). Er versucht es zu *unterdrücken*, zu *bekämpfen* oder zu reduzieren. Er kann aber auch das eigene Gefühl gegen ein Gefühlsobjekt richten und es letztlich *loswerden*, indem er sich dabei verschiedener Methoden und Mittel bedient oder verschiedene Maßnahmen ergreift.

3. Konzeptualisierung der Intensität von negativen Emotionen

Die Analyse der semantischen Funktionen der verbalen Kollokatoren von *Ärger*, *Wut* und *Zorn* zeigt deutlich, dass die Verben fast in jeder Gruppe ihre Stärke, Macht und Intensität zum Ausdruck bringen. Dieses Bild ergibt sich nicht nur aus den Funktionen Kumulieren, Ansteigen und intensive Präsenz, die direkt die große Intensität der negativen Emotionen hervorheben. Auch viele andere Verben, die den weiteren Funktionen zugeordnet wurden, weisen indirekt auf die übermäßige Stärke der negativen Gefühle hin und ermöglichen ein breiteres konzeptuelles Bild der Intensität von *Ärger*, *Wut* und *Zorn* zu erstellen. Im Folgenden versuchen wir also, die einzelnen semantischen Funktionen und die sich daraus ergebenden konzeptuellen Bilder der Intensität von negativen Emotionen kurz darzustellen und zu charakterisieren.

3.1. Anfang der Gefühle

Aus der Analyse ergibt sich eindeutig, dass die Gefühle der *Ärger*-Gruppe meist ohne das Mitwirken des menschlichen Willens entstehen. Sie können sich z.B. im Gefühlsträger *entzünden*¹, *regen* oder *rühren*, sie *kommen auf* und *erheben sich*. Das erste

¹ Es soll dabei auf den obligatorischen Gebrauch der Präposition *an* hingewiesen werden, mit der die Veranlassung des Gefühls in die Satzstruktur eingeleitet wird.

Verb weist in seiner primären Bedeutung darauf hin, dass eine Substanz plötzlich in Brand gerät, was vor allem die Abruptheit des Entstehungsprozesses signalisiert. Bei der zweiten Untergruppe der Kollokatoren, die das Verursachen der negativen Gefühle zum Ausdruck bringen rückt die Perspektive des auslösenden Faktors in den Vordergrund. Manche der Verben, die hauptsächlich mit *Wut* oder *Zorn* kollokieren, weisen auf den negativen Charakter der beiden Phänomene hin (z.B. etwas kann *Wut* und *Zorn herausfordern*, *entfachen*, *Wut entfesseln*, *Zorn heraufbeschwören*). Die primäre Bedeutung des Kollokators *entfachen* heißt „zum Brennen bringen“, was auf die Plötzlichkeit und Heftigkeit des Anfangs von *Wut* und *Zorn* verweist. Die negativen Emotionen und ihre Stärke bzw. Intensität werden hier also in Analogie zum Feuer konzeptualisiert.

3.2. Intensität der Gefühle

Die meisten verbalen Kollokatoren von *Ärger*, *Wut* und *Zorn* signalisieren ihre Intensität. Sie können somit den Gruppen Kumulation und Ansteigen (intransitive Verben) einerseits und der Gruppe Intensivieren (transitive Verben) andererseits zugeordnet werden. Interessant ist dabei die Tatsache, dass die meisten Verben mit *Wut* kollokieren, was offenbar von dem besonders dynamischen Charakter dieser Emotion zeugt. Die Kollokationen: *Wut speichert sich auf*, *sammelt sich*, *staut sich an*, *Zorn/Ärger staut sich auf*, *Wut verdichtet sich* und *ballt sich* bezeichnen den Prozess der Kumulation und verweisen darauf, dass die Emotion als eine Flüssigkeit konzeptualisiert wird, die sich im Menschen, wie in einem Behälter, in großer Menge ansammelt. *Sich anstauen* und *sich aufstauen* signalisieren, dass der Wutspiegel ständig ansteigt, weil *Wut* (aus einem Gefäß, dem menschlichen Körper) nicht abfließen kann. Die Kollokatoren *sich verdichten* und *sich ballen*² drücken aus, dass die *Wut* allmählich an Intensität zunimmt, indem sie immer dichter wird. Die weiteren Kollokationen: *Wut/Ärger kocht hoch*, *steigt*³ *hoch*, *schießt hoch* und *kommt hoch* verweisen ebenso eindeutig auf das Ansteigen der Intensität. Bei *hochkochen* wird die Intensität der Emotion in Analogie zum schnellen Ansteigen der Temperatur konzeptualisiert. Hohe Temperatur und Feuer sind häufige Herkunftsbereiche der Metaphern, die bildlich eine hohe Emotionsintensität ausdrücken (was vor allem bei den konventionalisierten Ausdruckformen ersichtlich ist, z.B.: *jemanden zur Weißglut bringen*, *es brodelt in jemandem*, *jemanden zum Kochen bringen* usw.) Der

² Das Verb *ballen* heißt auch *zusammendrücken*, *zu einem Ball formen* und kollokiert mit dem Substantiv *Faust* (*die Hand zur Faust ballen*, *mit geballter Faust*), wobei geballte Fäuste ein Zeichen dafür sind, dass der Gefühlsträger ein intensives Gefühl der Ärger-Gruppe erlebt (vgl. Izard 1981:175).

³ Das Verb *hochsteigen* weist überdies in Bezug auf Emotionen darauf hin, dass sie langsam in jemandem aufkommen und sich in ihm regen (es gehört also auch den Kollokatoren an, die den Anfang der Emotion ausdrücken).

Prozess des Kochens einer Substanz führt dazu, dass in dem Behälter Dampf entsteht. Der Druck nimmt zu, die kochende Flüssigkeit steigt an und drückt mit aller Kraft auf die Wände des Behälters, bis sie manchmal über seinen Rand hinaustritt bzw. bis der Behälter explodiert. Dieses kognitive Bild des Ansteigens einer Flüssigkeit soll deutlich machen, wie intensiv die Emotion ist. *Hoch-* signalisiert in den Verben die Bewegung der Emotionen nach oben, was zusätzlich ihr Anwachsen zum Ausdruck bringt. Die Intensität wird hier also als die Aufwärtsbewegung einer Substanz konzeptualisiert, die sich wegen des hohen Druckes, wie bei einer Explosion, heftig nach oben bewegt. Auch die weiteren Kollokatoren *sich mehren, sich vermehren, wachsen* und *anwachsen* deuten auf einen zunehmenden und hohen Intensitätsgrad hin, indem sie zum Ausdruck bringen, dass die Menge oder der Umfang von *Wut* immer größer wird. Es kann somit angenommen werden, dass die Intensität der Emotion aus ihrer Quantität inferiert wird. Der Intensitätsgrad der *Wut* kann aber auch von einem Veranlasser beeinflusst, d.h., erhöht und gesteigert werden. Eine Person oder ein Ereignis können bewirken, dass *Wut* intensiver und heftiger wird. Viele Verben dieser Gruppe konzeptualisieren den Anstieg der Intensität als einen Erhitzungsprozess, durch den die Gefühlstemperatur gesteigert wird. Sie sind also wieder durch das metaphorische Bild des Feuers und der Hitze motiviert, z.B.: *Wut/Zorn anheizen, aufkochen, schüren*, wobei das letzte Verb impliziert, dass der Veranlasser (oft absichtlich) die Emotion intensiviert. Nachdem die Gefühle einen sehr hohen Intensitätsgrad erreicht haben, können sie im Gefühlsträger *herrschen, brennen, lodern, kochen* oder *überschäumen*. Diese Kollokatoren, die wieder an das Feuer-Bild knüpfen, implizieren intensives Vorkommen der Emotionen.

3.3. Beherrschen des Gefühlsträgers

Die weiteren Kollokationen: *Ärger reibt auf, belastet, stört, Ärger/Wut/Zorn packt jdn., erfüllt jdn., Zorn ergreift, erfasst jdn.* u.a., weisen darauf hin, dass das extrem starke und intensive Gefühl den Gefühlsträger total beherrscht. Hier findet sich eine Analogie zu einem Kampf, in dem *Ärger/Wut/Zorn* gegen den Gefühlsträger kämpft und ihn beherrschen will. Die konzeptuelle Metapher, die hier zum Vorschein kommt ist: Emotion ist ein Gegner im Kampf und negative Gefühle sind Feinde. Das Gefühl weist eine Eigendynamik auf, es ist genauso stark wie der Gefühlsträger selbst, oder sogar stärker als er.

3.4. Aktive Auseinandersetzung mit den Gefühlen

Wenn der Gefühlsträger stärker als seine Emotionen ist, kann er ihnen auch Widerstand leisten, indem er z.B. *Ärger bekämpft, Ärger, Wut, Zorn bewältigt, Ärger verkraftet* oder *Wut überwindet*. Die Funktion der aktiven Auseinandersetzung mit dem Gefühl zeigt deutlich, dass der Gefühlsträger sein unangenehmes Gefühl loswerden will und

ähnlich wie andere schlimme Zustände (z.B. eine Krankheit) zu beseitigen und zu besiegen versucht.

3.5. Akzeptieren der Gefühle

Wenn der Gefühlsträger die geistige Stärke nicht besitzt, mit dem eigenen Gefühl zurechtzukommen, muss er es hinnehmen und akzeptieren. Die Kollokatoren *Ärger/Wut/Zorn* (in sich) *hineinfressen*, *Ärger schlucken*, *hinunterschlucken*, *hinunterfressen*, *herunterschlingen* u.a. drücken das erzwungene Akzeptieren des Gefühls aus. Die Emotion, die so stark ist, dass sie weder unterdrückt noch bewältigt werden kann, und die folglich akzeptiert werden muss, sammelt sich im Gefühlsträger und bleibt bei ihm haften. Diese Kollokationen verweisen auch darauf, dass sich der Gefühlsträger gegen sein Gefühl nicht wehren kann, deswegen nimmt er es schweigend, aber resigniert hin (obwohl er stark darunter leidet). Er erträgt geduldig und passiv seine intensive Emotion, ohne das Erleben nach außen zu manifestieren.

3.6. Reduktion der Gefühle

Die verbalen Kollokatoren *Ärger abbauen*, *mindern*, *Ärger/Zorn besänftigen*, *bezähmen*, *Wut/Zorn dämpfen*, *eindämmen*, *zügeln* und *bändigen*, bringen zum Ausdruck, dass der Gefühlsträger versucht, das Ausmaß der Intensität zu vermindern. Bei *bezähmen*, *zügeln* und *bändigen* wird hervorgehoben, dass das Gefühl (trotz starken Widerstandes) in Analogie zum Beherrschen eines wilden oder tobenden Tieres/ Pferdes konzeptualisiert wird, das zum Gehorsam und unter Kontrolle gebracht wird.

3.7. Ende der Gefühle

In ihrer letzten Funktion drücken verbale Kollokatoren von *Ärger*, *Wut* und *Zorn* das Ende der Gefühle aus. Diese Funktion lässt sich ebenfalls in zwei Gruppen einteilen: in Verschwinden (das Gefühl nimmt im Satz die Stelle des grammatischen Subjektes ein, z.B. *Ärger/Wut/ Zorn verfliegt*, *verraucht*) und Loswerden (der Gefühlsträger wird zum grammatischen Subjekt, z.B. *Ärger*, *Wut*, *ablassen*, *Zorn beseitigen*). Die primäre Bedeutung von *ablassen* verweist auf das kognitive Bild einer Flüssigkeit oder allgemein einer Substanz (Dampf, Gas), die jemand aus einem Gefäß herausströmen lässt. Die konzeptuelle Metapher der Flüssigkeit im menschlichen Körper-Behälter findet hier ihre wiederholte Anwendung. Das Ende des Gefühls wird durch Analogie zum Entleeren eines Behälters konzeptualisiert. Der Kollokator (*he*)*rauslassen* verweist ebenfalls darauf, dass man die Emotion auf eine gewaltsame, heftige und aggressive Weise manifestiert und letztendlich loswird. Die Kollokatoren *wegspülen*, *wegerklären*, *herausschreien*, *hinausschreien* und *herausbrüllen* enthalten in ihrer Struktur eine Information, die eindeutig darauf hindeutet, auf welche Weise der Gefühlsträger seine Emotion loswerden will.

4. Schlussfolgerungen

Zum Schluss soll also noch einmal betont werden, dass in den untersuchten Kollokationen ein konzeptuelles Bild des Gefühlserlebens verankert ist, das durch die Analyse der verbalen Kollokatoren und ihrer semantischen Funktionen aufgedeckt werden kann. Anhand der Analyse wurden vier konzeptuelle Bilder ermittelt, die darauf hinweisen, dass die Intensität der negativen Emotionen in Analogie zum Verhalten eines *Gegners im Kampf* (z.B. *bekämpfen, packen, usw.*), *wilden Tieres* (*bändigen, bezähmen*), *einer Substanz/Flüssigkeit im menschlichen Körper-Behälter* (z.B. *sich anstauen, sich verdichten, usw.*) und des *Feuers* bzw. der *hohen Temperatur* (*anheizen, schüren, brennen*) konzeptualisiert wird. In zwei letzten Bereichen ist der direkte Bezug zu der konzeptuellen *Gefäß-Metapher* von Lakoff/Johnson (1988) besonders sichtbar. Dies zeugt davon, dass die konzeptuellen Bilder der Emotionen und ihrer Intensität, die in den untersuchten Kollokatoren, ähnlich wie in den konventionalisierten Ausdrucksformen, enthalten sind, mit den Ergebnissen der kognitiv orientierten Emotionsforschung der letzten Jahre übereinstimmen.

Zitierte Literatur

- DOROSZEWSKI W. (Hg.), 1980, Słownik poprawnej polszczyzny, Warszawa.
- FIGLER R., 1990, Kommunikation und Emotion. Theoretische und empirische Untersuchungen zur Rolle von Emotionen in der verbalen Interaktion, Berlin/New York.
- FRIES N., 1995, Emotionen in der semantischen Form und in der konzeptuellen Repräsentation, in: Kertesz A. (Hg.), Sprache als Kognition – Sprache als Interaktion. Studien zum Grammatik-Pragmatik Verhältnis, Frankfurt am Main, S. 139-181.
- FRIES N., 1996, Grammatik und Emotionen, in: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 26/101, S. 37-70.
- GRZEGORCZYKOWA R., 1995, Wprowadzenie do semantyki językoznawczej, Warszawa.
- IZARD C., 1981, Die Emotionen des Menschen. Eine Einführung in die Grundlagen der Emotionspsychologie, Weinheim/Basel.
- KÖVECSES Z., 1990, Emotion concepts, Berlin/New York.
- LAKOFF G. / JOHNSON M., 1988, Metafory w naszym życiu, Warszawa.
- Langenscheidts Großwörterbuch Deutsch als Fremdsprache, 1993, Berlin/München.
- LIEBERT W. A., 1992, Metaphernbereiche der deutschen Alltagssprache. Kognitive Linguistik und die Perspektive einer kognitiven Lexikographie, Frankfurt am Main.
- MIKOŁAJCZUK A., 1996, Kognitywny obraz gniewu we współczesnej polszczyźnie, in: Bartmiński J. (Hg.), Etnolingwistyka 8, S.131-145.
- NOWAKOWSKA-KEMPNA I., 1995, Konceptualizacja uczuć w języku polskim. Prolegomena, Warszawa.
- STUBBS M., 1997, Eine Sprache idiomatisch sprechen: Computer, korpora, kommunikative Kompetenz und Kultur, in: Mattheier K.J. (Hg.), Norm und Variation, Frankfurt am Main, S.151-167.

Die Opposition Vollform – Kurzwort. Eine Wertabstufung? Ein Versuch zum pragmatisch-integrativen Beschreibungsansatz

Mein Interesse richtet sich auf das Erscheinen und den kommunikativen Effekt von Wertungen in konkreten Textzusammenhängen. In den Mittelpunkt meiner Betrachtung stelle ich oppositionelle Paare Vollform – Kurzwort, die auf allgemein bekannte (Eigen)namen referieren. Die überwiegende Zahl der in der Sprache verwendeten Kurzwörter zu ihren Vollformen oder die natürliche Wechselbarkeit von Vollform und Kurzform in der Kommunikation gehören verständlicherweise zur normal-sprachlichen Stilschicht und Kommunikationspraxis. Es gibt dabei Namen, die in der gesellschaftlichen Auseinandersetzung eine besonders exponierte Rolle spielen und in einer konkreten gesellschaftlichen Mitteilungssituation eine spezifische Wertung evokieren (können). Die Existenz einer Kurzform eröffnet dabei unendliche und kreative Möglichkeiten seitens des Sprechers/Schreibers, mittels spezifischer sprachlicher Verfahren des Ausbuchstabierens eine individuelle Stellungnahme zu einem Sachverhalt mitzuteilen, die auch ganz offensichtlich den Faktor einer expressiven und wertenden Stellungnahme einschließt. Eine Variante ist das Akrostichon-Wortspiel, bei dem die Anfangsbuchstaben (Buchstaben bei Wortfolgen) hintereinander so ausbuchstabiert werden, dass sie einen neuen Sinn (z.B. einen neuen Namen oder einen neuen Satz) gegenüber der originalen Abkürzung (dem Akronym) ergeben, vgl. *WZL (Wielkie Zagłębie Lubin – Akronym / Wieś Za Lasem* ‚Dorf hinterm Wald‘ oder *Wieś Za Legnicą* ‚Dorf hinter Liegnitz‘¹ – Akrostichon). Ich werde zeigen, dass dieser Mechanismus in politischen Texten eine wesentliche Rolle spielt und mit einer gewissen Auf- bzw. Abwertung verbunden ist. Es geht mir dabei nicht um die Frage, ob es innerhalb der

¹ Dieses Beispiel kommt aus dem Sportbereich. Es handelt sich um die Ausbuchstabierung des Namens einer polnischen Fußballmannschaft durch die Fans ihres sportlichen Gegners Śląsk Wrocław, die drastisch abwertend ist. Den innovativen abwertenden Varianten liegt auf sprachlicher Ebene das Herunterspielen des im Adjektiv Genannten *wielki* ‚groß‘ in etwa ‚Großes Lubingebiet‘ durch den lexikalischen Ersatz mit *wieś* ‚Dorf‘ zugrunde, der zugleich Anspielung auf die geographische Lage der Stadt Lubin aus Richtung Wrocław ist: *za lasem* ‚hinter dem Wald‘, *za Legnicą* ‚hinter Liegnitz‘.

Bedeutung sprachlicher Mittel Wertungskomponenten gibt bzw. geben kann. Vielmehr wird der Prozess betont, wie es im Prozess der Ausbuchstabierung zu Wertungen bzw. zum Wertwandel kommt.

Im Fall von Akronymen ist die Frage eher kaum zu beantworten, wie man die synonymische Opposition Vollform – Kurzform (*Europäische Union – EU, Sozialdemokratische Partei Deutschlands – SDP, Weltmeisterschaft – WM*) im Hinblick auf die Wertung interpretieren kann bzw. soll. Eine Verallgemeinerung in der Richtung, dass das Kurzwort gegenüber der Vollform eine Abwertung bzw. die Vollform gegenüber dem Kurzwort eine Aufwertung bedeutet, gehoben oder positiv(er) wirkt, ist eher nicht möglich. Michel (1972:116-117) formuliert dazu im Ergebnis der Beobachtung politischer und diplomatischer Texte einige Überlegungen, die ich kurz zusammenfassen möchte: Bei fremden oder weniger bekannten Eigennamen sei zuerst zur Einführung des Individualbegriffs die Vollform und dann die Kurzform genannt, ohne dass damit eine Wertung intendiert werde. Daneben sei zu beobachten, dass in offiziellen Textzusammenhängen des diplomatischen Bereichs, insbesondere in Texten mit würdigender Funktion oder gehobenen Charakters, die Vollform gegenüber der Kurzform bevorzugt werde. Zu bemerken sei allerdings, dass hier die Sphäre des Offiziellen und Gehobenen die Verwendung von Kurzformen nicht ausschließt. Diese würden, offensichtlich aus ökonomischen Gründen, normalsprachlich als synonymische Ausdrücke für die Vollformen verwendet (vgl. Michel 1972). Die Entscheidung für die offizielle Voll- oder Kurzvariante für die Benennung und Kennzeichnung von Staaten, Parteien, Organisationen etc. erfolgt in erster Linie wertneutral, mehr mit einer identifizierenden als einer charakterisierenden Funktion und ist eher durch die Gesamtheit der im Kommunikationsprozess wirkenden gesellschaftlichen Gesetzmäßigkeiten und Bedingungen determiniert. Anders ist es im Fall von Akrostichon, der eine andere sprachliche Möglichkeit verwendet, die ganz offensichtlich mit einer konkreten, spezifischen Wertung hinsichtlich der Art und der Intensität der Wertung verbunden ist.

Als Materialgrundlage werden Akrostichon-Wortspiele aus Überschriften, Leitartikeln und Nachrichten der Berliner „tageszeitung“ (taz) herangezogen², die in den untersuchten Texten in großer Zahl auftreten und in unterschiedlicher Art und Stärke werten bzw. gewertet werden (können). Sie haben einen entscheidenden Anteil an der Gesamtmenge der Fälle, die ich, allgemein und vereinfacht formuliert, als producentenseitige Hervorhebung eines Sachverhalts (als positiv oder negativ) in einer gegebenen kommunikativen Situation

²In dem Referat wird aus den meinungsbildenden Texten der „taz“ zur deutschen Wiedervereinigung aus den Herbstmonaten 1989 zitiert (Quelle ist das digitale taz-Archiv 1986-2003). Die Liste wird an einigen Stellen um Zitierungen aus Lang (1990) und Lange/Forchner (1996) ergänzt. Das zugrunde liegende politische Textmaterial ist exemplarisch; es eignet sich gerade durch das sinnverändernde Umgehen mit den gängigen Eigennamen für eine linguistische, komplexe Betrachtung der Wertung. Der deutliche gesellschaftlich-/politisch-historische Ton der Neuformulierungen steht nicht im Mittelpunkt der Diskussion.

ausgewertet habe. Ich beschränke mich im Folgenden auf die Zitierung von Belegen, die in den untersuchten Texten immer wieder wiederholt vorkommen und inzwischen – aus heutiger Perspektive – als kulturell geprägt anzusehen sind, oder genauer gesagt: zum kulturellen Markenzeichen der vergangenen Zeit geworden sind, d.h. gesellschaftlich auf breiter Basis verankert sind (hierzu vgl. auch u.a. Sprüche-Sammlungen in Lang 1990 und in Lange/Forchner 1996).

Ausgewählte Beispiele:

- (1) *Wir lassen uns nicht BeeRDigen* (taz, 1.2.89, S. 4).
- (2) *Gegen die BRDigung der DDR* (taz, 9.12.89, S. 29).
- (3) *BRD Bardei rädlicher Deutscher* (taz, 16.12.89, S. 2).
- (4) *Keine Birnen-REPublik Deutschland!* (Lang 1990:153).
- (5) *DDR Deutsche Demonstrierende Republik* (taz, 1.11.89, S. 7).
- (6) *DDR Deutsche Demolierte Republik* (Lange/Forchner 1996:60).
- (7) *DDR Die Drei Russenknechte* [Pieck, Ulbricht, Grotewohl] (Lange/Forchner 1996:60).
- (8) *DDR Der Deutsche Russe* (Lange/Forchner 1996:60).
- (9) *Von der D(eutschen) D(emokratischen) R(epublik) in die B(unker) R(epublik) D(rängelland)* (taz, 16.11.89, S. 3).
- (10) *Die DDR – Der Dreiste Rest – verzichtet auf´s bekrenzte Nest* (Lang 1990:103).
- (11) *„Müllgruppe BRD/DDR“ (Bloß Rüber Damit – Dreck Dankend Retour)* (taz, 14.12.89, S. 3).
- (12) *SED – „S“ wie Sauwirtschaft, „E“ wie Egoismus und „D“ wie Diebstahl* (taz, 11.12.89, S. 1).
- (13) *SED – So Endet Deutschland* (Lange/Forchner 1996:60).
- (14) *SED – Sucht Euch Dumme* (Lange/Forchner 1996:60).
- (15) *SED – Selten Etwas Da* (Lange/Forchner 1996:60).
- (16) *Sie schlagen für die SED das Kürzel „WSDP“ vor Wir sind die Partei [...] oder statt SED jetzt DES Deutsche Einheitssozialisten* (taz, 16.12.89, S. 2).
- (17) *SED/PDS Schnelles Ende Der Partei Des Sozialismus* (Lange/Forchner 1996:61).
- (18) *„SOS“ Sozialismus ohne Stasi* (taz, 16.12.89, S. 2).
- (19) *SOS – Schweig Oder Sitz!* (Lange/Forchner 1996:61).
- (20) *„Trabi“ Tragische Arbeiter & Bauern-Initiative* (taz, 16.12.89, S. 2).
- (21) *ZK – Zirkus Krenz* (Lang 1990:80).
- (22) *ZK – Zum Kotzen* (Lange/Forchner 1996:61).
- (23) *GHG [Großhandelsgesellschaft] – Gucken, Horchen, Greifen [für Stasi]* (Lange/Forchner 1996:61).

Der Überblick muss nicht vollständig sein. Bereits in dieser Zusammenschau werden einige typische Mechanismen im Ausbuchstabieren als Möglichkeiten der Versprachlichung von Wertungen deutlich. Um dem übergeordneten Thema der Konferenz Rechnung zu tragen, sei hierbei darauf hingewiesen, dass, wenn wir eine Wertung

aus der Sicht des Sprachwissenschaftlers betrachten wollen, an den Beschreibungsansätzen im interdisziplinären Gefüge nicht vorbeikommen. Die **Wertung** in den Geisteswissenschaften hat ihren ursprünglichen Platz in der Philosophie, und wird weiterhin als Terminus in der Sprachphilosophie, der Wissenschaft an der Nahtstelle zwischen Sprachwissenschaft und Philosophie ständig verwendet, sei es manifest in Überlegungen zur Rolle der Sprache bei der Bildung und Ausbildung des menschlichen Bewusstseins oder beim Erwerb von Wissen über die Welt.³ Darstellungs- und Erklärungsansätze von psychologischer Seite, u.a. Ergebnisse der Emotionspsychologie, ermöglichen heute gewissermaßen eine möglichst ganzheitliche Sicht auf die Wertung in der Sprache, und nicht zuletzt nach der Konstitution der Disziplin Psycholinguistik ist ein sprunghaft ansteigendes Interesse an diesem Thema zu verzeichnen.⁴ Wenn es um Fragen der reinen Versprachlichung von Wertung in Texten geht, so benötigen wir Beschreibungsansätze, die alle Komponenten der Sprache aufeinander beziehen, d.h. die auch Ansätze und Modelle aus der lexikalischen Semantik bzw. der Semantiktheorie, Syntaxforschung, und den pragmatisch-kommunikativen Ansätzen (aus Textlinguistik und Kommunikationstheorie) mit berücksichtigen. In diesem Sinn ist an eine linguistische, ganzheitliche Behandlung der Wertungsthematik in Texten als an eine Art integrativer Beschreibungsansatz zu denken, der emotionale und kognitive, pragmatische und sprachliche (und hier lexikalische wie grammatische) Aspekte aufeinander bezieht.

Aus Zeitgründen wird nun eine Verknüpfung von breit aufgefassten Aspekten der Pragmatik (mit Komponenten der Zweckhaftigkeit, Willentlichkeit und Bewusstheit als notwendige Bedingungen fürs (menschliche und sprachliche) Handeln⁵) und konkreten sprachlichen Repräsentationen probiert. Im Sinne des Themas dieses Referats nimmt der Begriff der Wertung einen allgemeinen Status ein, d.h. als Prinzip menschlichen Handelns und menschlicher Kommunikation im offiziellen Bereich.

³ Vgl. z.B. in Puzynina (1992) zur Relevanz von Wertungen in der Sprache vor Hintergrund der philosophischen und sprachphilosophischen Diskussion.

⁴ Vgl. z.B. in Schwarz-Friesel (2007) zu Emotionen als Kenntnis- und Bewertungssysteme, zur Interaktion von Emotion und Kognition, zu Emotionen und Sprachverarbeitungsprozessen.

⁵ Ohne hier auf die in der Forschung reichlich vorgeschlagenen Handlungsbegriffe eingehen zu können, wird nur allgemein festgestellt, dass dem sprachlichen Handeln dieselben Kriterien wie dem allgemeinen menschlichen Handeln zugrunde liegen, die sich nach Holly (2001) wie folgt auflisten lassen: Sinnhaftigkeit, Gerichtetheit, Kontrollierbarkeit, Regelmäßigkeit, Verantwortbarkeit, Komplexität und Interpretationsabhängigkeit. Auf anderer Ebene stehen in der Auffassung vom Handeln die Muster der Zweckhaftigkeit, Willentlichkeit und Bewusstheit als notwendige Bedingungen fürs Handeln (Holly/Kühn/Püschel 1984:276-277), die in diesem Beitrag zur Beschreibung von Wertung als einem in der menschlichen Tätigkeit integrierten Prozess zur Erzeugung von Wertvorstellungen und Überzeugungen besser geeignet sind. Zu den theoretischen Grundlagen des sprachlichen Handelns vgl. auch Ernst (2002:25-29) ausführlich.

Bei der Sichtung des Belegmaterials, das diesem Beitrag zugrunde liegt, sind zwei Tendenzen zum Ausbuchstabieren von Kurzwörtern auffallend. Es überwiegt das Ausbuchstabieren von Anfangsbuchstaben mit dem neuen lexikalischen Material, das von der gängigen originalen Vollform stark abweicht. Hierbei sind zwei Typen zu verzeichnen: entweder die neuen Lexeme repräsentieren jeweils die gleiche Wortart wie die der originalen Vollform (wie in den Beispielen 5, 6, 9 oder 12) oder das neue Ausbuchstabieren ergibt ein neu strukturiertes Syntagma: Wortgruppe, Satz, Teilsatz (wie in den Beispielen 13, 14, 15, 18 oder 19). Ein anderes Verfahren beruht darin, dass die gängige, originale Kurzform in ein anderes Wort integriert wird (wie in den Beispielen 1 oder 2).

In lexikalisch-semanticischer Hinsicht geht es um die Frage, ob die neuen Lexeme Wertkomponenten enthalten, die zur Bedeutung gehören oder nicht. Bei den untersuchten Beispielen verfügen nur wenige Wörter bereits über vorhandenes Wertungspotential und mehrere sind, isoliert betrachtet, wertneutral und erfahren nur in dem betreffenden Kontext eine semantische Um- oder Neukodierung. Daher geht es vielmehr vor allem darum, dass in der Prozedur des Ausbuchstabierens durch Vergleich und Gegenüberstellung der alten und neuen Variante des Eigennamens eine spezifische Wertung erreicht wird: Aus diesen Äußerungen als Ganzheiten kann der Leser/Hörer eine (extreme) Abwertung erschließen (vgl. Beispiele 6, 7, 8, 21 oder 23). Die Interpretation hängt natürlich von den Maßstäben des Rezipienten ab. Die assoziativen oder pragmatischen Faktoren haben einen grundsätzlich anderen Charakter als die semantischen – referenzfestlegenden – Merkmale. In präsentierten Beispielen geht es um Assoziation und Konnotation, und zwar weniger um individuelle Assoziationen, die jeder Sprachbenutzer durch eigene Erfahrungen geprägt mit bestimmten Wörtern verknüpft als vielmehr um allgemeine, konnotative Wertungen, d.h. um kulturell geprägt bewertende Information und um eine gesellschaftlich relevante Interpretationsabhängigkeit.

Aus der Konfrontation eines Ausdrucks (des Eigennamens) der politischen Terminologie mit einem betont kontextuell-wertenden, oft aus der Sprache des politischen Gegners zitierten Ausdruck, lässt sich deutlich eine übergreifende tiefenstrukturelle Entsprechung in Form von Kopulasatz ($x \text{ ist } y$) generieren. Man wird wohl sagen dürfen, dass unter y Wertbegriffe in der sprachlichen Form von Adjektiven wie *schlecht*, *unnützlich*, *schädlich*, *gefährlich* oder von Substantiven wie *Misserfolg*, *Fehler*, *Enttäuschung*, *Gefahr* etc. stehen und die Festsetzung einer Bewertung ermöglichen. Solche innovativen und spielerischen Ausbuchstabierungen weisen einen größeren interpretatorischen Raum auf als die entsprechenden explizit genannten Wertbegriffe mit ihrem kleineren Bedeutungsumfang und dem Status als relativ allgemeine Kategorien. Die deutliche Lösung vom Ausbuchstabierungsmuster ist hier als eine Art indirekten Kommunizierens anzusehen: Die Abkehr vom geläufigen Ausbuchstabierungsmuster, die hier auf illokutiver Ebene und stilistischer Ebene erreicht wird (vgl. z.B. metaphorische Verwendung von

Zirkus in 21, mit der eine andere, nicht wörtlich indizierte Illokution vollzogen wird), wird besonders drastisch in den Dienst ironischer Bewertung gestellt. Die Indirektheit solcher Äußerungen beruht auf Simulationen von unpolitischen Situationen und Kontexten für die Bewertung politischer Gegebenheiten.⁶

Alle zitierten Beispiele haben stets emotional-expressiven Charakter. In der durch massenmediale Kommunikation geprägten Gesellschaft kann man sich kaum noch politische Texte vorstellen, die nicht die Emotionen des Menschen ansprechen und mittels gezielter Emotionalisierungsstrategien bestimmte Wertungen bzw. Gefühlszustände zu aktivieren oder zu provozieren versuchen. Die spielerischen Ausbuchstabierungen sind eine solche Strategie, sie sind ganz offensichtlich der expressive Ausdruck der emotiven Einstellung des Sprachproduzenten, die aus einer politisch-gesellschaftlichen Situation resultieren und vielen Zwecken zugleich dienen: Sie üben zum einen die Gesellschaftskritik mutig (wie in den Beispielen 6, 7 oder 8), weisen Angst und Verzweiflung angesichts des politisch-soziologischen Alten wie Neuen auf (vgl. Beispiele 1, 2 oder 9), zum anderen dienen sie zugleich der Erzielung einer scherzhaften Wirkung, sie lösen durch witzige und kreative Ausformulierungen Freude und Überraschung aus (wie in den Beispielen 20 oder 21). Der einerseits so stark und deutlich agierende Typus von innovativem Ausbuchstabieren (sie sind oft mutige Forderung nach politischer Veränderung, vgl. Beispiele 4, 11 oder 18) und die übergreifende Lust am Sprachspiel⁷ andererseits finden und verbinden Gleichgesinnte unter gesellschaftlichen Beziehungen. In zitierten Sprachspielen finden wir ein kompliziertes Zusammenwirken rationaler und emotionaler Faktoren und darauf beruhende Wertungen mit häufig sehr starker Wirkung, sprachlich bedingt u.a. durch Wortwahl und Struktur, erzeugt durch Metonymisierung oder Metaphorisierung, alles provoziert kompensatorisch durch die gerade bloßgelegten Tabus etc.

Auf die Frage im Titel des Referats zurückkommend, ob aus der Opposition Vollform – Kurzform eine Wertabstufung entsteht, kann man Folgendes formulieren. Zweifellos handelt es sich bei allen zitierten Beispielen und allgemein beim spielerischen Ausbuchstabieren als Typus ironischer Kommunikation im politischen Diskurs trotz der vielen kommunikativen Gegebenheiten ebenfalls um die Wertung. Die Neuform entsteht als negatives, kritisches, ironisches und oft sarkastisches Gegenstück, das in starkem Kontrast zur ursprünglichen Wertung bzw. wertneutralen, offiziellen Lesart steht. Der wertende Charakter der ausbuchstabierten Kurzwörter fordert eine linguistische Betrachtung in allen Bereichen heraus: der Syntax, der Lexik, der Pragmatik. Hier betont wurde ihre pragmatische, handlungslösende Funktion, worin negative (in anderen

⁶ Zu verschiedenen Arten indirekten Kommunizierens am Beispiel von politischen Lösungen schrieb u.a. Seidel (1997) ausführlich.

⁷ Zur linguistischen Analyse von Sprachspielen, zu ihrer Struktur und den verwendeten Methoden mit der Intention des Sprechers, etwas Scherzhaftes oder Ungewöhnliches zu sagen, schrieben u.a. Dreike/Brache 1991, neulich Vater 2010.

Fällen auch denkbar positive) Wertungen mitgegeben werden, die ihrerseits auch auf die Auslösung einer bestimmten Handlung zielen. Im sinnverändernden Umgehen mit Kurzvarianten und Vollvarianten liegt eine starke und deutliche Untergrabung von offiziell gesetzten Werten vor. In alle Beispiele fließt spezifisches Hintergrundwissen ein, das vom (heutigen) Rezipienten aktiviert werden muss. Hier ist gerade der Schlüssel für das Verstehen von Andeutungen, Implikaturen oder textuellen Inferenzen, mithin für empirische Bestimmung der Ausbuchstabierungen hinsichtlich der Art und der Intensität der Wertung.

Zitierte Literatur

- DREIKE B. / BRACKE K., 1991, Werbung: Ein Spiel mit Werten und Worten, in: Grauwe L. de/ Buysschaert J. (Hg.), *Studia Germanica Gandensia*, Gent, S. 5-67.
- ERNST P., 2002, *Pragmalinguistik. Grundlagen – Anwendungen – Probleme*, Berlin/New York.
- HOLLY W. / KÜHN P. / PÜSCHEL U., 1984, Für einen „sinnvollen“ Handlungsbegriff in der linguistischen Pragmatik, in: *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* 12, S. 275-312.
- HOLLY W., 2001, *Einführung in die Pragmalinguistik*, Berlin u.a.
- LANG E., 1990, *Wendehals und Stasi-Laus. Demo-Sprüche aus der DDR*, München.
- LANGE B.-L. / FORCHNER U., 1996, *Bonzenschleuder und Rennpappe. Der Volksmund in der DDR*, Leipzig.
- MICHEL G., 1972, Zum sprachlichen Ausdruck von Wertungen in politischen Texten, in: Schmidt W. (Hg.), *Sprache und Ideologie. Beiträge zu einer marxistisch-leninistischen Sprachwirkungsforschung*, Halle (Saale), S. 111-122.
- PUZYNINA J., 1992, *Język wartości*, Warszawa.
- SEIDEL U., 1997, Ironie in politischen Losungen der Wende- und Nachwendezeit, in: Kessler Ch./Sommerfeldt K.-E. (Hg.), *Sprachsystem-Text-Stil. Festschrift für Georg Michel und Günter Starke zum 70. Geburtstag*, Frankfurt am Main u.a., S. 255-274.
- SCHWARZ-FRIESEL M., 2007, *Sprache und Emotion*, Tübingen/Basel.
- VATER H., 2010, Sprachspiele: kreativer Umgang mit Sprache, in: *Linguistische Berichte* 221, Hamburg, S. 3-36.

Antonyme, Polaritäten und Gegenüberstellungen in Dokumenten des Dritten Reichs über Musik

*...vielleicht wäre das Böse überhaupt nicht bö,
wenn es das Gute, – das Gute überhaupt nicht gut,
wenn es das Böse nicht gäbe.*
(Th. Mann, Doktor Faustus)

Der Roman „Doktor Faustus“, aus dem der Motto-Satz stammt, erzählt über das Leben und Schaffen eines fiktiven deutschen Komponisten, der einen Pakt mit dem Teufel schließt, um sich Talent und mehrere Jahre kreative Arbeit zu sichern. Das Böse und das Gute ergänzen sich und bilden zwei Teile eines Ganzen. Der Satz beginnt mit einem „vielleicht“ – einer Art lexikalischem Fragezeichen, denn Thomas Mann spricht aus dialektischer, philosophischer Sicht: das Böse und das Gute stehen zwar im Widerspruch zueinander, gleichzeitig aber bedingen sie sich: das eine existiert nicht ohne das andere. Die Linguistik definiert Gegensätze ähnlich, obwohl pragmatisch und ohne philosophischen Hintergrund, doch aber mit dem Hinweis, dass sie aufeinander angewiesen sind: „[...] Antonyme (in der [...] weiten Auffassung) müssen trotz ihrer markanten Bedeutungsverschiedenheit gemeinsame Bedeutungsmerkmale haben, um überhaupt miteinander in Beziehung gebracht zu werden“ (Agricola/Agricola 1984:16). Das Prinzip der Polarität durchzieht in der Tat alle Sprachen, schreibt Horst Geckeler als Motto seines Aufsatzes „Antonymie und Wortart“ (zit. nach Gipper 1973:453). Diese Anschauung ist auch für die Überlegungen über die Vielfalt der Gegensatzwörter innerhalb einer Sprache von Bedeutung und führt zur Reflexion über weltanschauliche und ideologische Hintergründe der Allgegenwärtigkeit von Polaritäten. Die Wahl der Texte aus dem Dritten Reich ist für diese Untersuchung sowohl qualitativ als auch quantitativ begründet, denn das Material beweist eine häufige Anwendung von Gegensätzen, Widersprüchen und oppositionellen Wortpaaren.

Der Nationalsozialismus halbierte die Welt und stützte seine Ideologie zum Teil auf magische Glauben und auf eine vereinfachte, schwarz – weiße Denkweise. Gegensätze und Kontraste bilden daher einen wesentlichen Teil sprachlicher Mittel in Texten dieser Zeit. Das bestätigten Autoren, die sich mit der Kulturpolitik des Dritten Reichs befassen,

darunter Richard Grunberger, der über die Sprache des Regimes schreibt: „Diverse Arten des Sprachgebrauchs [...] wurden [von den Nazis] auf eine einzige Funktion reduziert: die magische“ (1987:185)¹ und weiter „Lingua Tertii Imperii unterwarf sich mit Leichtigkeit sowohl der Dehumanisierung als auch dem Sentimentalismus und Euphemismen“ (1987:193). Der amerikanische Historiker Jeffrey Herf bezeichnete das widersprüchliche Doppelgesicht des Dritten Reichs als „reaktionäre Modernität“². Die trügerische Fassade, unter der sich Grausamkeit verbarg, wird auch als „Gleichzeitigkeit von Lockung und Zwang, Verführung und Verbrechen“³ bezeichnet. Manche Bücher über das Dritte Reich erhielten Titel, in denen Kontraste und Widersprüche auf extreme, einander ausschließende Eigenschaften hinweisen. Dazu gehören unter anderem „Schwarze Sonne“ (R. Sünner, 1999), „Sprache und Sprachlosigkeit im Dritten Reich“ (G. Bauer, 1988). Oppositionen werden auch in den Sprüchen der Nazis gebraucht, z.B. *Du bist nichts, dein Volk ist alles*.

Die Sprachwissenschaft definiert Antonyme als Wörter mit gegensätzlicher Bedeutung (vgl. Polański 1999), oder als Gegensatzwörter und Oppositionswörter (vgl. Duden 1997). Betont wird, dass Antonyme eine uneinheitliche Gruppe von Wörtern bilden, sowohl in bezug auf die Relation zwischen den zwei polarisierenden Begriffen, als auch in bezug auf die Wortart, mit der sie ausgedrückt werden. Gajewska/Pawlus (2010:7) unterscheiden „constante“ und „kontextuelle“ Antonyme. Die letzteren entstehen nach folgenden Prinzipien:

- Eigenschaft und anti-Eigenschaft,
- Handlung und Gegenhandlung,
- Wert und Gegenwert,
- Rollenunterschied (z.B. Lehrer – Schüler),
- Geschlechtsunterschied (z.B. Mann – Frau).

Christiane und Erhard Agricola (1984:19) unterscheiden zwei Gruppen: Antonyme in engerem und Antonyme in weiterem Sinne. Die Relation der Opposition ist bei Antonymen in engerem Sinne: graduell, wenn zwischen den Wörtern eine Skala gebildet werden kann, z.B. *groß* – (*mittelgroß*) – *klein* oder *schwarz* – *dunkelgrau* – *grau* – *hellgrau* – *weißlich*) – *weiß*; komplementär, wenn die Negation des einen Elementes das zweite bedeutet, z.B. *tot* – *lebendig*; konvers, wenn beide Elemente dieselbe Situation betreffen, sie aber aus verschiedenen Gesichtspunkten beschreiben, z.B. *kaufen* – *verkaufen*; revers, wenn der Endzustand eines der Elemente den Anfangszustand des anderen beschreibt, z.B. *beladen* – *ausladen*. Von Agricola/Agricola stammt auch eine vollständige Definition der Antonymie: „der Begriff des Gegenwortes wird sehr weit gefasst und enthält alle die Arten der Bedeutungsbeziehungen, die im gesellschaftli-

¹ Zitate in Übersetzung der Autorin.

² Zitiert nach Reichel 1991:102.

³ Vgl. Frei N., Der Führerstaat. Nationalsozialistische Herrschaft von 1933 bis 1945, München, 1987:167. Zitiert nach Reichel 1991: 82.

chen Sprachbewusstsein als Ausdruck irgendeines betonten, aufeinander bezogenen Kontrastes gelten. Das sind sowohl Partner, die im Verhältnis des Gegenstücks oder der notwendigen Ergänzung zueinander stehen, wie auch solche, die z.B. als Bedeutungsgegensatz, -umkehrung, -opposition, -polarität oder -negation bezeichnet werden, bis hin zu Wortpaaren, die mehr oder minder deutliche Endpunkte einer Skala bilden oder einen Standpunktwechsel in bezug auf denselben Sachverhalt bezeichnen“ (1984:6).

In Dokumenten des dritten Reichs über Musik ist die schwarz-weiße Teilung deutlich: Musik konnte nur einer der zwei Kategorien gehören: entweder zu der guten, *arteigenen* Musik, oder zu der *artfremden*, schlechten und bösen. Die erste war die deutsche, die zweite die nicht-deutsche und die, die von dem Regime für nicht-deutsch erklärt wurde. In den Beschreibungen *arteigener* Musik überwiegen positive und lobende Aussagen. Die *artfremde* Musik wird verschmähend und verspottend beschrieben und ausschließlich negativ bewertet. Ausgewählte Beispiele dienen einer näheren Betrachtung der als Oppositionen dargestellten Wortpaare und ihrer Anwendung im Dritten Reich. Folgende Wort- und Gegensatzpaare werden untersucht⁴: *gut – böse, Chaos – Disziplin, schwarz – weiß, tot – lebendig, tonal – atonal, arteigen – artfremd, Licht – Finsternis, Orgel – Saxophon und Schlagzeug, wahre Kunst – Unmusik, das Volk (alles) – du (nichts), marschieren – Spaziergang*. Ziel der Untersuchung ist es, zwei Fragen zu beantworten:

1. Was ist diesen Gegensätzen gemeinsam und was unterscheidet sie?
2. Welche Bedeutung hatte der Gebrauch von Oppositionen in Dokumenten der Dritten Reichs über Musik?

Ein erstes sprachliches Merkmal, das die Gegensatzpaare charakterisiert ist: es finden sich hier Wörter verschiedener Wortarten: Adjektiv, Substantiv, Verb, Pronomen. Aufgrund der unterschiedlichen Relationen zwischen den Elementen einzelner Wortpaare werden in dem ausgewählten Material folgende Arten der Antonymie unterschieden.

1. Antonyme: das sind Wörter mit gegensätzlicher Bedeutung, die entweder a) eine positiv – negative Wertung ausdrücken oder b) Skalen und Hierarchien zugeordnet werden können, die außerhalb jeglicher Wertung liegen.

a. Zu Gegensätzen erster Gruppe gehören *gut – böse, Chaos – Disziplin*. Diese Gegensatzpaare nennen zwei Eigenschaften der Skala positiv–negativ, zwischen denen mehrere Elemente placiert werden können, z.B. *gut – nicht gut – neutral – böse, Chaos – Unordnung – Ordnung – Disziplin*. Die Pole sind auch „nach Außen“ graduierbar, denn auch sie lassen sich verstärken und/oder schwächen: *sehr gut – sehr böse, totaler Chaos – strenge Disziplin*.

b. Gegensätze anderer Skalen oder Hierarchien, die nicht zu der Skala positiv–negativ gehören, sind z.B. *Licht – Finsternis*. Auch hier liegt eine Skala zwischen den Komponen-

⁴ Die Beispiele stammen aus deutschen Musikzeitschriften der Nazi-Zeit und aus der Sammlung „Musik im Dritten Reich. Eine Dokumentation“ (1963) von Wulf.

ten des Gegensatzes. Die Elemente selbst können auch verstärkt werden und die Skala „nach Außen“ dehnen: *grelles Licht – dunkles Licht – Finsternis – totale/absolute Finsternis*.

2. Polaritäten: Gegensätze, die absolute Endpunkte in bezug auf ein Kriterium bilden, werden Polaritäten genannt. Es sind sowohl Opposition mit Zwischen-Skala, wie z.B. die nicht komplementäre Opposition *Anfang – (Mittelpunkt) – Ende*, wie auch ohne Zwischen-Skala, wie die komplementäre Opposition *lebendig – tot*. In dem Gegensatz *schwarz – weiß* gibt es zwar eine Zwischen-Gradation: *schwarz – dunkelgrau – grau – hellgrau – weißlich – weiß*, aber Pole können nicht „nach Außen“ gesteigert werden (obwohl das Glied *weiß* genauer beschrieben werden kann: *weiß – weißlich – blütenweiß – schneeweiß*). Ein Musterbeispiel für Polarität ist der Gegensatz *lebendig – tot, Leben – Tod*. Er besteht aus zwei Elementen, die ihre Definition ihrem Gegenteil verdanken: das *Leben* ist der Gegenteil von *Tod* und umgekehrt. Aus pragmatischer Sicht ist das eine komplementäre Opposition, deren Elemente einander ausschließen und, auf ein Objekt bezogen, nicht gleichzeitig auftreten können: man ist entweder *tot* oder *lebendig*; die Negation einer der Elemente bedeutet das Andere: *nicht tot* bedeutet *lebendig*. Es gibt keinen Begriff, der zwischen die Elemente gestellt werden kann und einen Zustand zwischen *Leben* und *Tod* beschreiben würde. Die Pole selbst können auch nicht graduiert werden.

3. Gegenüberstellungen: Wortpaare, die für Propagandazwecke als Kontraste dargestellt werden, z.B. *Orgel – Saxophon und Schlagzeug, tonal – atonal, marschieren – Spaziergang, wahre Kunst – Unmusik, das Volk (alles) – du (nichts)*. Sie werden fakultative (Agricola/Agricola 1984), kontextuelle (Gajewska/Pawlus 2010) Gegenwörter genannt. Es sind Wörter, die in bezug auf ein bestimmtes Kriterium Unterschiede aufweisen oder Unterarten von Gegenständen oder Phänomenen bilden, aber keine Gegensätze sind: *Orgel, Saxophon* und *Schlagzeug* sind verschiedene Arten von Instrumenten, *tonal* und *atonal* sind verschiedene Tonskalen, *marschieren* und *spazieren (Spaziergang)* unterscheiden sich durch Art und Tempo des Schrittes. Solche Gegenüberstellungen werden unter wahre Kontraste gemischt, um sich als Gegensätze im Bewusstsein einzuprägen. Die kontrastive Wirkung wird von dem Kontext unentschieden, wie z.B. bei der Gegenüberstellung *marschieren – Spaziergang*: „Wir wollen marschieren, denn es geht nicht zu einem Spaziergang, sondern es geht auch hier zu einem Sturmlauf, zu einer durchlaufenden Revolution für eine neue, reine und wahrhaftige Kunstanschauung, Kunsterziehung und Kunstgestaltung“ (Wulf 1963:284).

Zu dieser Gruppe gehören auch Wortpaare, die einen positiv–negativ wertenden Charakter haben. Sie werden verwendet, um die Differenz zwischen *arteigener* und *artfremder* Musik zu verstärken: *Tonkünstler, Komponisten – Neutöner, Vierteltonmenschen, Tonkunst – Kulturverfallsprodukt, seelisch-musikalische Substanz – Geistreicheleien*.

Welche Bedeutung hatte der Gebrauch von Oppositionen in Dokumenten der Dritten Reichs über Musik? Die vereinfachte, schwarz–weiße Darstellung der Welt wirkt

durch die Anwendung folgender Mittel, die den ausgewählten Wortpaaren gemeinsam sind: sie werden als Kontraste dargestellt; sie sind auf die Opposition positiv–negativ reduziert; die dazwischen liegende Skala wird ignoriert, z.B. *(sehr) gut – gut – durchschnittlich – zufriedenstellend – befriedigend – ungenügend – schlecht – (sehr) schlecht*. Folglich werden Gegensatzpaare auf komplementäre Antonyme reduziert oder als solche dargestellt. Ulrich Krietenbrink schreibt in seinem Buch „Mythen und Symbole in der nationalsozialistischen Weltanschauung“: „Mythen bieten die Möglichkeit, den Anpassungsdruck an die sich wandelnden Lebensbedingungen zu mildern, indem bestimmte Werte zu ewig gültigen Maßstäben erklärt werden, die es zu erfüllen, nicht zu verändern gilt. [...] Durch eine mythische Deutung lassen sich irrationale Beobachtungen und Probleme auf einfache Sinnzusammenhänge reduzieren. Dieses impliziert notwendigerweise exakte, schroffe Gegensätze, z.B. gut–böse, stark–schwach, reich–arm. Mythen sind somit auch Meditationen zwischen polaren Kontrasten“ (2002:6). So wurden Hunger und Not erklärt und der sinnlose Tod junger Soldaten im Krieg. Ziel war es positiv und negativ konnotierte Werte miteinander zu vermischen und die Grenze zwischen ihnen unscharf zu machen. *Arier – Jude, Übermensch – Untermensch* und aus dem musikalischen Bereich: *die Musik der Herren und Arier* und *die der Knechte und Rassenschänder, lichtbringende Musik* und *Musik, die im Dunkeln tappt, Musik germanischer Götter* und *Musikteufel, wahre Kunst* und *Unmusik* – das sind Beispiele von Gegenüberstellungen für kulturpolitischen Zweck.

Das bedeutet: nicht *arteigene* Musik ist *artfremde* Musik, *nicht tonale* Musik ist *atonale* Musik und entweder (man ist) der positive *Arier* oder (man ist) der negative *Jude*. „Der schöne Schein des Dritten Reichs“, lautet der Titel eines Buches von Peter Reichel (1991), in dem der Autor die gemeinsame Herkunft der Worte *Faschismus* und *Faszination* und ihre kulturellen und politischen Gemeinsamkeiten erwähnt. Reichel (1991) betont, dass der deutsche Faschismus bewusst das doppelte Antlitz des *fasce* benutzte: seine Gewalt und den in ihm deutlichen Ausdruck inneren Bundes. Die Kulturpolitik des Dritten Reichs hatte auch zwei Gesichter: sie unterdrückte die Kunst mit politischen Gesetzen, Institutionen und terroristischen Repressionen, manipulierte aber das Volk gleichzeitig apolitisch mit sprachlichen Symbolen und der Ästhetik der Kuns

Zitierte Literatur

- AGRICOLA CH. / AGRICOLA E., 1984, Wörter und Gegenwörter. Antonyme der deutschen Sprache, Leipzig.
- Duden. Universalwörterbuch, 1997, Mannheim/Leipzig /Wien /Zürich.
- GAJEWSKA B. / PAWLUS M., 2010, Słownik synonimów i antonimów, Warszawa.
- GIPPER H., 1973, Der Inhalt des Wortes und die Gliederung des Wortschatzes in: Duden. Grammatik der deutschen Gegenwartssprache, Mannheim/Wien/Zürich, S. 417-473.
- GRUNBERGER R., 1987, Historia społeczna Trzeciej Rzeszy, Warszawa.
- KRIETENBRINK U., 2002, Mythen und Symbole in der nationalsozialistischen Weltanschauung, unter: www.susas.de/autoren/krietenbrink.htm.

- POLAŃSKI K. (Hg.), 1999, Encyklopedia językoznawstwa ogólnego, Wrocław/Warszawa/Kraków.
REICHEL P., 1991, Der schöne Schein des Dritten Reichs, München/Wien.
WULF J., 1963, Musik im Dritten Reich. Eine Dokumentation, Gütersloh.

Farben der Emotionen in der deutschen und polnischen Phraseologie (am lexikografischen Material)

Etw. durch die Blumen sagt jemand, der es nur in Andeutungen zu verstehen geben will (vgl. Duden 2010:301) Es scheint aber, dass sich nicht nur Blumen¹ sehr gut dazu eignen, etwas nicht direkt auszudrücken. Man kann nämlich sehr viel „durch die Farben sagen“, deren vielfältige Semantik und Symbolik es möglich macht.

Die Vielfalt der Anwendungsmöglichkeiten von Farben zeugt von ihrer großen Fähigkeit zur Ausdrucksvermittlung. Oft werden sie in unterschiedlichen Systemen der nonverbalen Kommunikation verwendet und üben daher eine pragmatisch-kommunikative Funktion aus. Sie sind tief im Leben, in der Tradition und in den Sitten jeder Sprachgemeinschaft verankert und liefern oft Informationen darüber, wie die sprachliche Wirklichkeit aussieht. Dabei bilden ein Beispiel der Sprachtypologie und die Grundlage der Feststellungen über die unterschiedliche Erfassung der Welt. Sie beziehen sich auf bestimmte Sachverhalte der außersprachlichen Wirklichkeit und stellen Grundlagen des Weltverständnisses dar². Ihre Funktionen und Zwecke, zu welchen sie angewendet werden, sind davon abhängig, wie stark das Farbensystem der jeweiligen Sprache ausgebaut ist. Dabei spielen die Bedürfnisse der Sprachgemeinschaft die wichtigste Rolle. Dies ist auch der Grund dafür, dass sich die Farbensysteme der Sprachen voneinander unterscheiden, nicht nur in der Anzahl, sondern auch in der Definition der einzelnen Farben. „Farben sind unsere Welt, sie sind das Kleid Gottes und der Natur, unsere wichtigsten Ausdrucks- und Anregungsmittel neben der Sprache [...]“ (Beer 1994:190). Dieses Zitat bestätigt wohl unsere Einstellung zu der uns umgebenden Realität, da wir uns die Welt ohne Farben nicht vorstellen können. Mehr sogar: ohne Farben wäre sie viel ärmer. Die Wahrnehmung der Welt in ihrer ganzen Vielfalt und voller Pracht wäre ohne Farben nicht möglich. Und dies findet auch seinen Niederschlag in der Sprache, da man mit der Sprache und durch die Sprache die Welt zu benennen und zu beschreiben versucht³.

¹ Vgl. hierzu zahlreiche Lexika zu der Sprache der Blumen, wie z.B.: Kredel 1990.

² Vgl. Tokarski 1987:20ff.

³ Zu den Möglichkeiten der Benennung der Sachverhalte der außersprachlichen Wirklichkeit mit Farbbezeichnungen siehe z.B. Szczek 2005a, 2005b, 2010 (im Druck).

Diese Tendenz betrifft auch die Emotionen, die mittels der Farbbezeichnungen kompakter und prägnanter als mit anderen Worten zum Ausdruck gebracht werden können. Die Grundlage für diesen Beitrag bilden die deutschen und polnischen Phraseologismen⁴ mit Farbbezeichnungen⁵, mit Hilfe deren menschliche Emotionen thematisiert werden.

1. Zur Semantik der Emotionen

Es wird sehr oft deutlich hervorgehoben, dass „Emotionen für das menschliche Leben und Erleben konstitutive Phänomene sind. [...] Emotionen bestimmen einen Großteil unserer Bewusstseinszustände sowie Denk- und Handlungsprozesse und spiegeln sich in allen Bereichen menschlicher Existenz erfahrung wider“ (Schwarz-Friesel 2007:1). Dieses Zitat zeugt vom großen Einfluss der Gefühle auf unser Leben und die natürliche Neigung der Menschen, diese in Bezug auf jede Situation auszudrücken. In vielen Fällen geschieht es unbewusst und wird als eine ganz spontane Reaktion des Menschen angesehen. In manchen Fällen wird es oft durch den Menschen selbst unter dem Einfluss des situationalen Kontextes kontrolliert. Die Emotionen werden in der Forschungsliteratur folgend definiert (Duden 2001:458): **Emo|ti|on**, die; -, -en [frz. *émotion*, zu: *émouvoir* = bewegen, erregen < lat. *emovere* = herausbewegen, emporwühlen] (bildungsspr., Fachspr.): „psychische Erregung, Gemütsbewegung; Gefühl, Gefühlsregung: [durch, mit etw.] -en wecken“.

Es gibt viele Möglichkeiten, die Emotionen auszudrücken. Eins der wichtigsten Ausdrucksmittel ist die Sprache: „Mittels der Sprache drücken wir unsere intern und subjektiv erfahrenen Gefühle aus: In sprachlichen Äußerungen erhalten Emotionen eine bestimmte Repräsentation und werden somit für andere mitteilbar“ (Schwarz-Friesel 2007:1). Daneben gibt es andere Möglichkeiten, die den Ausdruck der Gefühle⁶ unterstützen. Es handelt sich dabei um visuell wahrnehmbare Erscheinungen: Mimik, Gestik, Pantomimik, vegetative Vorgänge der Haut (Erblassen, Erröten) und auditiv wahrnehmbare Erscheinungen, wie Lautstärke, Tempo, Intonation und Rhythmus der Stimme (Schwarz-Friesel 2007:58).

In der einschlägigen Literatur gibt es viele Konzeptualisierungsvorschläge der Emotionen⁷. In dem vorliegenden Beitrag wird auf die detaillierten Unterschiede zwischen

⁴ Für die Zusammenstellung des Korpus, das den deutsch- und polnischsprachigen phraseologischen Wörterbüchern entnommen wurde, gilt die Definition des Phraseologismus nach Fleischer (1997:72).

⁵ Es handelt sich überwiegend um folgende Farbbezeichnungen im Deutschen: *blau, gelb, grün, rot, schwarz, weiß* und im Polnischen: *niebieski, żółty, zielony, czerwony, czarny, biały*.

⁶ Vgl. hierzu die Definition des Emotionsausdrucks bei Fiehler: „Unter Emotionsausdruck verstehe ich alle verhaltensweisen (und physiologischen Reaktionen) im Rahmen einer Interaktion, die im Bewusstsein, dass sie mit Emotionen zusammenhängen, in interaktionsrelevanter Weise manifestiert und/oder so gedeutet werden“ (1990:100).

⁷ Vgl. hierzu z.B. Fiehler 1990.

Emotion, Gefühl, Affekt, Empfindung nicht näher eingegangen. Ganz allgemein betrachtet und auch im Hinblick auf die Relationen zwischen dem Individuum und der sozialen Umgebung, werden zwei Typen der Emotionen unterschieden (Fiehler 1990:1):

1. Emotionen als Elemente eines individuellen Innenlebens; daher haben sie folgende Merkmale⁸: Individualität, Primarität, Dynamizität, Kausalität, Authentizität;
2. Emotionen als öffentliche Phänomene in sozialen Situationen interpersoneller Interaktion, was sich aus ihren folgenden Eigenschaften⁹ ergibt: sie sind interaktive Phänomene, sie sind etwas Öffentliches, sie sind eine regelhafte und geregelte Leistung von Personen, sie sind bewertende Stellungnahmen, sie sind eine spezifische Form des Erlebens, sie sind regulierbar, sie sind berichtbar und erfragbar.

Zu den Hauptemotionen, die in der Fachliteratur unterschieden werden¹⁰, gehören: Freude, Ärger, Trauer, Angst, die aber unterschiedliche Abstufungen und Dimensionen aufzeigen lassen.

In der Forschungsliteratur werden auch unterschiedliche Klassifizierungsvorschläge der Emotionen dargeboten, die entweder strukturorientierte oder funktionsorientierte Kriterien anwenden (mehr hierzu bei Schwarz-Friesel 2007:66). Es besteht auch keine Einigkeit darüber, wie viele Emotionen es eigentlich gibt¹¹. In dem vorliegenden Beitrag wird von der These ausgegangen, dass es eine enge Relation zwischen der Emotionen und der Sprache gibt, da „Mittels sprachlicher Zeichen wir anderen in der Kommunikation mitteilen, wie wir uns fühlen, ob wir wütend, böse, glücklich oder empört sind. Sprache fungiert hier also als kommunikatives Mittel, als Instrument, um subjektive emotionale Zustände intersubjektiv zu kodifizieren“ (Schwarz-Friesel 2007:11). Auf der anderen Seite wird aber deutlich hervorgehoben, dass Emotionen nicht universell sind und in verschiedenen Kulturen unterschiedlich definiert werden: „Różne kultury cechuje różny stosunek wobec emocji, a to z kolei w znacznym stopniu wpływa na sposób mówienia o nich [...]“ (Wierzbicka 1999:164).

In der breiten Palette der Ausdrucksmöglichkeiten von Emotionen spielt die Sprache eine besondere Rolle, denn „emocje i kultura są ze sobą nierozdzielnie związane. Aby zbadać rolę emocji we wzorcach kulturowych oraz znaczenie kultury w kształtowaniu i konceptualizacji emocji musimy zwracać baczną uwagę na język we wszystkich jego aspektach – leksykalnym, gramatycznym i pragmatycznym“ (Wierzbicka 1999:189). Eine wichtige Aufgabe haben dabei lexikalisierte Einheiten der Sprache – Phraseologismen – zu erfüllen: „In der Sprache spiegelt sich das Erleben der engen Interaktion von Emotion

⁸ Sie hängen von der jeweiligen Konzeption ab, die man sich zu Grunde legt, vgl. hierzu die sog. alltagsweltliche Konzeptualisierung der Emotionen bei Fiehler (1990:41f).

⁹ Vgl. hierzu die sog. interaktive Konzeptualisierung der Emotionen bei Fiehler (1990:44ff).

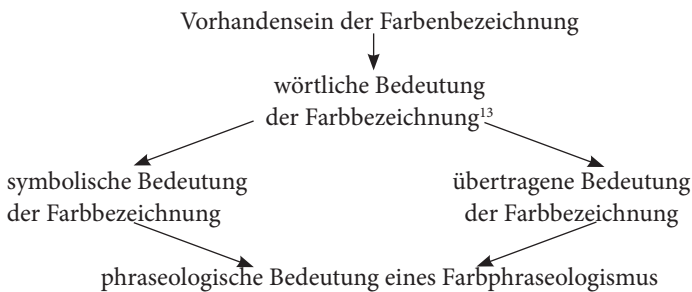
¹⁰ Vgl. hierzu Schwarz-Friesel 2007.

¹¹ Vgl. hierzu: Schwarz-Friesel 2007:66.

und Körperbefinden in zahlreichen Wendungen und Phraseologismen wider, welche die Konzeptualisierung des Einflusses von emotionalen Erlebniskategorien auf lebensnotwendige Organe und Organfunktionen repräsentieren“ (Schwarz-Friesel 2007:61).

2. Analyse des Materials

Für die Aussonderung der Farbphraseologismen aus dem Phraseologikon¹² beider Sprachen wurde eine Definition herangezogen, die auf dem semasiologischen Verfahren aufbaut.



Schema: Definition des Farbphraseologismus

Hinzu kommen noch die Bestimmungskriterien der phraseologischen Einheiten¹⁴.

Den Ausgangspunkt für die Analyse der Farbenphraseologismen¹⁵ bilden die Definitionen der einzelnen Farben, die auf deren emotiven Wert hinweisen. Die vorliegende Analyse bezieht sich auf die sog. Hauptfarben: *blau/niebieski, gelb/żółty, grün/zielony, rot/czerwony, schwarz/czarny, weiß/biały*, die in meisten Kulturen vorhanden sind, und nach bestimmten Kriterien ausgesondert werden (Tokarski 1987:19): das Fehlen der semantischen Unterordnung einer anderen Farbbezeichnung, einfache morphologische Form, große Möglichkeiten der Verknüpfbarkeit, psychologische Geprägtheit. Sie werden als solche definiert, die eine Zwischenposition auf der Achse zwischen *weiß* und *schwarz* einnehmen (Ampel-Rudolf 1994:22). Im Folgenden werden die Semantik sowie Symbolik¹⁶ der einzelnen Farbbezeichnungen präsentiert.

¹² Hier verstanden als „Bestand/Inventar von Phraseologismen in einer bestimmten Einzelsprache“ (Fleischer 1997:9).

¹³ Die Berücksichtigung der wörtlichen Bedeutung und ihres Einflusses auf die phraseologische Bedeutung baut auf dem Konzept der Idiomatizität von Magnus Norden auf, für den die wörtliche Bedeutung eine Grundlage für die Ermittlung der phraseologisch gebundenen Semantik darstellt (vgl. Norden 1994:58f.).

¹⁴ Vgl. Fleischer 1997:72.

¹⁵ D.h. Phraseologismen mit Farbbezeichnung(en) im Komponentenbestand.

¹⁶ Zu der Symbolik der Farbbezeichnungen vgl. z.B. Szczęk 2009 und 2010.

Farbe	Quelle	Deutsch	Polnisch
B L A U	Sprachwörterbuch ¹⁷	-von der Farbe des wolkenlosen Himmels; -betrunken	-in der sechsten Farbe des Regenbogens; in der Farbe des wolkenlosen Himmels ¹⁸ ; -den Himmel betreffend als das Gewölbe; -den Himmel betreffend als den Sitz Gottes
	Bezugsgrößen ¹⁹	der Himmel, das Wasser	der Himmel, die Binnengewässer, der Saphir, das Vergißmeinnicht
	Volksbrauch ²⁰	Treue, unbestimmte Ferne, Täuschung, Verstellung, Lüge, Trunkenheit	Frieden
	Symbolik ²¹		Gott und Glauben, Naturerscheinungen, das Wissen, Unschuld, Treue, Kälte, Zerstörung, Verzweiflung
G E L B	Sprachwörterbuch	-von der Farbe einer reifen Zitrone; -Menschenrasse von der gelben Hautfarbe	-in der dritten Farbe des Regenbogens -in der Farbe einer Zitrone; -Bezeichnung in der Botanik für Pflanzen, die gelb sind
	Bezugsgrößen	die Sonne, das Feuer	die Sonne, das Eigelb, die Butterblume, der Topas
	Volksbrauch	Unerfahrenheit, Jugend, Naivität	Neid, Ärger, Unerfahrenheit
	Symbolik	Neid, Unerfahrenheit, Naivität	Gott, Ewigkeit, das Licht, Sonne, die Wärme, Freude, Glück, Liebe, Wissen, Ehe, Gastfreundschaft, Arroganz, Schwermut, Neid, Eifersucht, Verwesung, Tod, Krankheit
G R Ü N	Sprachwörterbuch	-als die Farbe; -noch nicht ausgereift, frisch und saftreich, roh und nicht konserviert; -noch wenig Erfahrung und geistige Reife besitzend; -einer Partei angehörend, die für den Umweltschutz eintritt; -jdm. nicht wohlgesinnt	-von der Farbe der Blätter, des Grases -über die Pflanzen: frisch, aufgeblüht -die grüne Farbe bewahrend -jung, unerfahren
	Bezugsgrößen	Pflanzenwelt	frische Blätter, das Gras, der Smaragd
	Volksbrauch	das Frische in der Natur, geistige Unreife, Krankheit, Erlaubnis	Natur, Frühling, Jugend
	Symbolik	erlaubt, frisch, jung, unerfahren, krank, günstig, belebend	Natur, Fruchtbarkeit, Frühling, Verwesung, Tod, Harmonie, Jugend, Freude, Neid, Unwissen

Farbe	Quelle	Deutsch	Polnisch
R O T	Sprachwörterbuch	-als die Farbe; -von der Farbe des Blutes; -kommunistisch, sozialistisch	-in der ersten Farbe des Regenbogens; -Blutfarbe; -revolutionär, kommunistisch
	Bezugsgrößen	das Blut	das Blut, das Feuer, der Mohn, der Rubin
	Volksbrauch	Hervorhebung, Hindernis	Gefahr, Trunkenheit
	Symbolik	Leben, Liebe, Freude, Gefahr, Sünde, Revolution	Leidenschaft, Energie, Mut, Zorn, Eifersucht, Haß, Sünde, Glauben, Krankheit, Gefahr, Verbrechen, Täuschung, Betrug, Kommunismus
S C H W A R Z	Sprachwörterbuch	-von der dunkelsten Farbe; -von sehr dunklem Aussehen; -von Schmutz, dunkel; -katholisch, konservativ; -unheilvoll, düster, boshaft, niederträchtig; -illegal	-von der dunkelsten Farbe; -dunkel; -finster, nicht beleuchtet; -von der schwarzen Haut und den schwarzen Haaren; -schmutzig; -boshaft, niederträchtig, unheilvoll; traurig, unerträglich, ominös
	Bezugsgrößen	das Pech, die Kohle, die Nacht	das Pech, die Kohle, der Rabe, der Ruß
	Volksbrauch	Tod, Böse, Trauer, Angst, Teufel, Hölle	Hölle, Nacht, Teufel
	Symbolik	Täuschung, Tod, Trauer, katholisch, Verleumdung, Pessimismus, Strafe, Unerlaubtes, Armut, Faschismus	Aberglauben, Angst, Haß, Rache, Passivität, Verzweigung, Hölle, Tod, Teufel, Sünde, Gefahr, Magie, Gespenster
W E I ß	Sprachwörterbuch	-von der hellsten Farbe; -sehr hell aussehend; -ohne Markennamen	-Gegenteil von schwarz, von der Farbe der Milch, des Schnees, sehr hell; -der weißen Rasse angehörend
	Bezugsgrößen	der Schnee	der Schnee, die Kreide, die Milch, das Schneeglöckchen, der Alabaster
	Volksbrauch	Unschuld, Glück, Ruhe, Sauberkeit, Schönheit, Vollkommenheit	Unschuld, Glück, innere Reinheit
	Symbolik	Reinheit, Licht, Frieden, Gott, Freude, Trauer	Gott, Glauben, Wahrheit, Wissen, Klugheit, Energie, Unschuld, Mond, Sterne, Tod, Trauer, Friede

Tabelle 1. Semantik und Symbolik der deutschen und polnischen Farbbezeichnungen

Anhand der Tabelle sieht man, dass manchen Farbbezeichnungen emotive Bedeutung schon in den Definitionen zugeschrieben wird, wie etwa im Falle der schwarzen oder weißen Farbe.

3. Zu den Emotionen in den Farbphraseologismen im Deutschen und im Polnischen

3.1. Farben der Wut, des Ärgers und des Zorns

Das semantische Feld WUT/ÄRGER/ZORN ist in den beiden Sprachen sehr umfangreich, weil diese Emotion zum Alltag jedes Menschen gehört. Sie wird folgend definiert:

Ärger: 1. bewusstes, von starker Unlust u. [aggressiver] innerer Auflehnung geprägtes [erregtes] Erleben [vermeintlicher] persönlicher Beeinträchtigung, bes. dadurch, dass etw. nicht ungeschehen zu machen, nicht zu ändern ist; Aufgebrachtsein, heftige Unzufriedenheit, [heftiger] Unmut, Unwille, [heftige] Verstimmung, Missstimmung: *ohnmächtiger Ä. über jmdn., etw.; ihr Ä. verflog; Ä. empfinden; seinen Ä. an jmdm. od. etw. auslassen; seinen Ä. unterdrücken, herunterschlucken; Ä. [bei jmdm., mit etw.] erregen; seinem Ä. Luft machen; etw. aus Ä. tun; in Ä. geraten; du warst außer dir vor Ä.; (ugs.): grün und gelb/schwarz vor Ä. werden; zu meinem großen Ä. kam sie nicht.* 2. ärgerliches Erlebnis od. Gesamtheit ärgerlicher Erlebnisse; Verdross, Unannehmlichkeit[en], Schererei[en]: *geschäftlicher, beruflicher, häuslicher Ä.; der tägliche Ä. im Beruf, mit den Kunden; viel Ä. [mit jmdm., etw., wegen einer Sache] haben; es gibt Ä.!: sich Ä. ersparen; macht doch keinen Ä.!: lass das, sonst bekommst/kriegst du Ä.!* (Duden 2001:164).

¹⁷ Die Angaben der Farbbedeutungen der polnischen Sprache wurden anhand von Skorupka (1969) angegeben, vgl. *niebieski* (S. 439), *żółty* (S. 1031), *zielony* (S. 1005), *czerwony* (S. 97), *czarny* (S. 93f.), *biały* (S. 42f.). Die Angaben der Farbbedeutungen der deutschen Sprachen wurden anhand von Duden (2001) angegeben, vgl.: *blau* (S. 266), *gelb* (S. 581), *grün* (S.637), *rot* (S. 1267), *schwarz* (S.1367f.), *weiß* (S. 1517).

¹⁸ Hier und im ganzen Beitrag Übersetzungen der polnischen Zitate ins Deutsche von Joanna Szczęk.

¹⁹ Die Angaben zu den Bezugsgrößen der einzelnen Farben wurden in vielen Fällen dem Werk von Ampel- Rudolf (1994) entnommen, vgl. *niebieski* (S. 95ff.), *żółty* (S. 70ff.), *zielony* (S. 106ff.), *czerwony* (S. 80ff.), *czarny* (S. 117ff.), *biały* (S. 63).

²⁰ Die Angaben zu den Bedeutungen der Farbbezeichnungen in dem deutschen Volksbrauch wurden in vielen Fällen dem Werk von Röhrich (1999) entnommen, vgl. *blau* (S. 209f.), *gelb* (S. 527f.), *grün* (S. 589f.), *schwarz* (S. 1434ff.), *weiß* (S. 1711f.).

²¹ Die Angaben der symbolischen Bedeutungen von phraseologischen Einheiten mit Farbbezeichnungen wurden den symbolischen Wörterbüchern entnommen, vgl. Lurker (1991): *rot* (S. 634), *schwarz* (S. 658), *weiß* (S. 824) und Kopaliński (1990): *niebieski* (S. 27ff.), *żółty* (S. 506ff.), *zielony* (S. 492ff.), *czerwony* (S. 151), *czarny* (S. 53f.), *biały* (S. 24f.).

Wut: heftiger, unbeherrschter, durch Ärger o.Ä. hervorgerufener Gefühlsausbruch, der sich in Miene, Wort u. Tat zeigt: *aufgestaute, dumpfe, sinnlose W.; jmdn. erfasst, packt jäh W.; eine wilde W. stieg in ihr auf, erfüllte sie; die W. des Volkes richtete sich gegen den Diktator; W. auf jmdn. haben; seine W. an jmdm., etw. auslassen, in sich hineinfressen; in W. kommen, geraten; in heller W.; voller W.; in seiner W. wusste er nicht mehr, was er tat; vor W. kochen, schäumen; mit W. (großem Eifer, Arbeitswut) machten sie sich ans Werk* (Duden 2001: 1835).

Zorn: heftiger, leidenschaftlicher Unwille über etw., was jmd. als Unrecht empfindet od. was seinen Wünschen zuwiderläuft: *ein heller, lodernnder, flammender, heiliger, ohnmächtiger Z.; jmdn. packt der Z.; jmds. Z. erregen; ihn traf gerechter Z., der Z. der Götter, des Himmels; ihr Z. hat sich gelegt, ist abgeklungen, ist verebbt; in ihr stieg Z. auf; sein Z. richtete sich gegen die Bonzen; [einen] mächtigen Z. auf jmdn. haben; seinen Z. an jmdm. auslassen; von Z. [auf, gegen jmdn.] erfüllt sein; in Z. geraten; vor Z. außer sich sein, kochen* (Duden 2001:1862).

Schemann (1991:55f.) unterscheidet folgende Dimensionen des Ärgers: Ärger (Anstoß erregen, sauer sein auf jdn., jdn. Auf dem Zug haben), aufregen (jdm. auf die Nerven gehen, jdn. Wahnsinnig machen, verrückt werden), Zorn (in Wut geraten, zornig machen, Zechen der Wut). Sowohl im Deutschen als auch im Polnischen findet man entsprechende Farbphraseologismen, die diese Emotion thematisieren. Es handelt sich um folgende Phraseologismen.

Emotion	Deutsch	Polnisch
Wut	gelb vor Wut sein rot vor Wut	żółty z wściekłości czerwony z wściekłości
Ärger	gelb vor Ärger sein grün und blau/ gelb vor Ärger werden sich grün und blau/gelb ärgern ein rotes Tuch für jdn. sein/ wie ein rotes Tuch auf jdn. wirken nur noch rot sehen sich schwarz ärgern/ schwarz vor Ärger werden bis zum Weißbluten/ Weißglut ärgern/ peinigern/ quälen/ reizen gelb vor Ärger sein grün vor Ärger	czerwony ze złości żółknąć zzielenieć ze złości X ²² działać na kogoś jak czerwona płachta na byka X X doprowadzić kogoś do białej gorączki żółty z gniewu zielony ze złości
Zorn	gelb vor Zorn	żółty ze złości

Tabelle 2. Zusammenstellung der deutschen und polnischen Farbphraseologismen zum Ausdruck des „Ärgers“

²² Das Zeichen „X“ steht für die fehlende phraseologische Entsprechung in der zu vergleichenden Sprache.

Wie man sieht, stehen v.a. *Rot*, *Gelb* und *Grün* für den Ärger. Es sind Farben, die eng mit den Funktionsweisen des menschlichen Körpers zusammenhängen, wie etwa Rot mit dem Kreislauf oder Gelb mit der Galle. Daneben kommt noch im Deutschen *schwarz* als eine Steigerung des Ärgers vor, und in den beiden Sprachen *weiß* als die Superlativform von allen möglichen Ärger- und Wutabstufungen.

3.2. Farben des Neids

Das Gefühl des Neids wird erst im Kontakt zu anderen Menschen erzeugt. Es wird folgend definiert: **Neid**: Empfindung, Haltung, bei der jmd. einem andern dessen Besitz od. Erfolg nicht gönnt u. selbst haben möchte: N. *empfinden*; *jmdn. voll[er] N. ansehen*; *blass vor N. sein* (*emotional*; *sich seinen Neid deutlich ansehen lassen*); *von N. erfüllt sein*; (Duden 2001:1131). In der Sprache wird diese Emotion auch gerne mit bestimmten Farben assoziiert.

Emotion	Deutsch	Polnisch
Neid	<i>gelb vor Neid sein</i> <i>der gelbe Neid</i> <i>vor Neid grün werden</i> <i>grün vor Neid</i>	<i>żółknąć z zazdrości</i> X <i>zzielenieć z zazdrości</i> <i>zielony z zazdrości</i>

Tabelle 3. Zusammenstellung der deutschen und polnischen Farbphraseologismen zum Ausdruck des „Neids“

Es kommen hier nur zwei Farben vor: *gelb* und *grün*, die in beiden Sprachen als Verkörperung des Neids angesehen werden.

3.3. Farben der Trauer

Das menschliche Leben hat seine Höhen und Tiefs. Die Trauer gehört auch dazu. Sie wird folgend definiert: **1. a**) [tiefer] seelischer Schmerz über einen Verlust od. ein Unglück: T. *erfüllte ihn, überkam ihn*; *die T. über den Verlust war groß*; T. *um jmds. Tod empfinden*; *sie hat T., ist in T. (trauert um einen Toten)*; *etw. versetzt jmdn. in tiefste T.*; *voll/voller T. [über etw.] sein*; (*formelhaft in Todesanzeigen*): *in stiller T.*; *in tiefer T.*; **b**) [offizielle] Zeit des Trauerns nach einem Todesfall: *bis zum Begräbnis wurden drei Tage T. angeordnet*; *er hat schon vor Ablauf der T. (des Trauerjahres) wieder geheiratet* (Duden 2001:1597).

Als Symbol der Trauer gilt im Deutschen die rote Farbe in dem Phraseologismus: *sich die Augen rot weinen*. Im Polnischen wird dagegen die schwarze Farbe eingesetzt: *czarna rozpacz*.

3.4. Farben der Scham

Zu den alltäglichen Gefühlen des Menschen gehört auch die Scham. Die Emotion wird oft durch eigene Verhaltensweise und Reaktion auf bestimmte Situationen ausgelöst. Sie wird folgend definiert: **1.** durch das Bewusstsein, (bes. in moralischer Hinsicht) versagt

zu haben, durch das Gefühl, sich eine Blöße gegeben zu haben, ausgelöste quälende Empfindung: [*tiefe*] *S. empfinden; aus S., vor S. erröten*. 2. Schamgefühl: *er hat keine S. [im Leibe]*; 3. (selten) Schamröte (Duden 2001:1360).

Diese Emotion wird in beiden Sprachen ohne Ausnahmen mit der roten Farbe assoziiert:

Emotion	Deutsch	Polnisch
Scham	<i>bis über die Ohren rot werden</i> <i>einen roten Kopf bekommen</i> <i>rot im Gesicht sein</i> <i>vor Scham rot werden</i> <i>jdm. steigt die Röte ins Gesicht</i> <i>jdm. die Röte ins Gesicht treiben</i> <i>vor Scham rot werden</i>	<i>zaczzerwienić się po same uszy</i> <i>zaczzerwienić się</i> <i>zaczzerwienić się</i> <i>zaczzerwienić się ze wstydu</i> X X <i>czerwony ze wstydu/ zaczzerwienić się</i> <i>ze wstydu</i>

Tabelle 4. Zusammenstellung der deutschen und polnischen Farbphraseologismen zum Ausdruck der „Scham“

4. Schlussfolgerungen

Das analysierte phraseologische Material beider Sprache bestätigt die These von der besonderen Eignung der Phraseologismen zum Ausdruck der Emotionen. Dank ihrer knappen Form und großer Aussagekräftigkeit werden sie oft und gerne gebraucht. Die untersuchten Farbenphraseologismen beweisen, dass die Assoziierung der Emotionen mit Farben schon zum Standard geworden ist und die festen lexikalisierten Wendungen in den Wortschatz beider zu untersuchenden Sprachen eingegangen sind. Es verwundert auch nicht, dass die zwischensprachliche Äquivalenz in diesem Bereich wesentlich hoch ist, da die Farben und ihre Bedeutungen sich weithgehend decken. Sie sind auch einer der nächsten Bereiche, mit denen die Erscheinungen des Alltags, darunter auch Emotionen assoziiert werden.

Zitierte Literatur

Primärliteratur

- AGRICOLA E., 1992, Wörter und Wendungen, Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich.
 ANUSIEWICZ J. / SKAWIŃSKI J., 1997, Słownik polszczyzny potocznej, Warszawa.
 BĄBA S. / DZIAMSKA G. / LIBEREK J., 1995, Podręczny słownik frazeologiczny języka polskiego, Warszawa.
 BORHARDT W. / WUSTMANN G., 1955, Die sprichwörtlichen Redensarten im deutschen Volksmund nach Sinn und Ursprung erläutert, Leipzig.
 Duden. Redewendungen und sprichwörtliche Redensarten, 1992, Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich.

- FRIEDERICH W., 1976, *Moderne deutsche Idiomatik*, München.
- IPPOLDT J. / PIPREK J., 1994, *Wielki słownik niemiecko-polski*, Warszawa.
- IPPOLDT J. / PIPREK J., 1994, *Wielki słownik polsko-niemiecki*, Warszawa.
- KRÜGER-LORENZEN K., 1971, *Das geht auf keine Kuhhaut. Deutsche Redensarten und was dahinter steckt*, Düsseldorf.
- KÜPPER H., 1992, *Wörterbuch der deutschen Umgangssprache*, Leipzig.
- RÖHRICH L., 1974, *Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten*, Freiburg/Basel/Wien.
- SCHEMANN H., 1991, *Synonymwörterbuch der deutschen Redensarten*, Stuttgart/Dresden.
- SKORUPKA S., *Słownik frazeologiczny języka polskiego*, Warszawa.
- WÓJCICKI J. / WÓJTOWICZ J. 1993, *Polnische und deutsche Redewendungen*, Warszawa.

Sekundärliteratur

- AMPEL-RUDOLF M., 1994, *Kolory. Z badań leksykalnych i składniowo semantycznych języka polskiego*, Rzeszów.
- BEER U., 1994, *Was Farben uns verraten*, München.
- Duden. *Deutsches Universalwörterbuch*, 2001, Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich.
- FIEHLER R., 1990, *Kommunikation und Emotion*, Bern/New York.
- FLEISCHER W., 1997, *Phraseologie der deutschen Gegenwartssprache*, Tübingen.
- KOPALIŃSKI W., 1990, *Słownik symboli*, Warszawa.
- KREDEL F., 1990, *Die Blumensprache*, Frankfurt am Main.
- LURKER M., 1991, *Wörterbuch der Symbolik*, Stuttgart.
- NORDEN M., 1994, *Logische Beziehungskonzepte und Interferenzprozeduren. Zu einer semantisch-kognitiven Theorie der verbalen Idiome im Deutschen*, Umeå.
- RÖHRICH L., 1999, *Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten*, Freiburg/Basel/Wien.
- SCHWARZ-FRIESEL M., 2007, *Sprache und Emotion*, Tübingen/Basel.
- SKORUPKA S. 1969, *Mały słownik języka polskiego*, Warszawa.
- SZCZĘK J., 2005a, *Farbige Namen – Zur kommunikativ-pragmatischen Funktion der Farbbezeichnungen im Deutschen*, in: *Zeszyty Naukowe Uniwersytetu Szczecińskiego*, S. 107-116.
- SZCZĘK J., 2005b, *Was Farben uns verraten – Zu den farbigen Personenbezeichnungen im Deutschen*, in: *Studia Niemcoznawcze XXIX*, S. 741-751.
- SZCZĘK J., 2009, *Zur Wahrnehmung der Welt durch die Farben im Deutschen und Polnischen – Einige Bemerkungen zur (Un)Übersetzbarkeit*, in: Bohušová Z. (Hg.), *Translationswissenschaft und ihre Zusammenhänge*, Banská Bystrica, S. 68-80.
- SZCZĘK J., 2010, *O postrzeganiu świata przez pryzmat barw w języku niemieckim i polskim*, in: *Mocarska-Tycowa Z./Bielska-Krawczyk J. (Hg.), Kolor w kulturze*, Toruń, S. 23-36.
- SZCZĘK J., 2010 (im Druck), *O pragmatycznej i symbolicznej funkcji kolorów w języku niemieckim i polskim. Studium porównawcze*.
- TOKARSKI R., 1987, *Semantyka barw we współczesnej polszczyźnie*, Lublin.
- WIERZBICKA A., 1999, *Język – umysł – kultura*, Warszawa.

Zur Bedeutungsverselbstständigung der Posener Phraseologismen¹

1. Einleitung

Ziel dieses Beitrags ist es, in Bezug auf Bedeutungsverselbstständigung der Posener Phraseologismen in Hinblick auf die Beschreibung des phraseologischen Lehnwortgutes in „Słownik gwary miejskiej miasta Poznania“ (1999)² zu verweisen. In der einschlägigen polnischen Literatur ist die Rede von dem Dialekt Großpolens und von der Mundart der Stadt Posen. Da sich Posen in der Woiwodschaft Großpolen befindet sind die beiden Termini gerechtfertigt. Dialekt ist eine territoriale Variante des Standardpolnischen³, (Stadt)Mundart dagegen eine regional begrenzte Varietät der Sprache der Einwohner Stadt Posen vor dem Hintergrund ihrer Ausbildung. Es wird zwischen Regionalismen (gebildete Stadteinwohner) und Stadtmundart (nicht gebildete Stadteinwohner) unterschieden (Witaszek-Samborska 2006:21, Tambor 2006:IV), obwohl in wissenschaftlichen Studien Posener Polnisch, Stadtmundart Posen, Stadtdialekt Posens meistens synonymisch als Übersetzungsäquivalente für „gwara miejska Poznania“ verwendet werden (Mikołajczyk 2009:62).

Der Studie von Witaszek-Samborska 1993 ist zu entnehmen, dass nach lateinisch-griechischen Entlehnungen die aus dem Deutschen im Häufigkeitswörterbuch des Polnischen am häufigsten vertreten sind. „Die deutschen Spracheinflüsse können ohne Zweifel als sprachliches Erbe der deutsch-polnischen Sprachkontakte in dieser Region Polens [in Großpolen – AU] aufgefasst werden“ (Mikołajczyk 2009:62), wobei diese über 12 Jahrhunderte bestehenden Sprachkontakte von dem verhältnismäßig stärkeren Einfluss des Deutschen geprägt sind (Kątny 1999, Schatte 2006).

¹ Die Autorin möchte sich für die wertvollen sprachlichen Hinweise bei folgenden Personen herzlich bedanken: Frau Prof. Camilla Badstübner-Kizik, Frau Dr. Elisabeth Piirainen, Herrn Prof. Christoph Schatte, Herrn Prof. Stefan Wolting, Herrn Dr. Stefan Ettinger, Herrn Dr. Gero Lietz.

² Es geht um das Wörterbuch des Posener Stadtdialekts. Im Weiteren: SGP.

³ In Polen werden Grunddialekte wie kaschubisch, kleinpolnisch, masowisch, schlesisch und großpolnisch unterschieden (vgl. Doroszewski 1982:110, Witaszek-Samborska 2006:21).

2. Phraseologie der Posener Mundart

Nach Bąba (1999:70) weist die Posener Mundart ca. 400 phraseologische Wendungen auf. Es finden sich verbale Phrasen, Sprichwörter und Wendungen, welche mit der Standardsprache übereinstimmen und/oder geringfügig von dieser abweichen. Daneben gibt es Phraseologismen, die der Standardsprache nicht bekannt sind, und schließlich solche, die in Anlehnung an deutsche Satzkonstruktionen und Phraseologismen entstanden sind. Es ist schwer vorstellbar, dass die Posener Mundart lediglich 400 Phraseologismen enthält. Da es jedoch keine weiteren Sammlungen Posener Phraseologie gibt, beschränken wir uns eben auf das der Analyse unterzogene Wörterbuch. In der vorliegenden Arbeit ist die Rede von Phraseologismen im engeren Sinne (Burger 1998:14-15) und es wird von der etablierten Definition des Phraseologismus ausgegangen: „Phraseologisch ist eine Verbindung von zwei oder mehreren Wörtern dann, wenn (1) die Wörter eine durch die syntaktischen und semantischen Regularitäten der Verknüpfung nicht voll erklärbare Einheit bilden und wenn (2) die Wortverbindung in der Sprachgemeinschaft, ähnlich wie ein Lexem, gebräuchlich ist“ (Burger 1998:14-15).

Im Fokus unserer Aufmerksamkeit stehen Phraseologismen deutscher Provenienz, welche infolge jahrhundertelanger Kontakte mittels Übersetzungstransferenzen in das Großpolnische übertragen worden sind. In den dem Thema von Germanismen im Posener Polnischen gewidmeten Veröffentlichungen, werden sie oft – in Folge der preußischen Annexion – als Kontaktregionalismen eingestuft (Piotrowicz 1991:51, Sarnowska-Giefing 1999:185, Mikołajczyk 2009:62). Die Thematik der deutschen Lehnwörter in den polnischen Mundarten stellt einen breiten Themenkreis dar. Man braucht nicht zu betonen, dass die möglichen Aspekte zahlreich sind, so etwa die lautlichen, morphologischen und wortbildenden Assimilationen. Diese Germanismen sind Ergebnis der „Sprachen- und Kulturkontakte (genauer: diverse[r] Sprachenkontakt-, Interaktions- und Konvergenzphänomene)“ (Földes 2010:93). Unter dem Begriff „mundartlicher Phraseologismus“ verstehen wir im Weiteren sowohl Phraseologismen mit einem nicht ersetzbaren Germanismus als Komponente, welche überregional (d.h. der Allgemeinsprache) nicht bekannt sind, als auch lehnübersetzte Phraseologismen, die sog. phraseologischen Calques. Bei der Analyse der entlehnten Phraseologismen im SGP wurde uns bewusst, dass neben umfassender Wortschatzdokumentation die Antwort auf die Frage nach der Herkunft des jeweiligen Wortes zu einer der wichtigsten Fragen gehört.

3. Struktur der Lexikoneinträge

Die Struktur der Lexikoneinträge des SGP lässt viel zu wünschen übrig. Schon das Aufsuchen der einzelnen Phraseologismen ist nicht einfach, weil die Wendungen nicht wie üblich alphabetisch nach Kernkomponenten aufgelistet sind, sondern sich dem

(bedeutungsschwachen bzw. völlig neutralen) Verb *mieć* („haben“) zugeordnet sind, wie beispielsweise bei *mieć aincweg*; *mieć ambę*; *mieć ptoka*; *mieć sztycha*; *mieć świnię* u.Ä.⁴, *robić* („machen“) wie bei *robić komuś hałas* oder sogar *być* („sein“), wie *być na fleku*. Für jeden Eintrag wurde ein drei- bzw. vierteiliger Angabenkomplex aufgeführt bestehend aus der Posener Nennform, der Bedeutungserklärung, Belegsätzen aus Zeitschriften und Literatur und aus der Angabe in eckigen Klammern bei Entlehnungen, d.h. einer Information zu deutschen „Calques“ (im SGP in jedem Lexikoneintrag „kalka“), z.B. *robić komuś hałas* ‚robić komuś awanturę‘ [kalka niem. *potocz. Lärm machen* = *podnosić wrzask, wywoływać kłótnię*].

Für die Zwecke unseres Aufsatzes geben wir alle Elemente der Lexikoneinträge, dem o.g. Muster entsprechend, auf Deutsch an, wobei die von den Wörterbuchautoren angegebene Paraphrasierung der deutschen Wendung von uns in Anführungsstrichen ins Deutsche übertragen wird, bspw.: *robić komuś hałas* ‚eine Szene machen‘ [deutsche ugs. Entlehnung *Lärm machen* = *podnosić wrzask, wywoływać kłótnię* = „einen Streit vom Zaun brechen“]. Der in eckigen Klammern stehende deutsche Phraseologismus wurde von den Autoren auf Polnisch ohne Anspruch auf Vollständigkeit paraphrasiert, was im Weiteren detailliert an Beispielen problematisiert wird.

Die fehlende Ausführlichkeit in der Behandlung des Lehnwortgutes im SGP schlägt sich in fehlerhaften bzw. fehlenden Angaben zu deutschen Wendungen nieder. Es kann mit einiger Wahrscheinlichkeit angenommen werden, dass die von uns in Frage gestellten Wendungen aus dem SGP falsch bzw. verfälschend angegeben wurden, was mit Hilfe von deutschen Wörterbüchern wie DUW und WdU⁵ nachgewiesen wird. Einen zweiten Schritt bildete die Befragung von sechs anerkannten Linguisten und darunter Wörterbuchautoren (im Weiteren Informanten). An dieser Stelle ist zu erwähnen, dass alle Informanten aus verschiedenen Teilen Deutschlands (Nordrhein-Westfalen, Sachsen-Anhalt, Vorpommern, Brandenburg, Bayern) stammen. Das Ziel der Befragung (die als eine einsteigende Befragung zu verstehen ist, da weitere, genauere folgen müssten) war zu prüfen, ob die im SGP als deutsche Entlehnungen angesehenen Phraseologismen bei deutschen Muttersprachlern als solche überhaupt erkannt werden.

4. Ergebnisse der Analyse

Im Weiteren folgen die sich auf die Informantenbefragung und die Analyse der Wörterbuchartikel stützenden Ergebnisse.

⁴ Es ist schwer zu verstehen, warum sich die Autoren des Wörterbuchs des Posener Polnischen entschieden haben, Phraseologismen wie *einen Vogel haben* unter dem Verb *haben* oder *Lärm machen* unter dem Verb *machen* aufzulisten (vgl. Walczak 1999:133-147).

⁵ Vollständige bibliographische Daten der Wörterbücher sind im Wörterbuchverzeichnis zu finden.

(A) Die erste Gruppe subsumiert Beispiele für fehlerhafte Entlehnungsangabe, bspw.:

(1) *być na fleku* ‘noch körperlich leistungsfähig, fit sein’ [SGP: deutsche ugs. Entlehnung *auf dem Fleck sein* = *być na miejscu* = „an Ort und Stelle sein“]. Das Durcheinanderbringen der zwei Wendungen *auf der Stelle* und *an Ort und Stelle* rührt wahrscheinlich von der Semantik des Lexems *Fleck* her. Der Informantenbefragung nach hieße *auf dem Fleck – auf der Stelle* (d.h. ‘sofort, augenblicklich’)⁶. Dieses Beispiel lässt vermuten, dass es zu solchen Entstellungen von Germanismen nur deswegen gekommen ist, weil das Wörterbuch Ergebnis der Arbeit von Polonisten ist.

(2) *mieć ambę* ‘wegen etw. wild, verrückt sein’ [SGP: deutsche Entlehnung *eine Ambe haben* = *być pomyłonym* = „übergeschnappt sein“]. Angabe eines nicht-existenten Phraseologismus. Die Informanten haben die Frage aufgeworfen, ob die Kernkonstituente überhaupt aus dem Deutschen entlehnt worden ist.

(3) *nie mieć wszystkich w domu* ‘nicht ganz bei Verstand sein’ [SGP: deutsche Entlehnung *nicht alle zu Hause haben* = *być niespełna rozumu* = „nicht ganz bei Verstand sein“]. Angabe eines nicht aus der deutschen, sondern wohl aus der russischen Sprache (vgl. *не все дома у кого*) entlehnten Phraseologismus (vgl. Dobrowoľskij/Piirainen 2009:151).

(4) *robić komuś hałas* ‘jdm. eine Szene machen’ [SGP: deutsche ugs. Entlehnung *jdm. Lärm machen* = *podnosić wrzask, wywoływać kłótnię* = „einen Streit vom Zaun brechen“]. Die deutsche Wendung *Lärm schlagen/machen* bezieht sich nur auf das Lenken der (öffentlichen) Aufmerksamkeit auf etw. und lautes Protestieren. Eine dem Posener Phraseologismus nahe stehende deutsche Wendung ist *jdm. eine Szene machen*.

(5) *mieć odbite* ‘dumme Ideen haben, verrückt, dumm sein’ [SGP: deutsche Entlehnung *ein abstoßendes Wesen haben* = *być pomyłonym* = „übergeschnappt sein“]. Da es nichts Ähnliches im Deutschen gibt [lit. ‘abgeschlagen haben’], könnte man den Ursprung des Phraseologismus in deutschen umgangssprachlichen *bekloppt* (oder *beklopft*), *behämmert* suchen. Unter der von Wörterbuchautoren angegebenen Wendung lässt sich leider beim besten Willen nichts verstehen.

(B) Die zweite Gruppe subsumiert Beispiele für teilweise fehlende Entlehnungsangabe, d.h. mit der Beschränkung auf nur eine Bedeutungsvariante, wie in:

(6) *mieć sztycha* ‘von Milch, Eintopf o.Ä. schlecht sein’ [SGP: *einen Stich haben* = *być nieświeżym, być sfermentowanym* = „schlecht, sauer, fermentiert“]. Dagegen soll man die Bedeutung des deutschen Phraseologismus vergleichen: dt. 1. angetrunken sein; 2. närrische Einfälle haben; 3. angesäuert sein (WdU).

⁶ Man vergleiche auch das Beispiel im „Handbuch der Phraseologie“: „Ein Grund, den Tages-Anzeiger auf dem Fleck zu abonnieren“ (Burger/Buhofer/Sialm 1982:72).

(7) *mieć ajncweg* ‘verrückt sein’ [SGP: *eins* (sic!) *weghaben* = być niedorozwiniętym, ograniczonym = „beschränkt, unterentwickelt sein“]. Der deutsche Phraseologismus bedeutet dagegen: dt. 1. betrunken sein; 2. nicht ganz bei Trost sein (WdU).

(8) *mieć gryf* ‘gewandt, geschickt, fix sein’ [lit. „Griff haben“] [SGP: *in den Griff bekommen, im Griff haben* = opanować coś, opanować coś po mistrzowsku = „etw. meisterhaft beherrschen“].

Die drei oben aufgeführten Beispiele illustrieren das Problem der Mundartwörterbücher, die einerseits Entlehnungen auf ihre Quelle zurückzuführen versuchen, andererseits aber die deutschen Pendant irreführend angeben. Es wäre erwünscht, auf die Bedeutungsvarianz hinzuweisen. Es ist offensichtlich, dass die Angabe nur einer Bedeutungsvariante bei drei auf der deutschen Seite vorhandenen nicht den negativen Transfer begünstigt. Im Fall von *mieć gryf* wurden in eckigen Klammern zwei verschiedene Idiome mit derselben Kernkonstituente angegeben, und zwar *etw. in den Griff bekommen, etw. im Griff haben*. Nach DUW bedeuten *etw. im Griff haben* ‘1. etw., was mit den Händen getan wird, beherrschen. 2. etw. unter Kontrolle haben’ und *etw. in den Griff bekommen/kriegen* ‘in der Lage sein, etw. Schwieriges o.ä. zu bewältigen, damit fertig zu werden’. Daher sollte im SGP nur die Wendung *etw. im Griff haben* stehen, jedoch mit dem Hinweis auf Talent, und zwar: ‘etw. meisterhaft beherrschen, weil man dafür talentiert ist’. Das beste Beispiel für die Bedeutungsdivergenz liefert das SGP-Wörterbuch selbst mit dem Beispiel: *Miał chłopak gryf do sportu* [Der Junge war im Sport begabt] ließe sich nicht mit **Der Junge hatte Sport im Griff* wiedergeben.

(C) Fehlende Entlehnungsangabe bei idiomatischen und nicht-idiomatischen polylexikalischen Einheiten kann zu zweierlei Problemen führen. Einerseits wird in eckigen Klammern anstatt des jeweiligen deutschen Pendant lediglich ein Lexem (das sich in der Wirklichkeit als Kernkonstituente eines im deutschen existenten Phraseologismus erweist) angegeben, andererseits kann man nicht ausschließen, dass mundartliche Phraseologismen ohne richtige Angabe Wort-für-Wort übersetzt werden könnten:

(9) *mieć rachę na kogo* ‘sich lange und stark über etw./jdn. ärgern’ [SGP: *racha* = die Rache = zemsta, pomsta = „die Rache“]. Bei fehlender Angabe des Phraseologismus *mieć rachę na kogo*⁷, ‘sich lange und stark über etw./jdn. ärgern’ und mit Rücksicht auf das in Klammern Angegebene kann der Wörterbuchbenutzer zu dem falschen Schluss kommen, der Phraseologismus *mieć rachę na kogo* [lit. *auf jdn. Rache haben] mit *sich an jdn. rächen* (wollen) zu übertragen sei. Die Informanten haben in der Wendung zwei potenzielle Quellen erkannt, und zwar: möglicherweise *einen Rochus auf jemanden haben* – ‘auf jdn. sauer, wütend sein’; kommt wohl über das Rotwelsche vom jiddischen

⁷ Der Phraseologismus *mieć rachę na kogo* ist als *einen Rochus auf jemanden haben* zu übersetzen.

Wort 'rauches' und bedeutet 'Ärger', 'Zorn', was sich seinerseits aus dem hebräischen Wort 'rogez' entwickelt hat, oder in Anlehnung an (*auf jdn.*) *einen Hals haben* [*Hals – Rachen*] 'auf jdn. wütend sein, über jdn. verärgert sein'

Es folgen weitere Beispiele mit fehlender Angabe ihres Pendant, in denen die deutschen Phraseologismen für die des Deutschen mächtigen Wörterbuchbenutzer ohne Schwierigkeiten ermittelbar sind. Es werden von uns an dieser Stelle nur die deutschen Phraseologismen⁸ genannt, jedoch es ist noch hervorzuheben, dass die deutschen Ausdrücke mit ihren Bedeutungen angeführt werden sollten. Die alleinige Angabe der jeweiligen Wendung im Wörterbuch wäre unseres Erachtens von kaum schätzbarem Nutzen:

(10) *mieć brant* 'Katzenjammer haben' unser Vorschlag: *einen (großen) Brand haben* 'allgemein Durst haben; auch nach Alkoholkonsum' [*brant – Brand*];

(11) *mieć rułę* 'gelassen, beherrscht sein' unser Vorschlag: *die Ruhe weghaben* [*ruła – Ruhe*];

(12) *dostać gis* 'durchnässen' unser Vorschlag: *einen Guss abbekommen* [*gis – Guss*];

(13) *mieć szpyc na co* 'Auge auf etw. haben' unser Vorschlag: *auf etw. spitz sein* bzw. *auf jdn. spitz sein* [*szpyc – spitz*];

(14) *na pierwszy hib / na jeden hib* 'sofort, beim ersten Mal' unser Vorschlag: *auf Anhieb* [*hib – Hieb – Anhieb*];

(15) *wypędzić muki* 'jdn. zurechtweisen' unser Vorschlag: *jdm. die Mucken aus-/vertreiben* [*muki – Mucken*].

5. Ausblick

Da die Autorin einerseits keine Muttersprachlerin des Deutschen ist und andererseits sich viele Phraseologismen vermutlich „nicht auf den gesamten Sprachraum erstrecken“ (Piirainen 2009:96), d.h. regional begrenzt sind, konnten einzelne Wörterbucheinträge lediglich in Frage gestellt werden. Darüber hinaus gelten die Ausführungen als Vorüberlegungen dazu, ob dialektale Phraseologie in mundartlichen Wörterbüchern stiefmütterlich behandelt wird.

Es ist zu betonen, dass die Autoren des Wörterbuches des Posener Polnischen die Lücke mit Erfolg gefüllt haben, indem sie das Inventar der Posener Lexik zusammenstellten.

⁸ Aus der Perspektive des Deutschen sind sie Phraseologismen im weiteren Sinne. Die Wendungen des Typs: *einen Guss abbekommen*, *die Ruhe weghaben*, *einen Brand haben* sind im Deutschen (schwachidiomatische) Kollokationen. Sie sind jedoch, vom Weltwissen der Benutzer des Standardpolnischen ausgehend, völlig unmotiviert, lexikalisiert und daher als Phraseologismen sensu stricto anzusehen.

Sind die Phraseologismen ein so viel zitiertes „heißes Eisen“ (Hessky 1997), dass sie nicht des Versuches wert sind, auch nach elf Jahren in Ordnung gebracht zu werden? Oder sind sie nur eine Randerscheinung, so dass es sich auch bei nachgewiesenen Mängeln nicht lohnt, Arbeit in ihre Neubearbeitung zu investieren? Da der dialektalen Phraseologie in Polen, mit Ausnahme der Arbeiten von Treder (vgl. z.B. 2002) zur Phraseologie des Kaschubischen, leider kaum Beachtung geschenkt wird, soll dieser Aufsatz auch helfen, dieses Relikt der polnischen Sprache sowie der deutsch-polnischen Sprachkontakte vor dem Aussterben zu bewahren. Wir hoffen, dass die von uns präsentierte Ergebnisse Ansporn dazu sein werden, die Lehnphraseologismen weiter zu untersuchen. Auf jeden Fall ist eine vollständige synchrone und diachrone Analyse erforderlich, die wertvolle Ergebnisse zu deutsch-polnischen Sprachkontakten und zur dialektalen Phraseologie liefern wird.

Zitierte Literatur

- BBA S., 1999, Frazeologia, in: Gruchmanowa M./Walczak B. (Hg.), Sownik gwary miejskiej miasta Poznania, Warszawa/Pozna, S. 70-78.
- BURGER H., 1998, Eine Einführung am Beispiel des Deutschen, Berlin.
- BURGER H. / BUHOFER A. H. / SIALM A., 1982, Handbuch der Phraseologie, Berlin.
- DOROSZEWSKI W., 1982, Jzyk. Mylenie. dziaanie. Rozwaania jzykoznawcy, Warszawa.
- FÖLDES CS., 2010, Auswirkungen des Deutschen auf die Phraseologie seiner östlichen Nachbarsprachen, in: Korhonen J./Mieder W./Piirainen E./Piel R. (Hg.), Phraseologie global – areal – regional. Akten der Konferenz EUROPHRAS 2008 vom 13.-16.08.2008 in Helsinki, Tübingen, S. 91-107.
- HESSKY R., 1997, Feste Wendungen – ein heißes Eisen? Einige phraseodidaktische Überlegungen für den DaF-Unterricht, in: Deutsch als Fremdsprache 3, S. 139-143.
- KTNY A., 1999, Vorüberlegungen zu den deutschen Lehnwörtern in den Mundarten und Sondersprachen des Polnischen, in: Baczeroski J./Zglka T. (Hg.), Linguam amicabilem. Ludovico Zabrocki in memoriam, Pozna, S. 375-382.
- KTNY A., 2004, Zu den deutschen Lehnwörtern im Stadtdialekt von Posen, in: Bartoszewicz I./Haub M./Jurasz A. (Hg.), Werte und Wertungen. Sprach-, literatur- und kulturwissenschaftliche Skizzen und Stellungnahmen. Festschrift für Eugeniusz Tomiczek, Wrolaw, S. 104-110.
- MIKOAJCZYK B., 2009, W gazecie stoi napisane... ('In der Zeitung steht geschrieben...') – Deutsch-polnische Sprachkontakte in Großpolen, insbesondere im Stadtdialekt Posens, in: Elmentaler M. (Hg.), Deutsch und seine Nachbarn, Frankfurt am Main, S. 61-72.
- PIIRAINEN E., 2009, Dialektale Phraseologie: Randerscheinung, Ergänzung oder Herausforderung einer modernen Phraseographie?, in: Mellado Blanco C. (Hg.), Theorie und Praxis der idiomatischen Wörterbücher, Tübingen, S. 83-100.
- PIOTROWICZ A., 1991, Typy regionalizmw leksykalnych, Pozna.
- SARNOWSKA-GIEFING I., 1999, Germanismen im Posener Polnisch des 19. Jahrhunderts, in: Henning Hann H./Kunze P. (Hg.), Nationale Minderheiten und staatliche Minderheitenpolitik in Deutschland im 19. Jahrhundert in vergleichender Sicht, Bautzen, S. 185-194.
- SCHATTE CH., 2006, Stelle und Funktion neuerer Germanismen im Polnischen, in: Balzer B./Haub M. (Hg.), Germanistischer Brückenschlag im deutsch-polnischen Dialog. II. Kongress der Breslauer Germanistik (Sprachwissenschaft, Band 1), Wrolaw/Dresden, S. 181-188.

- TAMBOR J., 2006, Wstęp, in: Wielki słownik śląsko-niemiecko-angielski, Katowice, S. III-IX.
- TREDER J., 2002, O frazeologii potocznej w polszczyźnie, in: Aleksiejenko M./Mokijenko V./Walter H. (Hg.), Słowo. Tekst. Czas – VI. Neue Phraseologie im neuen Europa. Proceedings of International Scientific Conference, September 6-7 2001, Szczecin, September 8-9 2001, Greifswald, Szczecin/Greifswald, S. 445-449.
- WALCZAK B., 1999, Wstęp do słownika, in: Gruchmanowa M./Walczak B. (Hg.), Słownik gwary miejskiej miasta Poznania, Warszawa/Poznań, S. 129-147.
- WITASZEK-SAMBORSKA M., 1993, Zapożyczenia z różnych języków we współczesnej polszczyźnie, Poznań.
- WITASZEK-SAMBORSKA M., 2006, Odrębności w polszczyźnie miejskiej Poznania, in: Polonistyka 8, S. 20-25.

Wörterbuchverzeichnis

DUW: Deutsches Universalwörterbuch, 2007, Mannheim usw.

SGP: Słownik gwary miejskiej miasta Poznania, 1999, Warszawa/Poznań.

WdU: KÜPPER H., 1994, Wörterbuch der deutschen Umgangssprache, Stuttgart u.a.

Deutsch-tschechische Stolpersteine im Bereich der Fremdwörter

Fremdwörter spielen im heutigen Deutsch eine sehr wichtige Rolle. Bestimmte Bereiche sind für sie besonders aufnahmefähig – so z.B. Politik, Technik, Wirtschaft, Tourismus, Musik, Recht, Theater, Kunst u.a. Aber auch im Sport, in der Mode, in der Unterhaltungsindustrie und in der Werbung bedient man sich mit Vorliebe fremder Lexik. Ihre Übernahme ist das Ergebnis eines regen wissenschaftlichen, kulturellen oder geistigen Austausches zwischen den Völkern sowie schnell anwachsender internationaler Kommunikation. In der Fachliteratur begegnen wir neben den Fremdwörtern auch den Bezeichnungen Lehnwörter und Internationalismen. Was ist darunter zu verstehen? Fremdwörter sind Wörter, die aus einer fremden Sprache übernommen wurden, sich aber in Schreibung, Lautung und Flexion der aufnehmenden Sprache nicht angepasst haben. Darin unterscheiden sie sich von den Lehnwörtern, deren fremde Herkunft bei den Normalsprechern nicht mehr empfunden wird. Alle heutigen Lehnwörter waren ursprünglich Fremdwörter¹. Eine Trennung zwischen den Fremdwörtern und den Lehnwörtern ist jedoch oft schwer. Ihrer Herkunft nach waren z.B. auch *Mama, Papa, Onkel, Tante, egal, nett* Fremdwörter aus dem Französischen (vgl. Schaeder 1990:35). Aus dem Lateinischen stammen auch die in den deutschen Wortschatz völlig integrierten Wörter *Straße, Küche, Wein, Mauer, Fenster* (vgl. Kleine Enzyklopädie 1969:509). Ihre fremde Herkunft ist den heutigen Normalsprechern nicht mehr bewusst. Auch die Häufigkeit der Lehnwörter spielt hier eine Rolle: *Streik, Film, Sport* werden von den befragten Personen meist als deutsche Wörter empfunden, obwohl sie erst im 19. Jh. übernommen wurden (vgl. Kleine Enzyklopädie 1969:510). Daher wird heute die Unterscheidung zwischen Fremdwort und Lehnwort oft abgelehnt. Da bei den hier behandelten Wörtern ihre fremde Herkunft meist nicht zu leugnen ist, verwenden wir die Bezeichnung Fremdwörter. Unter Internationalismus versteht man die Wörter, die in den meisten Sprachen ein bestimmtes Maß an formaler und inhaltlicher Übereinstimmung zeigen (vgl. Schaeder 1990:46). Ihre Form sowie Bedeutung sind jedoch oft nicht völlig gleich, Differenzen gibt es vor allem in der Lautung, Schreibung

¹ Vgl. <http://lexikon.meyers.de/wissen/Fremdwort>.

oder Wortbildung – vgl. z.B. *e Demokratie* – *demokracie*, *e Zivilisation* – *civilizace*, *e Privatisierung* – *privatizace* usw. Daher ist der Internationalismus eine Abstraktion, eine interlinguale Kategorie (Interlexem). Diskutiert wird auch die Frage, wie viele Sprachen nötig sind, um von einem Internationalismus sprechen zu können. Volmert schlägt drei Sprachen vor, wobei mindestens eine einer nicht verwandten Sprachgruppe angehören sollte (vgl. Volmert 1990:50).

Beim Fremdsprachenlernen bieten die Fremdwörter unbestrittene Vorteile. *Rezeption*, *Pension*, *Hotel*, *Souvenirs* versteht der Ausländer sofort, weil ihm ähnliche Wörter bereits aus seiner Muttersprache geläufig sind. Im Bedarfsfall greift man gern auf ein Fremdwort zurück, wenn ein einheimisches Wort fehlt. Man nimmt an, dass das Fremdwort interlingual funktionieren muss und das tut es oft auch. So kann man sich mit *Fabrik*, *Rabatt*, *Transport*, *Differenz* helfen, wenn einem die einheimischen Bezeichnungen *Betrieb*, *Ermäßigung*, *Verkehr*, *Unterschied* nicht einfallen oder nicht bekannt sind. In solchen Fällen können die Fremdwörter die Kommunikation zwischen den Menschen unterschiedlicher Sprachen erleichtern. Allerdings darf man den Fremdwörtern nicht blind vertrauen. Bei den deutschen und tschechischen Fremdwörtern gibt es zahlreiche Differenzen, deren sich die tschechischen Deutschlerner nicht bewusst sind. Wir lassen die z.T. gravierenden Unterschiede in der Aussprache beiseite (vergleichen wir nur die Abweichungen bei *Orchester*, *Chaos*, *Restaurant*, *Ingenieur*, *Komfort*). Immerhin können auch sie Ursachen von Kommunikationsstörungen sein. Nicht umsonst erkennt man die ausländische Herkunft des Sprechers sofort an seiner muttersprachlichen Aussprache der Fremdwörter. Auch die orthographischen Unterschiede zwischen den Fremdwörtern im Deutschen und im Tschechischen ziehen wir nicht in Betracht. Ebenso wird hier nicht das häufig abweichende Geschlecht der Fremdwörter behandelt (denken wir nur an die frequentierten Wörter *s Taxi*, *e Bar*, *e Metro*, *r Euro*, *e Pension*, *r Kaffee*). Albrechtová (2004:22ff.) zählt in ihrer Diplomarbeit mehr als 1000 Fälle solcher Abweichungen auf. Besonders oft entsprechen den tschechischen Maskulina Neutra im Deutschen (*s Areal*, *s Benzin*, *s Büfett*, *s Camp*, *s Diplom*, *s Formular*, *s Hotel*, *s Internat*, *s Klosett*, *s Lokal*, *s Model*, *s Organ*, *s Plakat*, *s Problem*, *s Rezept*, *s Sortiment*, *s Telefon*) u.v.a. häufig vorkommende Wörter der Alltagssprache. In unserer Untersuchung konzentrieren wir uns auf die Asymetrie bei der Verwendung der Fremdwörter im Deutschen und im Tschechischen, bei denen es fast regelmäßig und konsequent zum fehlerhaften Verhalten kommt. Worin besteht diese Asymetrie?

1. Fremdwort im Tschechischen – einheimisches Wort im Deutschen

Die Existenz eines Fremdwortes im Tschechischen suggeriert die Meinung, das gleiche Wort muss es in der gleichen Bedeutung auch im Deutschen geben. Das deutsche Äquivalent ist jedoch manchmal ein einheimisches Wort: *rekreace* – *e Erholung*, *panelák* – *r*

Plattenbau, (zeměpisná) *mapa* – *e Landkarte*, *fornta na něco* – *e Schlange nach etwas*, (tenisová) *raketa* – *r Tennisschläger*, *grant* – *e Projektförderung*, *respondent* – *r Befragte*, *eskalátor* – *e Rolltreppe*, *protekce* – *e Beziehungen*, *stáž* – *r Studienaufenthalt*, *komodita* (výrobky určitého oboru) – *e Handelsware*, *e Handelsartikel*, (lázeňská) *procedura* – *e (Kur)behandlung*, *e (Kur)anwendung* u.a. Die Überzeugung von der Existenz eines gleichen fremden Verbaladjektivs stützt sich manchmal auf die Existenz des entsprechenden Verbs: *sich qualifizieren*, aber *rekvalifikace* – *e Umschulung*; *propagieren* – aber *propagace* (výrobků) – *e (Produkt)werbung*. Hierher gehören auch die Fälle, wo das entsprechende deutsche Wort zwar existiert, aber fast ungebräuchlich ist: *televize* – *r Fernseher* oder *s Fernsehen* (selten *e Television*), *anketa* – *e Befragung*, *e Umfrage* (selten *e Enquete*), *šofér* – *r Fahrer* (selten *r Chauffeur*), *svetr* – *r Pullover* (selten *r Sweater*), *administrativa* – *e Verwaltung* (*e Administration* wird nur für das Regierungs- und Verwaltungsapparat des USA-Präsidenten verwendet), *legitimace* – *r Ausweis* (z.B. *r Personal-*, *Studenten-*, *Messeausweis* – selten *e Legitimation*). Ein besonderer Fall ist das Paar *totalita* – *e Totalität*.

2. Einheimisches Wort im Tschechischen – Fremdwort im Deutschen

Einige polyseme Wörter im Tschechischen haben zwei deutsche Entsprechungen, von denen eins ein Fremdwort ist: *spolužák* – *r Mitschüler* und *r Komilitone/r Studienkollege*, *nástroj* – *s Werkzeug* (z.B. *Hammer*, *Zange*) und *s Instrument* (ein ökonomisches, politisches usw. Instrument). Die Existenz eines einheimischen Wortes verleitet den tschechischen Sprecher dazu, nach einem einheimischen Wort auch im Deutschen zu suchen. Daher die Interferenzfehler, z.B. *mein + Mitschüler an der Uni*, *finanzielle + Werkzeuge benutzen* u.a.

Andere einheimische Wörter haben meist nur fremde Äquivalente: *opravovat* (auto) – (*das Auto*) *reparieren*, (*chyby*) – (*Fehler*) *korrigieren* (auch *verbessern*, *berichtigen*), *tvar* – *e Form*, *průhledný* (účetnictví) – *transparent* (*Buchhaltung*), *schodek* (platební bilance) – *s Defizit* (*der Handelsbilanz*), *zaujímá místo* – *rangieren*, *působit* (na trhu) – (*auf dem Markt*) *agieren*, *životní úroveň* – *r Lebensstandard/s Lebensniveau*, *očíslovat* – *nummerieren* usw.

3. Unterschiedliche Fremdwörter in beiden Sprachen

Nicht weniger heimtückisch ist die Existenz eines unterschiedlichen Fremdwortes in beiden Sprachen, z.B. „trasa metra“ ist keine **Trasse der U-Bahn*, sondern *e U-Bahnlinie* oder *Metrolinie*, „televizní seriál“ entspricht der *Fernsehserie*, *stážista* – *r Stipendiat*, *tank* (Kampffahrzeug) – *r Panzer*, „restaurování“ (des Gebäudes) hat sein Äquivalent in *Renovierung* oder *Rekonstruktion*, „obchodní operace“ sind keine **Operationen*, sondern *Formen/Methoden der Handelstätigkeit*.

4. Das deutsche Äquivalent ist im Deutschen territorial gebunden oder veraltet

Zu dieser relativ umfangreichen Truppe gehören Fremdwörter, die man zwar im „Duden“ (2007) findet, jedoch mit dem Zusatz „landschaftlich“, „österr.“, „schweiz.“ oder „veraltet“. Sie sind Zeugen enger wirtschaftlicher, politischer und kultureller Kontakte mit Österreich, wo bereits unter den Habsburgern die Bereitschaft zur Aufnahme von Fremdwörtern groß war (vgl. Kleine Enzyklopädie 1969:290). Im deutschen Sprachraum haben sich andere Bezeichnungen herausgebildet, meist einheimische Wörter. Dazu gehören, z.B.: *advokát* – *r Rechtsanwalt/r Advokat* (landsch., schweiz., sonst veraltet oder abwertend)², *biletář* – *r Platzanweiser/r Biletteur* (österr.), *erár* – *r Fiskus/e Staatskasse/s Árar* (österr. Amtssprach., veraltend), *evidence* – *e Übersicht/e Erfassung/e Evidenz* (österr. Amtssprache), *faktura* – *e Rechnug/e Faktura* (österr. u schweiz., sonst veraltet), *garsoniéra* – *e Einzimmerwohnung/e Garçonnière* (österr.), *gól* – *s Tor/s Goal* (österr., schweiz., sonst veraltet), *inkaso* – *e Eintreibung fälliger Forderungen/s Inkaso* (österr. nur), *kamión* – *r Lastkraftwagen/r Kamion* (schweiz.), *kancelář* – *s Büro/e Kanzlei* (bes. süddt. österr. schweiz.)³, *kolaudovat* – *einen Bau übernehmen oder baubehördlich genehmigen/kolaudieren* (schweiz., österr. Aussprache), *maturita* – *s Abitur/e Matura* (österr., schweiz.), *mezanin* – *niedriges Zwischengeschoss/s Mezanin* (bes. österr.), *nacionále* – *e Angaben zur Person/s Nationale* (österr.), *ordinace* – *e Arztpraxis/e Ordination* (österr.)/*ärztliche Sprechstunde* (veraltet), *parte* – *e Todesanzeige/e Parte* (österr.)⁴, *perón* – *r Bahnsteig/s, r Perron* (schweiz.), *penále* – *s Strafgeld/s Pönale* (veraltet, noch österr.), *primář* – *r Chefarzt/r Primararzt, r Primar* (österr.), *reality* – *e Immobilien/e Realitäten* (österr.)⁵, *restaurace* (in der Gastronomie) – *s Restaurant, e Gaststätte/e Restauration* (veraltet), *suplovat* – *vertreten* (in der Schule)/*supplieren* (österr.), *tramvaj* – *e Straßenbahn/e Tram* (süddt., österr., veraltend schweiz.).

5. Unterschiedliche Bedeutungsstruktur der Fremdwörter im Deutschen und im Tschechischen

Nicht nur einheimische Wörter sind in verschiedenen Sprachen selten bedeutungs- bzw. verwendungsäquivalent. Das Gleiche gilt auch für die Fremdwörter. Fremdwörter, die orthographisch oder phonetisch ähnlich sind, aber unterschiedliche Bedeutungen haben, werden „falsche Freunde“ genannt, weil sie zu Fehlern verleiten. Zwischen den Lexemen im Deutschen und im Tschechischen kann es verschiedene Relationen geben.

² Alle lexikographischen Angaben wurden „Duden. Deutsches Universalwörterbuch“ (2007) entnommen.

³ Vgl. „Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache“ (1980), in „Duden. Deutsches Universalwörterbuch“ (2007) ohne Angaben.

⁴ In dieser Bedeutung nur in Janko 1944.

⁵ Das Wortpaar: *reality* – *e Immobilien* kann auch der Gruppe 3 angehören.

a) Die Äquivalente haben unterschiedliche Bedeutungsweite

Das Fremdwort hat bei diesen Beispielen in einer Sprache eine weitere oder engere Bedeutung. Viele Wörter mit unterschiedlich weiten Bedeutungen beziehen sich zum Bereich Schulwesen: z.B. student – *r Student*, studovat – *studieren*. Studenten gibt es im Deutschen nur an der Hochschule. Am Gymnasium, an den Fachschulen sowie anderen Mittelschulen handelt es sich um Gymnasialschüler (Gymnasiasten), Fachschüler usw. Man kann daher ein Gymnasium nur besuchen, nicht am Gymnasium studieren, was den meisten unserer Absolventen der Gymnasien nicht bekannt ist. Ähnlich ist es bei: promoce – *e Promotion*. Promotion bezeichnet im Deutschen nur die Verleihung der Doktorwürde. Im Tschechischen bezieht sich das Wort auch auf Hochschulabsolventen, was im Deutschen mit *feierliche Übergabe der Hochschuldiplome* umschrieben werden kann. Das weitere Beispiel: profesor – *r Professor*. Professor bezieht sich im Deutschen nur auf den Hochschulprofessor, im Tschechischen (ebenso wie im österreichischen Deutsch) auch auf den Gymnasiallehrer. Diese Beispiele könnten den Eindruck erwecken, dass elitäre Begriffe im Tschechischen auf die jeweils niedrigere Stufe bezogen werden. Aber es gibt auch umgekehrte Fälle: docent – *r Dozent*. Dozent ist im Deutschen nicht nur der Titel eines habilitierten Hochschullehrers wie im Tschechischen, sondern bezeichnet jeden Lehrer an einer Hoch-, Fach- oder Volksschule u.a. Einrichtungen, besonders in der beruflichen Aus- und Weiterbildung. Das weitere Beispiel: rektor – *r Rektor*. Rektor kann sich im Deutschen nicht nur der Repräsentant einer Hochschule nennen, sondern auch der Leiter einer Grund-, Haupt-, Real- oder Sonderschule.

Eine weitere Bedeutung hat im Deutschen auch das Wort *Praline*, Schokoladenkonfekt mit Füllung, im Tschechischen ausschließlich mit Rumfüllung. Bei salám – *e Salami* ist es umgekehrt: „Salám“ entspricht dem deutschen *Wurst*, während *e Salami* nur eine spezielle Wurstsorte, nämlich die *Dauerwurst* bezeichnet.

b) In einer Sprache gibt es mehrere Bedeutungsäquivalente

In diesem Fall entsprechen einem polysemen Wort in einer Sprache mehrere Äquivalente in der anderen, z.B. konkurz – *r Konkurs*. Beide Wörter bedeuten „Zahlungsunfähigkeit“. Im Tschechischen kommt noch die zusätzliche Bedeutung „Auswahlverfahren“, „Ausschreibung einer freien Stelle“ hinzu. Ähnlich ist es bei: brigáda – *e Brigade*. Neben den gemeinsamen Bedeutungen „größere Truppenabteilung“ und „kleinste Einheit in einem Produktionsbetrieb (DDR)“ hat das Tschechische noch die zusätzliche Bedeutung „vorübergehende Beschäftigung“ (chodit na brigádu – *jobben*). Das weitere Beispiel: praxe – *e Praxis* Beide Fremdwörter kommen übereinstimmend in mehreren Bedeutungen vor. Aber Vorsicht: „studentská, výměnná, zahraniční praxe“ ist *Studenten-, Austausch-, Auslandspraktikum* (být na praxi – *zum Praktikum sein*). Umgekehrte Fälle sind: garderóba – *e Garderobe* (die Bedeutungen „gesamte Oberbekleidung“ sowie „Ankleideraum des Künstlers im Theater“ sind beiden Wörtern gemeinsam;

die Garderobe im Theater, Museum usw. heißt jedoch im Tschechischen „šatna“, die Einrichtung mit Garderobenhaken zum Kleideraufhängen „věšáky“ und aufbewahrte Kleidungsstücke „odložené věci, svrchní oděv“ – Für Ihre Garderobe übernehmen wir keine Haftung), *recese - e Rezession* (bedeutet in beiden Sprachen „Konjunkturrückgang“, wenn aber jemand „dělá něco z recese“, d.h. etwas Ausgefallenes, Verrücktes tut, heißt es im Deutschen *er macht etwas aus Spaß*).

c) Die Bedeutungen der Fremdwörter beider Sprachen überschneiden sich

Seltener kommen Fälle vor, wo sich die Bedeutungen der Fremdwörter in beiden Sprachen nur teilweise decken. Im Gegensatz zu der ersten Gruppe haben diese Fremdwörter nur einige Bedeutungsmerkmale (Seme) gemeinsam, also keine Wortbedeutungen, z.B. *dealer - r Dealer* (bei beiden Fremdwörtern handelt es sich um eine Verkaufstätigkeit; im Deutschen verkauft jedoch der Dealer nur Drogen, während das Wort im Tschechischen einen Handelsvertreter, Handelsvermittler bezeichnet), *aprobace - e Approbation* (in beiden Sprachen geht es um eine Befähigung; im Deutschen jedoch zur Ausübung des Arzt- oder Apothekerberufes, im Tschechischen um eine Lehrbefähigung).

Der Vergleich der Fremdwörter im Tschechischen und ihrer Äquivalente im Deutschen zeigt, dass es zwischen den Äquivalenten in beiden Sprachen zwar gewisse formale und inhaltliche Übereinstimmungen gibt, dass hier jedoch auch zahlreiche Assymetrien bestehen, die zu Kommunikationsstörungen und Missverständnisse führen können.

Zitierte Literatur

- ALBRECHTOVÁ A., 2004, Falsche Freunde des Übersetzers aus tschechisch-deutscher Sicht (Diplomarbeit an der Pädagogischen Fakultät der J.P.Purkyně-Universität), Ústí nad Labem.
- Duden. Deutsches Universalwörterbuch, 2007, Mannheim u.a.
- JANKO J., 1944, Deutsch-tschechisches Handwörterbuch, Prag.
- Kleine Enzyklopädie. Die deutsche Sprache, 1969, Leipzig.
- SCHAEDER B., 1990, Versuch einer theoretischen Grundlegung der Internationalismenforschung, in: Braun P./Schaeder B./Volmert J. (Hg.), Internationalismen. Studien zur interlingualen Lexikologie und Lexikographie, Tübingen, S. 35ff.
- VOLMERT J., 1990, Interlexikologie – theoretische und methodische Überlegungen zu einem neuen Arbeitsfeld, in: Braun P./Schaeder B./Volmert J. (Hg.), Internationalismen. Studien zur interlingualen Lexikologie und Lexikographie, Tübingen, S. 50ff.
- Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache, 1980, Berlin.

Valenzkontraste der Aspektpaare im Polnischen – Einführung in die Problematik

In meinem Referat möchte ich auf ein Problem aufmerksam machen, und zwar ob die Valenz eines Verbs vom Verbaspekt beeinflusst werden kann. Es geht hier zwar um die polnische Sprache, aber man kann nicht sagen, dass dieses Problem die deutsche Sprache nicht betrifft¹. Es wird also versucht darzustellen, ob es Differenzen in der Valenz der ein Aspektpaar bildenden Verben überhaupt gibt oder nicht. Man muss aber deutlich sagen, dass der Beitrag keine eindeutige Antwort auf diese Fragen ist. Er ist nur eine Einführung, ein Hinweis auf dieses Phänomen. Wenn wir die Valenz in der Sprachwissenschaft definieren möchten, können wir das bezeichnen als die Fähigkeit eines Wortes, um sich herum Leerstellen zu eröffnen, die dann durch andere Elemente belegt werden müssen oder können. Valenz wurde anfangs nur Verben zugeschrieben. Jetzt kann auch über Valenz der Substantive oder Valenz der Adjektive gesprochen werden. (vgl. Polański et al. 2003:629) Weil ich in meinem Referat etwas mehr über die Valenzkontraste der Aspektpaare sagen möchte, konzentriere ich mich weiter nur auf die Valenz des Verbs.

Das Verb macht das Zentrum des Satzes aus. Ein Satz kann ohne finite Verbform überhaupt nicht existieren. Wie schon oben gesagt, kann ein Verb Leerstellen eröffnen, die dann von bestimmten Elementen ausgefüllt werden. Diese Elemente wurden, nach Engel et al. (vgl. 2000:217), Ergänzungen genannt. Verben können eine, zwei, drei oder sogar vier Ergänzungen fordern. Es gibt auch eine kleine Menge von Verben die keine Ergänzung regieren (die sogenannten avalenten Verben). Neben den Ergänzungen und dem Verb, spielt noch ein Element eine wichtige Rolle im Satz. Das ist die Angabe. Im Gegensatz zur Ergänzung ist die Angabe frei, d.h. sie ist abhängig vom regierenden Verb aber nicht von seinem Valenz. Sie lässt sich frei mit jedem Verb kombinieren. Die Freiheit der Angabe besteht auch darin, dass sie jederzeit dem Satz entfernt werden kann, ohne dass die grammatische Korrektheit des Satzes verletzt wird. Dem Fehlen einer Ergänzung folgt meistens ein grammatisch falscher Satz. Es muss aber darauf

¹ Der Aspekt ist im Deutschen vorhanden genau wie z.B. im Dänischen. Er wird aber mit anderen Sprachmitteln ausgedrückt als im Polnischen.

hingewiesen werden, dass es auch eine fakultative Ergänzung gibt. Die Zahl möglicher Ergänzungen d.h. die quantitative (Maximal-)Füllung ist semantisch bedingt. Die Bedeutung des Verbs ist also der Faktor, von dem abhängt, wie viele valenzgebundene Glieder dem regierenden Verb begleiten. Es lässt sich also auf Grund der Bedeutung eines Verbs vorhersagen, dass sowohl *zapropnować* („anbieten“) als auch *podarować* („schenken“) genau drei Ergänzungen regieren. Aber nach der Antwort auf die Frage, wann ist eine Ergänzung obligatorisch und wann fakultativ, kann man nicht nur auf dem Bedeutungsniveau eines Verbs suchen, d.h. welche von dem Verb begleitenden Ergänzungen eliminiert werden können und welche nicht, hängt weder von der Bedeutung eines Verbs ab noch lässt sich aus der Bedeutung eines Verbs schließen (vgl. Fabricius-Hansen et. al 1981:3). Wenn wir uns den zwei Verben – *zapropnować* und *podarować* – nochmal näher zusehen sieht man deutlich, dass nur auf der Bedeutung bauend, ist nicht feststellbar warum der Empfänger bei *podarować* vorkommen muss und bei *propnować* dagegen nicht, vgl. die Beispiele: *Rodzice **podarowali** Jankowi na urodziny nowy samochód* → **Rodzice **podarowali** na urodziny nowy samochód*, *Rząd **zapropnował** strajkującym podwyżki płac* → *Rząd **zapropnował** podwyżki płac*. Um herausfinden zu können, welche Ergänzungen obligatorisch und welche fakultativ sind, wurde ein sogenannter Eliminierungstest geschaffen. Durch ihn wird geprüft, ob das Weglassen einer Ergänzung den Satz ungrammatisch macht oder nicht (vgl. Polański et al. 2003:629).

Ergänzungen können kategorisiert werden². Ich beziehe mich auf die von Ulrich Engel et al. vorgeschlagene Einteilung (vgl. 2000:219), nach der es im Polnischen 12 Ergänzungen gibt: Subjekt(ergänzung) (E_{sub}), Akkusativergänzung (E_{akk}), Genitivergänzung (E_{gen}), Dativergänzung (E_{dat}), Instrumentalergänzung (E_{ins}), Präpositivergänzung (E_{prp}), Situativergänzung (E_{sit}), Direktivergänzung (E_{dir}), Expansivergänzung (E_{exp}), Nominalergänzung (E_{nom}), Adjektivalergänzung (E_{adj}) und Verbativergänzung (E_{vb}). Engel et al. haben bei der Kategorisierung den Anaphorisierungsprozess verwendet, d.h. neben den manchmal langen und wortreichen Realisierungsmöglichkeiten der Ergänzungen wie z.B. lange Nominal- oder Präpositionalphrasen sowie Infinitivkonstruktionen und Nebensätze, bestehen noch ganz allgemeine und bedeutungsarme Ausdrücke deren Rolle ist, auf andere, präzise Wendungen hinzuweisen. Diese Ausdrücke werden Anaphern genannt. Als Anaphern verwendet man meistens Pronomina oder Adverbien.

Valenz kann auch eingeteilt werden. Gleich wie bei der Theorie des bilateralen Zeichenmodells von Ferdinand de Saussure, der zwei Ebenen des sprachlichen Zeichens unterscheidet: Ausdruck (signifiant) und Inhalt (signifié), kann man die Valenz in Ausdrucksvalenz und Inhaltsvalenz gliedern. Die erste wird auch als syntaktische (oder quantitative) Valenz bezeichnet und umfasst das ganze Paradigma der Ergänzungen,

² Die Linguisten sind über Zahl und Arten der Ergänzungen nicht einstimig. Klassifikation der Ergänzungen sieht z.B. bei Helbig/Schenkel (vgl. 1969:72ff.) anders aus als bei Engel et al. (2000).

die von einem Verb verlangt werden. Die semantische Valenz (auch qualitative Valenz genannt) bezieht sich auf Bedingungen, die in einer aktuellen Wortbedeutung impliziert sind und Verbindung mit anderen Wörtern im Satz ermöglichen (vgl. Helbig/Schenkel 1969:15).

Welchen Einfluss auf die Valenz eines Verbs hat aber der Aspekt? Unter diesem Begriff ist eine grammatische Kategorie des Verbs verstanden, die die vom Verb beschriebene Tätigkeit darstellt (vgl. Gruszczyński/Bralczyk 2002:21). Der Aspekt ist zweiwertig, d.h. es wird zwischen dem perfektiven und dem imperfektiven Aspekt unterschieden. Diese Kategorie wird vor allem den slawischen Sprachen (u.A. Polnisch) zugeschrieben. Man kann aber auch den Aspekt in anderen Sprachen finden, z.B. im Englischen wird der Aspekt mit Hilfe der entsprechenden Tempusform ausgedrückt.

Seit langer Zeit gibt es unter den polnischen Linguisten Streit darüber, ob der Aspekt als Flexions- oder als Wortbildungskategorie betrachtet werden soll. Der Grund liegt darin, dass der Aspekt von polnischen Verben grundsätzlich auf zweierlei Weise gebildet wird, entweder mit Suffigierung (dann bilden die Verben die sogenannten suffixalen Aspektpaare, wie z.B. *przepisać – przepisywać*) oder mit Präfigierung (dann werden von Verben präfixale Aspektpaare gebildet, wie z.B. *pisać – napisać*). Man kann aber nur dann vom Aspekt als Flexionskategorie sprechen, wenn wir mit Suffigierung zu tun haben, weil die beiden Aspektformen demselben Verblexem gehören. Bei der Präfigierung, wie das bei *pisać – napisać* der Fall ist, sind beide Formen zwei unterschiedliche Lexeme, von denen der erste den imperfektiven und der zweite den perfektiven Aspekt hat. Das Verb hat dann also einen konstanten Aspekt, genau wie jeder Substantiv ein konstantes Genus hat. Diese Einstellung, Aspekt als Wortbildungskategorie zu betrachten, hat aber unter polnischen Linguisten immer mehr Befürworter³. Es gibt zwei Gründe dafür. Einerseits lassen sich nicht viele Verben in Aspektpaare verbinden, was vor allem die suffixale Aspektpaare betrifft, andererseits gibt es nicht selten Unterschiede in der Bedeutung zwischen den Aspektpaar bildenden Verben (vgl. Grzegorzczkowska/Laskowski/Wróbel 1999:84, Bańko 2007:98). Man kann zwar *kupić* oder *kupować* eine Sache, z.B. ein Auto, aber wenn wir hervorheben möchten, dass wir in einer Handelskette Einkäufe machen, dann nutzt man nur die imperfektive Form des Verbs, z.B. *Kupuję tylko w Biedronce/Lidlu/Carrefourze*. Anwendung des perfektiven Verbs *kupić* wäre hier einfach nicht möglich. Man muss also deutlich darauf aufmerksam machen, dass bei der Feststellung, ob zwei Verben wirklich ein Aspektpaar bilden, nicht nur das Morphologische sondern auch das Semantische in Betracht gezogen werden muss. Der einzige Unterschied zwischen den Aspektpaar bildenden Verben darf also nur der Aspekt sein.

Beim Verwenden eines Verbs im Polnischen, wenn man auf den Prozess, auf die Tätigkeit aufmerksam machen will, soll man das imperfektive Verb nutzen. Wenn aber das Resultat, die Zustandsveränderung, eine neue Situation wichtig sind, dann soll

³ In diesem Beitrag wird auch diese Ansicht vertreten.

nach dem perfektiven Verb gegriffen werden⁴. Es muss aber noch darauf hingewiesen werden, dass die ein Aspektpaar konstituierenden Verben, meistens der Gruppe der Verben gehören, die entweder Tätigkeiten oder Prozesse zum Ausdruck bringen (vgl. Gruszczyński/Bralczyk 2002:21). Diese Verben nennen Verrichtungen, die eine gewisse Zeit dauern und zu einer Zustandsveränderung führen, z.B. *zasypiać* – *zasnąć* ‚einschlafen‘. In diesem Fall signalisiert die Bedeutung des perfektiven Verbs den Schluss desselben Prozesses, dessen Dauer schon früher von dem imperfektiven Verb angedeutet wurde. Es gibt auch im Polnischen Aspektpaare, die Intensivierung einer Eigenschaft ausdrücken, z.B. *blaknąć* – *wyblaknąć* ‚ausbleichen‘. Bei solchen Verben wird vom imperfektiven Verb ein kontinuierliches Wachstum der Eigenschaft ausgedrückt und vom perfektiven – das Erreichen des höheren Grades dieser Eigenschaft.

Zwischen den imperfektiven und perfektiven Verben im Polnischen sind Kontraste im Bereich der Paradigmen vorhanden, die die Formung von Tempusformen und Partizipien betreffen. Die perfektiven Verben bilden kein Präsens. Sie treten nur in Präteritum und im perfektiven Futur (*czas przyszły prosty*) auf. Die imperfektiven Verben dagegen bilden alle Tempusformen außer dem perfektiven Futur. Wenn es um die Partizipien geht können die imperfektiven Verben ins adjektivische Partizip Aktiv (*imiesłów przymiotnikowy czynny*) sowie ins Partizip I (*imiesłów przysłówkowy współczesny*) transformiert werden, in Adverbialpartizip der Vorzeitigkeit (*imiesłów przysłówkowy uprzedni*) jedoch nicht. Das können dafür nur die perfektiven Verben. Das Präteritum sowie das Partizip Passiv bilden aber beide Gruppen der Verben⁵ unter dem Vorbehalt, dass imperfektive Verben das Passiv nur mit *być* und perfekte Verben nur mit *zostać* bilden können. Auch mit solcher Verben wie *zacząć*, *skończyć* und *przestać* können nur imperfektive Verben verbunden werden. Alle Unterschiede im Paradigma der perfektiven und imperfektiven Verben sind der unten angeführten Tabelle zu entnehmen (vgl. Gruszczyński/Bralczyk 2002:22).

Jetzt möchte ich gerne ein Paar Aspektpaare näher analysieren. Es wird hier die Valenz sowohl der präfixalen als auch der suffixalen Aspektpaare dargestellt und auf Gemeinsamkeiten und Unterschiede in diesem Bereich aufmerksam gemacht. Als erstes Beispiel nehmen wir ein präfixales Aspektpaar: *pisać* – *napisać*. Das imperfektive Verb *pisać* ist trivalent und regiert eine obligatorische Subjektergänzung, eine obligatorische Akkusa-

⁴ Es gibt auch Verben, die nur imperfektiv (die sogenannten imperfektiva tantum, es gibt hier keinen perfektiven Aspektpartner, z.B. *być*, *mieć*, *potrafić*) oder perfektiv (die sogenannten perfektiva tantum, hier kommt keine imperfektive Version des Verbs vor, z.B. *owdowieć*, *poczytać*) sind (vgl. Engel et al. 2000:583). Es müssen hier auch die sogenannten biaspektualen Verben erwähnt werden. Diese Verben können sowohl als perfektive als auch als imperfektive betrachtet werden, weil ihr Paradigma alle für perfektive und imperfektive Verben typischen Formen aufweist. Als Beispiele können *aresztować*, *kanonizować* oder *mianować* gegeben werden.

⁵ Die deutschen Benennungen der Tempora und Partizipien basieren auf Engel et al. (vgl. 2000:595ff.)

	Tempora				Partizipien			
	Präteritum	Präsens	Das imperfektive Futur	Das perfektive Futur	Partizip I	Adverbialpartizip der Vorzeitigkeit	adjektivisches Partizip Aktiv	Partizip Passiv
perfektives Verb	+	-	-	+	-	+	-	+ ⁶
imperfektives Verb	+	+	+	-	+	-	+	+ ⁷

tivergänzung und eine obligatorische Präpositivergänzung mit dem Präpositiv *o*, wobei die Akkusativ- und Präpositivergänzung in einem Satz gleichzeitig nicht realisiert werden können, z.B. *Poezja to dla mnie forma zupełnie nieodpowiednia; piszę wiersze tylko dlatego, że nie mam ich gotowych w mózgu [...]* (Bieńkowski 1996), *Piszę o dziadkach, którzy przecież nie byli moimi dziadkami, piszę o nich i nie mogę się z nimi rozstać [...]* (Konwicki 1990). Das andere Verb aus diesem Aspektpaar – das perfektive *napisać* – ist auch wie *pisać* trivalent und seine Ergänzungen sind: eine obligatorische Subjektergänzung, eine obligatorische Akkusativergänzung und eine obligatorische Präpositivergänzung mit dem Präpositiv *o*. Genau wie bei *pisać* kann die Akkusativ- mit der Präpositivergänzung in einem Satz nicht vorkommen, z.B. *Napisałiśmy statut, odezwę i postanowiliśmy nawiązać osobisty kontakt z Kominternem w Moskwie* (Torańska 1997), *W wypracowaniu napisałem o tych kamienicach i o tym, jak się cieszyłem z jazdy na ruchomych schodach* (Kowalewski 1993). Wenn man also die Valenzen beider Verben näher durchleuchtet, dann sieht man, dass es keine Unterschiede zwischen den beiden Verben in diesem Bereich gibt. Sowohl *pisać* als auch *napisać* haben dieselbe Valenz.

Jetzt möchte ich die Valenz eines suffixalen Aspektpaares analysieren, und zwar *przepisać* – *przepisywać*. Das perfektive Verb *przepisać* ist bivalent und verlangt zwei obligatorische Ergänzungen: eine Subjektergänzung und eine Akkusativergänzung, z.B.: *Poniżej przepiszę kilka kartek z dawnego notatnika podróży* (Jaszuński 1997). Analyse der Valenz des zweiten Verbs – des imperfektiven *przepisywać* – zeigt, dass die Valenz dieses Verbs identisch ist wie bei *przepisać*. Das Verb regiert auch eine obligatorische Substantivergänzung und eine obligatorische Akkusativergänzung, z.B.: *Tłumaczyliśmy im cel naszej głodówki, dzieliśmy się uwagami, co do obecnej sytuacji w kraju i jego przyszłości – mówi Jan Franczyk. – [...] Przepisywaliśmy również 21 postulatów z Gdańska – dodaje* (Dziennik Polski). Es sind also auch hier keine Unterschiede in der

⁶ Partizip Passiv kann nur von transitiven, perfektiven Verben gebildet werden.

⁷ Partizip Passiv kann nur von transitiven, imperfektiven Verben gebildet werden.

Valenz zwischen dem perfektiven und dem imperfektiven Verb feststellbar, genau wie bei *писаć* – *написаć* der Fall war.

Wie man sieht, haben in beiden von mir untersuchten Fällen die ein Aspektpaar bildenden Verben identische Valenz. Ich bin mir dessen bewusst, dass nach Analyse der Valenz von nur zwei Aspektpaaren keine weitgehenden Schlussfolgerungen gezogen werden können, aber wie schon in der Einleitung erwähnt, war das Ziel meines Beitrags nur diese Merkwürdigkeit zu beleuchten. Sie verlangt aber natürlich eine genauere Nachforschung. Es müsste eine deutlich größere Zahl der Aspektpaare im Polnischen überprüft werden. Dann könnte man das Ausmaß dieses Phänomens erkennen und gleichzeitig auch feststellen, ob die von mir gegebenen Beispiele nur Ausnahmen sind.

Zitierte Literatur

- Duden. Die Grammatik. Band 4., 2005, Mannheim et al.
- ENGEL U. / RYTEL-KUC D. / CIRKO L. / DĘBSKI A. / GACA A. / JURASZ A. / KĄTNY A. / MECNER P. / PROKOP I. / SADZIŃSKI R. / SCHATTE Ch. / SCHATTE Cz. / TOMICZEK E. / WEISS D., 2000, Deutsch- polnische kontrastive Grammatik, Warszawa.
- FABRICIUS-HANSEN C. / FALSTER-JAKOBSEN L. / OLSEN J., 1981, Die Satzbaupläne im Dänischen und Deutschen (=KONTRA. Dänisch-deutsche kontrastive Grammatik. Arbeitsbericht Nr. 4), Kopenhagen.
- GRUSZCZYŃSKI W. / BRALCZYK J., 2002, Słownik gramatyki języka polskiego, Warszawa.
- GRZEGORCZYKOWA R. / LASKOWSKI R. / WRÓBEL H., 1999, Gramatyka współczesnego języka polskiego – Morfologia, Warszawa.
- HELBIG G. / SCHENKEL W., 1969, Wörterbuch zur Valenz und Distribution deutscher Verben, Leipzig.
- POLAŃSKI K. / JURKOWSKI M. / KAROLAK S. / LASKOWSKI R. / LEWICKI A. M. / SALONI Z., 1999, Encyklopedia językoznawstwa ogólnego, Wrocław.
- TESNIÈRE L., 1980, Grundzüge der strukturalen Syntax (Übersetzung aus dem Französischen von Ulrich Engel), Stuttgart.
- WELKE M. K., 1988, Einführung in die Valenz- und Kasustheorie, Leipzig.

Quellenverzeichnis:

- BIEŃKOWSKI Z., 1996, Przyszłość... przeszłości, über: Narodowy Korpus Języka Polskiego (www.nkjp.uni.lodz.pl).
- DZIENNIK POLSKI, 2003, über: Narodowy Korpus Języka Polskiego (www.nkjp.uni.lodz.pl).
- JASZUŃSKI G., 1997, Hongkong dla Chin?, über: Narodowy Korpus Języka Polskiego (www.nkjp.uni.lodz.pl).
- KONWICKI T., 1990, Nowy świat i okolice, über: Narodowy Korpus Języka Polskiego (www.nkjp.uni.lodz.pl).
- KOWALEWSKI S., 1993, Czarne okna, über: Narodowy Korpus Języka Polskiego (www.nkjp.uni.lodz.pl).
- TORAŃSKA T., 1997, Oni, über: Narodowy Korpus Języka Polskiego (www.nkjp.uni.lodz.pl).

Der Sprachverfall am Beispiel des Schwedischen als L4 polnischer Germanistikstudenten

1. Einleitung

Der Zweck der Studie war eine Analyse des Verfalls der Sprachkompetenz in Schwedisch als L4 bei polnischen Germanistikstudenten ein Jahr nach dem Ende eines dreijährigen Schwedischkurses an der Universität. Sowohl grammatikalische als auch lexikalische Kenntnisse wurden in Betracht gezogen, einschließlich der morphosyntaktischen Eigenschaften der Wörter, die beide Bereiche verbinden. Die Studie analysiert auch den allgemeinen Kontext des Sprachverfalls, insbesondere die Motivation der Lerner, die intra- und interlingualen Einflüsse (besonders aus dem Deutschen und dem Englischen) und die interne Organisation mehrsprachiger Systeme.

2. Die Dynamik der Mehrsprachigkeit

Nach Herdina/Jessners (2002) Dynamischen Modell der Mehrsprachigkeit ist jedes mehrsprachige Sprachsystem dynamisch und alle zugehörigen Sprachen befinden sich in ständiger Interaktion, die sie „Interlinguale Interaktion“ („Cross-Linguistic Interaction“) nennen und die solche Phänomene wie Transfer, Interferenzen, Kodewechsel, usw. umfasst. Wegen der Interaktionen müssen alle Sprachen auf dem richtigen Niveau aufrechterhalten werden (d.h., man muss sich Mühe geben, um die Sprachen zu benutzen, sonst beginnt der Sprachverfall). Das verlangt Motivation und Sprachpraxis. Je höher das Kompetenzniveau in einer Sprache, desto mehr Anstrengung verlangt ihr Aufrechterhalten: $GLE \cong LAE + LME$ (Herdina/Jessner 2002:131)¹.

Die Sprachkompetenz ist deshalb nicht stabil und wegen der Interaktionen wird sie umstrukturiert. Nicht nur beeinflusst die Muttersprache die Fremdsprachen, sondern

¹GLE – die allgemeine sprachbezogene Anstrengung („General Language Effort“), LAE – die Spracherwerbsanstrengung („Language Acquisition Effort“), LME – die Sprachaufrechterhaltungsanstrengung („Language Maintenance Effort“).

auch wird sie durch die Fremdsprachen beeinflusst (Franceschini 1999², Albert 2002, Brons-Albert 1992). Wie Cook (1992, 1996) auf der Basis zahlreicher Studien zeigt, ist die mehrsprachige Kompetenz, oder „Multikompetenz“, nicht die Summe zweier oder mehrerer monolingualen Kompetenzen, sondern „der zusammengesetzte Zustand eines Geistes mit zwei Grammatiken“ (Cook 1992:557, meine Übersetzung). Es kann jedoch angenommen werden, dass bei Mehrsprachigen dieses zusammengesetzte System drei oder mehrere Grammatiken umfasst. Fremdsprachenkenntnisse können sogar die Einschätzung grammatikalischer Korrektheit in der Muttersprache beeinflussen (Cook 1996), was darauf hinweist, dass nicht nur die Performanz sondern auch die Kompetenz sich ändert.

3. Der Sprachverfall

Der Sprachverfall („language attrition“), auch Sprachverlust genannt (Riemer 2005), besteht darin, dass unbenutzte Sprachkenntnisse allmählich verloren oder, besser gesagt, unzugänglich werden, da aus dem Langzeitgedächtnis nichts völlig verschwindet (Weltens/Grendel 1993). Wie Brons-Albert (1992) zeigte, sind bei nahe verwandten Sprachen, wie Deutsch und Niederländisch, verschiedene Aspekte der Sprachkompetenz für den Sprachverfall anfällig, einschließlich der lexikalischen, der morphologischen, der grammatikalischen und der pragmatischen Kenntnisse. Im lexikalischen Bereich werden die Vokabeln immer weniger zugänglich und deshalb verlangt der Zugriff darauf mehr Zeit und Anstrengung (Cohen 1989, Weltens/Grendel 1993). Interferenzen aus L2 in L1 finden insbesondere bei verwandten Wörtern statt, auch auf dem Niveau der Morpheme: Das beweisen Formen wie *Schluckdarm* (statt *Speiseröhre*, wegen des niederländischen Wortes *slokdarm*) bei in den Niederlanden lebenden Deutschen (Albert 2002, Brons-Albert 1992). Im grammatikalischen Bereich spielt die Markiertheit der Strukturen eine wichtige Rolle. Markierte Strukturen verfallen schneller als unmarkierte (Seliger/Vago 1991). Außerdem, wenn beide Sprachen, L1 und L2, markierte (oder unmarkierte) Strukturen enthalten, wird die muttersprachliche Struktur erhalten, auch beim L1-Verfall, den das folgende Schema zeigt:

- a) L2u und L1u → L1u
- b) L2m und L1u → L1u
- c) L2m und L1m → L1m
- d) L2u und L1m → L1u (Seliger/Vago 1991:13).

Es lässt sich vermuten, dass der L4-Verfall komplexer ist und dass die behaltene Struktur nicht unbedingt aus L1 (wie beim L2-Verfall), sondern auch aus L2 oder L3 stammt, je nach der subjektiv wahrgenommenen Distanz zwischen den Sprachen, die ebenso für den Transfer wichtiger ist als die von Linguisten wissenschaftlich festgestellte

² Zitiert nach Herdina/Jessner 2002:25.

Distanz (vgl. Herdina/Jessner 2002, Kellerman 1987). Wie Sharwood-Smith (1989) betont, können negativer Transfer und Interferenzen den Sprachverfall beschleunigen, besonders im Fall ähnlicher Strukturen in zwei Sprachen. Eine wichtige Rolle wird durch den Kontakt zur Zielsprache gespielt. Nach dem Abschluss der Lernperiode beginnt die sogenannte „Inkubationsperiode“ (Gardner 1982, in Gardner/Lalonde/MacPherson 1985), während der der Sprachverfall stattfindet. Es muss aber betont werden, dass sich der Sprachverfall in einer Plateaukurve zeigt (Riemer 2005). Der Sprachverlust setzt nicht sofort ein, sondern bleiben die Sprachkenntnisse mehr oder weniger gleich, bevor das Niveau abfällt. Tatsächlich vergeht der Vergessensprozess nicht nur graduell, sondern auch wird sogenanntes „nachträgliches Lernen“ („residual learning“) beobachtet, bei dem dank kognitiven Reifungsprozessen „ein Lernzuwachs eintreten kann“ (Riemer 2005:218). Außerdem werden nicht alle Zielsprachkenntnisse verloren, sondern wird auch nach längerer Zeit (sogar nach mehreren Jahrzehnten) ein gewisses Maß an Wissen behalten, das Bahrck (1984, in Riemer 2005:218) „perma-store“ nennt. Jedoch, um Sprachkenntnisse gegen das Vergessen immun zu machen, muss man eine kritische Stufe („critical threshold“) erreichen (Neisser 1984, in Riemer 2005:218). Im Allgemeinen sind produktive Sprachkenntnisse für den Sprachverfall anfälliger als rezeptive (Cohen 1989).

Was den Zusammenhang zwischen dem Kompetenzniveau und der Art der verfallenden Sprachkenntnisse angeht, vermuten Moorcroft/Gardner (1987:338), dass bei Anfängern in einer Zweit- oder Fremdsprache vor allem die Grammatik verloren wird, während beim Verfall der Muttersprache eher die Lexik vergessen wird. Zu anderen Faktoren, die den Sprachverfallsprozess beeinflussen, gehören psychologische und soziale Faktoren, z.B. die Motivation und die Einstellung zur Zielsprache und -kultur (Moorcroft/Gardner 1987, Gardner/Lalonde/McPherson 1985).

Zusammenfassend lässt es sich, in Anlehnung an Riemer (2005:222), die folgenden Faktoren erwähnen, die zum Sprachverfall führen können: Ein niedriges Kompetenzniveau, eine kurze Lernzeit, ein nur schulischer Lernkontext, wenig Kontakt zur Zielsprache, die Komplexität des Sprachsystems, die Sprechanst und negative Einstellungen zur Zielsprache und zum Fremdsprachenlernen.

4. Die Studie

4.1. Versuchspersonen und Methode

Die Studie wurde an der Fakultät für Germanistik der Schlesischen Universität durchgeführt. Daran beteiligten sich neun GermanistikstudentInnen (sieben Studentinnen und zwei Studenten) mit der Sprachkonstellation: L1 – Polnisch, L2 – Deutsch, L3 – Englisch und L4 – Schwedisch. Die Studie umfasste einen schriftlichen Test, der aus drei Teilen bestand: aus einer Grammatikübung, einer Übersetzungsübung und einem

Test lexikalischer Assoziationen. Darauf folgte ein Fragebogen zur Spracherfahrung, zur Sprachlernmotivation und zu den selbstgeschätzten Schwedischkenntnissen der Lerner, sowie zu den Strategien der Aufrechterhaltung des Schwedischen und zum gerade ausgefüllten Fragebogen. Die Grammatik- und Übersetzungsübungen waren Lückentexte, die dazu dienten, auf die Zielstrukturen (die im Schwedischunterricht schon gelernt worden waren) hinzuweisen.

Manche Strukturen waren markiert, wie z.B. das Perfekt, das wie das englische Present Perfect gebraucht wird (z.B. *Jag har läst svenska sedan tre år.* – ‚Ich lerne Schwedisch seit drei Jahren‘, vgl. *I have been studying Swedish for three years.*), die Endstellung von Präpositionen (z.B. *Vilket land kommer Marika ifrån?* – ‚Aus welchem Land kommt Marika?‘, vgl. *What country does Marika come from?*), oder die Inversion, damit das Verb an der zweiten Stelle bleibt (z.B. *Den här boken skrev en godkänd författare.* – ‚Dieses Buch schrieb ein berühmter Schriftsteller‘). Viele von den benutzten Strukturen kommen auch im Deutschen und im Englischen vor, also konnte es vermutet werden, dass die Probanden auch ihre Deutsch- und Englischkenntnisse einsetzen und die Assoziationen ausnutzen werden. Das verlangt aber ein hohes Maß an metasprachlichem Bewusstsein. Es gab auch sprachspezifische schwedische Strukturen, wie z.B. die schwedische Pluralbildung oder das unregelmäßige Plural mancher Adjektive (z.B. *Äpplet är moget, men tomaterna är inte mogna.* – ‚Der Apfel ist reif, aber die Tomaten sind nicht reif‘).

4.2. Die Ergebnisse

Im Allgemeinen wurden relativ wenige Sprachkenntnisse behalten. Alle Probanden machten viele Fehler und/oder ließen viele Lücken (ein Proband versuchte es, nur fünf Beispiele zu lösen und löste sie auch nur teilweise). Das lässt sich auf einen Mangel an Motivation zurückführen, nicht nur um Schwedisch aufzuerhalten, sondern auch um metasprachliche Kompetenzen und Strategien einzusetzen. Die Fehlerquellen waren interlingual (von allem Deutsch) und intralingual (die Verwechslung schwedischer Wörter und Strukturen). Deutsch ist die bestbeherrschte Fremdsprache der Probanden (manchmal ist der Transfer aus einer Fremdsprache stärker als der aus der Muttersprache, vgl. de Angelis/Selinker 2001) und wegen der Ähnlichkeit zum Schwedischen stellt es eine starke Interferenzquelle dar. Die Ähnlichkeiten, die zum positiven Transfer hätten führen sollen, wurden leider nicht ausgenutzt. Zum Beispiel schrieben fünf Probanden *I morgon han åker...* (wörtlich: ‚Morgen er fährt ...‘) statt *I morgon åker han...* (‚Morgen fährt er ...‘), obwohl die Zielstruktur dieselbe wie im Deutschen ist. Negativer Transfer und/oder Interferenzen wurden im Bereich der Morphologie beobachtet. Zum Beispiel schrieben fünf Probanden *det bok* (auch falsch geschrieben, z.B. *det book, det bokka*, usw.), statt *den här boken* ‚dieses Buch‘ (Neutrum statt Utrum)³. Als Interferenzen aus

³ Im Schwedischen gibt es zwei grammatikalische Geschlechter, vgl. Dymel-Trzebiatowska/Mrozek-Sadowska 2007:44.

dem Deutschen können auch manche Schreibfehler klassifiziert werden, insbesondere die Großschreibung von Substantiven, z.B. *Bord* statt *bord* (‘Tisch’) im Satz *Röda äpplet ligger on Bord* (Zielsatz: *Röda äpplen ligger på bordet*). Deutsch beeinflusste auch die Pluralbildung, z.B. *gurken* statt *gurkor* (‘Gurken’), *tomaten* statt *tomater* oder, mit dem bestimmten Artikel, *tomaterna*. Es wurden Interferenzen aus dem Deutschen im lexikalischen Bereich beobachtet, z.B. *grün* statt *grön*, *sax* (‘Schere’) – *worek* (‘Sack’, vgl. auch *sack* auf Englisch – vielleicht doppelgestützter Transfer, vgl. Näf/Pfander 2001). Manche lexikalischen Interferenzen stammten aus dem Englischen, z.B. *jumper* statt *tröja* (‘Pullover’), *applet* statt *äpplet* (‘der Apfel’, vgl. *apple*).

Interessant ist auch der Transfer von Funktionswörtern aus dem Englischen, *on Bord* und *at bordet*. Es kann vermutet werden, dass deutsche Präpositionen den Probanden zu gegenwärtig waren, um ins Schwedische übertragen zu werden. Da ihre Englischkenntnisse nicht so gut sind, kann die Aktivierung eines semantischen Feldes oder einer grammatikalischen Kategorie wie „örtliche Präpositionen“ auch englische Wörter aktivieren, die der Zielbedeutung entsprechen, wie es das „Wettbewerbsmodell“ (‘the Competition Model’, vgl. Bates/MacWhinney 1989, Green 1993) darstellt. Die lexikalischen Assoziationen wurden nicht nur durch Deutsch, sondern auch durch andere Sprachen beeinflusst, z.B. *körsbär* (‘Kirsche’) – *niedźwiedz* (‘Bär’) und *skog* (‘Wald’) – *żaba* (‘Frosch’), wahrscheinlich wegen dem Wort *frog* auf Englisch. Eine durch Englisch hervorgerufene Assoziation war z.B. *djup* (‘tief’) – *śos* (‘Soße’ auf Polnisch), wahrscheinlich wegen des Wortes *dip*. Bei manchen Wörtern wurden ganz komplexe Interaktionen beobachtet, z.B. *körsbär* – *koszyk malin* (‘ein Korb Himbeeren’), wo die Wortform *bär* das Lexem *Beeren* und das Morphem *körs-* *Korb* im Deutschen und vielleicht auch *kosz* im Polnischen aktivierte. Nur bei einer Probandin wurden intralinguale Assoziationen zwischen schwedischen Wörtern beobachtet, nämlich *skog* (‘Wald’) – *vårg* (‘Wolf’, die korrekte Rechtschreibung wäre jedoch *varg*) und *stjärna* (‘Stern’) – *Jul* (‘Weihnachten’) und *Himmel* (im Schwedischen klein geschrieben, aber die Großschreibung könnte eine Interferenz aus dem Deutschen sein).

Was intralinguale Interferenzen angeht, wurden ähnliche Wörter manchmal verwechselt, z.B. **Jag lärare svenska* statt *Jag läser svenska* (‘Ich lerne Schwedisch’, vgl. auch *I learn Swedish*); *lärare* bedeutet ‘Lehrer’ (eine Erklärung könnte die Aktivierung semantisch und formell ähnlicher Wörter sein). Es gab auch Interferenzen auf der Ebene der Rechtschreibung, weil manche Wörter phonetisch geschrieben wurden, z.B. *dom* statt *de* (‘sie’ – Plural), *bodar* statt *badar* (‘badet’). Die regelmäßige Pluralbildung von Adjektiven wurde gut behalten, auch wenn die ganze Zielstruktur nicht mehr korrekt gebildet wurde, z.B. im Fall der Zielstruktur *de röda äpplena* (‘die roten Äpfel’) wurde *röda* von acht Probanden korrekt benutzt, obwohl sie gleichzeitig mit dem Substantiv Probleme hatten (*röda äppler*, *röda äpplarna*, usw.). Schließlich wurde der Gebrauch von nichtdeklinierten Grundformen beobachtet, z.B. *vara* (‘sein’) statt *är* (‘ist’). Manche deklinierten Formen waren auch inkorrekt, weil sie dem Tempus nicht entsprachen

und/oder die falsche Endung hatten, z.B. *Hon bader sin katt i fjol* (Zielsatz: *Hon badade sin katt i fjol* – ‚Sie badete ihre Katze letztes Jahr‘). Das ist ein Beweis für die verteilte Repräsentation von Wörtern im mentalen Lexikon: Die morphologischen, semantischen, phonologischen, usw. Eigenschaften der Wörtern werden auf mehrere Knoten verteilt gespeichert und deshalb werden nicht alle Eigenschaften des Zielwortes sofort zugänglich (vgl. Herwig 2001).

Andererseits zeigt der Fragebogen, dass die Motivation der Versuchspersonen relativ niedrig war. Die Motivationsniveaus, die die Probanden auf einer Skala von 1 bis 5 (1 – sehr niedrige Motivation, 5 – sehr hohe Motivation) markierten, waren durchschnittlich 2,55 für die Lernperiode und 1,22 für die Inkubationsperiode. Das durchschnittliche selbsteingeschätzte Kompetenzniveau in Schwedisch betrug nur 1,55, es kann also vermutet werden, dass die niedrige Selbsteinschätzung die Motivation der Probanden senken konnte. Was die Strategien zur Aufrechterhaltung der Schwedischkenntnisse betrifft, erwähnten fünf Versuchspersonen überhaupt keine Strategien. Dagegen markierten die vier anderen die folgenden Strategien im Fragebogen: das Sehen schwedischer Filme auf YouTube (zwei Personen), das Lesen schwedischer Internet-Seiten (eine Person), die Rückkehr zu den Notizen aus dem Schwedischkurs (eine Person), eine Rückkehr zu dem Handbuch (eine Person) und Korrespondenz mit einem Schweden oder einer Schwedin (eine Person).

5. Schlussfolgerungen

Das Kompetenzniveau der Probanden war zu niedrig, damit sie bestimmte Kenntnisse behalten und nutzen können (vgl. Riemer 2005). Der Lernkontext war auch nur universitär, ohne Sprachpraxis in natürlichen Kontexten (die einzige Ausnahme ist die Studentin, die mit einem Schweden oder einer Schwedin korrespondierte, aber der Charakter und die Dauer der Korrespondenz wurde nicht erwähnt). Überraschend ist aber der Mangel an positivem Transfer aus dem Deutschen, der auf ungenügendes Sprachbewusstsein hinweisen könnte, obwohl mehrsprachige Lerner im Allgemeinen erheblich sprachbewusst sind (Hufeisen 1998, 2000, Jessner 1999, Widła 2007). Es kann auch vermutet werden, dass sie wegen niedriger Motivation ihre strategische Kompetenz nicht einsetzten. Andererseits lässt es sich vermuten, dass manche Versuchspersonen sowieso Strategien einsetzten, aber es ist möglich, dass der strategische Transfer in ihrem Fall negativ war, indem er zur Produktion inkorrekturer Strukturen führte (vgl. Herdina/Jessner 2002:29). Die Studie zeigt jedoch interessante Fehlermuster im Bereich der Grammatik und der Lexik, einschließlich der Rechtschreibung. Gleichzeitig wurden manche Strukturen, wie z.B. die regelmäßige Pluralbildung von Adjektiven, von fast allen Probanden gut behalten und es lässt sich vermuten, dass solche Strukturen kognitiv als universell wahrgenommen werden. Die Probe war aber ziemlich klein, deshalb sollten noch andere Studien zu diesem Thema ausgeführt werden, um mehr Daten zu liefern.

Zitierte Literatur

- ALBERT R., 2002, La représentation des connaissances morphologiques chez les bilingues dans deux langues voisines, in: Müller-Lancé J./Riehl C.M. (Hg.), Ein Kopf – viele Sprachen: Koexistenz, Interaktion und Vermittlung, Aachen, S. 15-30.
- BRONS-ALBERT R., 1992, Verlust der Muttersprache in fremdsprachiger Umgebung, in: Info DaF 19, S. 315-325.
- BAHRICK H., 1984, Fifty years of second language attrition: implications for programmatic research, in: The Modern Language Journal 68, S. 105-118.
- BATES E. / MACWHINNEY B., 1989, Functionalism and the Competition Model, in: MacWhinney B./Bates E. (Hg.), The crosslinguistic study of sentence processing, Cambridge, S. 3-73.
- COHEN A. D., 1989, Attrition in the productive lexicon of two Portuguese third language speakers, in: Applied Psycholinguistics 20, S. 135-147.
- COOK V., 1992, Evidence for multicompetence, in: Language Learning 42, S. 557-591.
- COOK V., 1996, Competence and multi-competence, in: Brown G./Malmkjaer K./Williams J. (Hg.), Performance and competence in second language acquisition, Oxford, S. 57-69.
- DE ANGELIS G. / SELINKER L., 2001, Interlanguage transfer and competing linguistic systems in the multilingual mind, in: Cenoz J./Hufeisen B./Jessner U. (Hg.), Cross-linguistic influence in third language acquisition: psycholinguistic perspectives, Clevedon, S. 42-58.
- DYMEL-TRZEBIATOWSKA H. / MROZEK-SADOWSKA E., 2007, Troll 1. Język szwedzki: teoria i praktyka. Poziom podstawowy, Gdańsk.
- FRANCESCINI R., 1999, Sprachadoption: der Einfluss von Minderheitensprachen auf die Mehrheit, oder: Welche Kompetenzen der Minderheitensprachen haben Minderheitensprecher?, in: Bulletin Suisse de Linguistique Appliquée 69, S. 137-153.
- GARDNER R. C., 1982, Social factors in language retention, in: Lambert R.D./Freed B.F. (Hg.), The loss of language skills, Rowley, S. 24-43.
- GARDNER R. C. / LALONDE R. N. / MACPHERSON J., 1985, Social factors in second language attrition, in: Language Learning 35, S. 519-540.
- GREEN D. W., 1993, Towards a model of L2 comprehension and production, in: Schreuder R./Weltens B. (Hg.), The bilingual lexicon, Amsterdam/Philadelphia, S. 249-277.
- HERDINA P. / JESSNER U., 2002, A dynamic model of multilingualism, Clevedon.
- HERWIG A., 2001, Plurilingual lexical organisation: evidence from lexical processing in L1-L2-L3-L4 translation, in: Cenoz J./Hufeisen B./Jessner U. (Hg.), Cross-linguistic influence in third language acquisition: psycholinguistic perspectives, Clevedon, S. 115-137.
- HUFEISEN B., 1998, Individuelle und subjektive Lernerbeurteilungen von Mehrsprachigkeit. Kurzbericht einer Studie, in: International Review of Applied Linguistics 36, S. 121-135.
- HUFEISEN B., 2000, How do foreign language learners evaluate various aspects of their multilingualism?, in: Dentler S./Hufeisen B./Lindemann B. (Hg.), Tertiär- und Drittsprachen. Projekte und empirische Untersuchungen, Tübingen, S. 23-39.
- JESSNER U., 1999, Metalinguistic awareness in multilinguals: Cognitive aspects of third language learning, in: Language Awareness 8, S. 201-209.
- KELLERMAN E., 1987, Aspects of transferability in second language acquisition, Nijmegen.
- MOORCROFT R. / GARDNER R. C., 1987, Linguistic factors in second language loss, in: Language Learning 37, S. 327-340.
- NÄF A. / PFANDER D., 2001, <Springing of> a <bruck> with an elastic <sail> – Deutsches im Englisch von französischsprachigen Schülern, in: Zeitschrift für Angewandte Linguistik 35, S. 5-37.
- NEISSER U., 1984, Interpreting Harry Bahrick's discovery: what confirms immunity against forgetting, in: Journal of Experimental Psychology: General 113, S. 32-35.

- RIEMER C., 2005, Erwerb und Verlust von Fremdsprachen. Pilotstudien zum Verlust der L2 Französisch, in: *Zeitschrift für Fremdsprachenforschung* 16, S. 217-233.
- SELIGER H. W. / VAGO R. M., 1991, The study of first language attrition: an overview, in: Seliger H.W./Vago R.M. (Hg.), *First language attrition: structural and theoretical perspectives*, Cambridge/New York/Port Chester/Melbourne/Sydney, S. 3-15.
- SHARWOOD-SMITH M. A., 1989, Crosslinguistic influence in language loss, in: Hyltenstam K./Obler L.K. (Hg.), *Bilingualism across the lifespan: aspects of acquisition, maturity and loss*, Cambridge, S. 185-201.
- WELTENS B. / GRENDL M., 1993, Attrition of vocabulary knowledge, in: Schreuder R./Weltens B. (Hg.), *The bilingual lexicon*, Amsterdam/Philadelphia, S. 135-156.
- WIDŁA H., 2007, *L'acquisition du français – langue troisième. Problèmes méthodologiques et implications pratiques*, Katowice.

Intertextuelle Relationen in der Hypertextstruktur

Das Internet erlaubt als erstes Medium nicht nur die Kommunikation mit einer fast uneingeschränkten Menge von Empfängern, aber auch die Verbindung verschiedener Dokumente, die Bildung von Verknüpfungen, das Verweisen zwischen Texten und Hypertexten, was bis vor kurzem kaum vorstellbar war. Heute ist der Sender im Cyberspace ein aktiver Sender, der Autor unterschiedlicher Inhalte. Im Rahmen dieser sprachlichen Handlung gestaltet er beliebig und kreativ Verweise zu einzelnen Texten und Hypertexten, d.h. er bildet intertextuelle Relationen, die in der virtuellen Welt einen transmedialen Charakter haben. In den Online-Medien gestaltet man jedoch die intertextuellen Verbindungen anders als in den traditionellen Medien und sie werden von anderen Faktoren bedingt.

In der traditionellen Auffassung lassen sich intertextuelle Relationen als folgende Sequenz beschreiben: Prätext – Text – Posttext. Vor dem Hintergrund der Entwicklung neuer Medien taucht die Frage auf, inwiefern die multimediale Umgebung, die Symbiose verschiedener Zeichensysteme, das Aufkommen neuer Hypertextsorten und neuer Hypertextmodule die Verifizierung der traditionellen Form der Intertextualität und die Identifizierung neuer Typen der Relation der Intertextualität erfordert. Das Ziel dieses Beitrags ist es deshalb, die Spezifik der intertextuellen Relationen in den Hypertextstrukturen zu beleuchten und ihre Typen im World Wide Web (WWW) vor dem Hintergrund traditioneller Klassifikationen der intertextuellen Bezüge zu identifizieren. Behandelt wird auch die pragmatisch-funktionale Dimension dieser Relationen und die Frage nach neuen Gestaltungsmöglichkeiten und Potenzialen hypermodaler Kommunikation. Doch zuerst wird allgemein auf die Definitionsperspektive und Hypertext als Konzept aus dem Blickwinkel der Intertextualität eingegangen.

1. Probleme mit der Definition

Mit Sicherheit haben weder Julia Kristeva noch Michail Bachtin, die Wegbereiter für das Interkulturalitätskonzept, geahnt, dass es auf die neue virtuelle Wirklichkeit erweitert werden muss, dass diese Realität überhaupt existieren wird und eine neue

Betrachtung dieses Konzepts erfordern wird. Aber auch Ted Nelson (1972), der Erfinder des Hypertextbegriffs, konnte das Ausmaß und die Entwicklung der hypertextuellen Anwendungen nicht vorhersehen. Unabhängig davon, ob wir die traditionellen Texte oder die Hypertexte betrachten, haben wir es mit gewissen Definitionsproblemen zu tun, die hier nur angedeutet werden. Allen Intertextualitätskonzepten liegt zugrunde, dass Texte sich auf andere Texte beziehen. Jeder Text wird in Beziehung zu einem früher entstandenen und empfangenen Text aufgefasst. Einerseits ist es möglich, den Text als eine geschlossene Ganzheit zu betrachten, andererseits kann man das Konzept Kristevas (1972) heranziehen, nach der ein einzelner Text überhaupt nicht existiert. Abhängig von dem der Definition der Intertextualität zugrunde liegenden Textkonzept unterscheiden wir zwei Auffassungen der Intertextualität: Eine breite und eine enge. Nach der breiten Auffassung existieren keine Texte/Hypertexte, sondern nur Intertexte. Jeder Text ist ein Intertext und es gibt nur Relationen unter ihnen. Dieser Radikalismus lässt sich jedoch nicht bestätigen, wenn man die Textwelt genauer anschaut. Es gibt Texte und die breite Auffassung der Intertextualität lässt sich nicht mit der realen Textwelt vereinbaren. Die enge Auffassung bezeichnet eine konkrete Form der Relationen zwischen den Texten.

Trotz den terminologischen Schwierigkeiten und der Vagheit der theoretischen Grundlagen des Intertextualitätskonzeptes sollte man ihn nicht verwerfen. Besonderer Berücksichtigung bedarf die enge Auffassung, denn sie ist methodologisch zugänglicher und sinnvoller. Das Konzept der Intertextualität ist dann brauchbar, wenn man es konkretisiert und die Ebene des Abstrakten verlässt.

2. Hypertext: Ein intertextuelles System?

Man kann nach Landow (1992) annehmen, dass der Hypertext von Natur aus ein intertextuelles System ist, dass er im Gegensatz zu einem Buch ein Potenzial zur Unterstützung und Hervorbringung der Intertextualität besitzt. Aber was bedeutet, dass Intertextualität ein konstitutives und inhärentes Element des Intertextualitätsprinzips ist? Was bedeutet, dass der Hypertext ein intertextuelles System ist? Man kann zurecht in diesem Kontext die provokative Frage stellen: Ist das Prinzip der Hypertextualität eine Ergänzung der Intertextualitätsidee oder eher ihre Parodie?

Hier wollen wir noch kurz auf die Idee der Intertextualität Kristevas (1972) zurückkommen. Intertextualität bedeuten nach ihrem Verstehen nicht nur eine Beziehung zwischen schon existierenden Texten, sondern auch zwischen den von dem Empfänger wahrgenommenen und den zukünftigen Texten. Demnach ist ein Text ein Schnittpunkt von existierenden und nichtexistierenden Texten. Die Aufgabe des Lesers besteht demnach nicht nur auf der Perzeption eines Textes, sondern auch auf dem Vorhersehen weiterer Texte und der Reaktion auf die gegebenen Texte. Hier äußert sich der generative Aspekt der Intertextualität. Nach Julia Kristeva beteiligt sich jeder Leser an der Transformation vom Zeichenmaterial und legt während der Lektüre eines Textes

Beziehungen zu anderen Texten fest. Der Empfänger sollte also Inferenzen bilden und den Text reorganisieren. In einer hypertextuellen Struktur dagegen wird der Leser mithilfe von Hyperlinks durch sie geführt, was seine Phantasie nicht aktiviert, sondern einschränkt. In diesem Sinne hat diese Situation wenig mit Intertextualität zu tun. Gering ist die Imaginationsleistung des Empfängers. Die Bildung der von dem Empfänger kreierten Relationen und der Bedeutungsbeziehungen zwischen den einzelnen Modulen werden blockiert. Er ist nicht der Autor der Assoziationen zwischen den Hypertextmodulen. Es ist ja bekannt, dass der Sender nur ausgewählte Wörter als Hyperlinks nutzt und nur sie werden entsprechend markiert. Der Schreiber lässt also nur bestimmte Assoziationen zu, andere hingegen werden nicht aktiviert. Man kann also zurecht behaupten, dass dies eher einer Persuasion ähnelt als der Intertextualität. Dem Empfänger stehen nicht beliebige Ausgangsworte als Assoziationsquellen zur Verfügung, sondern nur die von dem Schreiber ausgewählten semantischen Einheiten. Entweder folgt der Empfänger den im voraus programmierten Verbindungen oder nicht. Er schafft keine neuen Bezüge, sondern er bewegt sich auf schon festgelegten Bahnen. Berechtigt erscheint also die These von Matussek (1998:56), nach dem der Hypertext nicht die Idee der Intertextualität realisiert, sondern sie parodiert. Die Idee Bachtins (1979), dass der Sinn des Textes sich nicht nur in dem Text, sondern in der Interaktion mit anderen Texten befindet oder zeigt, gewinnt in der hypertextuellen Umgebung eine aktuelle Bedeutung. So gestaltet sich schließlich der Sinn von Modulen in einer Hypertextstruktur. Es ist sehr oft schwierig, ihren Sinn ohne Bezugsname auf andere Module zu sehen. Auf der anderen Seite ist es das Ziel, Module zu bilden, ohne dass zu ihrem Verstehen die Wahrnehmung anderer Module erforderlich wäre. Dies würde die Lektüre entscheidend erschweren.

Nach obigen Ausführungen ist es wichtig zu fragen, welche die zentralen charakteristischen Merkmale des Hypertextes in Bezug auf die Intertextualität sind und wo die früher abstrakten Ideen der Intertextualität wirklich angewandt werden können. Zu nennen sind hier nach meiner Überzeugung die zwei wichtigsten Aspekte:

Kollektives Schreiben – Das Internet erlaubt das Arbeiten verschiedener Autoren an einem gemeinsamen Text in Echtzeit. Diese Form des Arbeitens ist ein typisches Beispiel für das kollektive Schreiben. Der Leser im Hypertextsystem fungiert auch als Schreiber dank der physischen Verbindung mit schon existierenden Texten. Landow (1992:75) spricht hier von der kollektiven Autorschaft in einem sozialen Netzwerk.

Intermedialität – Das bedeutet, dass die Texte, die in einem Medium vorkommen, schnell in ein anderes übergehen können (z.B ein textueller Hyperlink zu einem Film, zu einer Folge eines Programms usw.).

Im Hypertext kommen als Ausdruck der Intertextualität auch Montagen und Mischformen von verschiedenen Hypertextsorten vor. Durch ihre Anwendung handelt der Sender unkonventionell, was die Aufmerksamkeit des Empfängers erhöht.

3. Die typologische Perspektive

Bei der ersten groben Einteilung der intertextuellen Relationen im Hypertext kommt uns das bekannte Konzept von Holthuis (1993) zu Hilfe, die typologische und referentielle Intertextualität unterscheidet. Die typologische Intertextualität ist die Relation zwischen den Exemplaren eines Hypertextes und Hypertextsorten (und auch traditionellen Textsorten). Es ist die sogenannte generische Intertextualität. Referentielle Intertextualität bezeichnet konkrete Relationen zwischen den Hypertexten (oder ihren Teilen/Modulen) und zwischen den Hypertexten und den Exemplaren linearer Textsorten (oder ihren Teilen). Für die genauere Einteilung der intertextuellen Relationen ist die Klassifikation nach Krause (2000) adäquat, die im Folgenden im Lichte der hypertextuellen Umgebung kurz behandelt werden.

Deiktische (referentielle) Intertextualität – Der Sender nimmt Bezug auf eine semantische Einheit aus einem Text oder weist auf einen folgenden Text hin (anaforsche und kataforische Bezüge). Im Hypertext finden wir diese Relation u.a. dann, wenn der Sender dem Empfänger Angaben erteilt, in welcher Rubrik, in welchem Modul er eine bestimmte Information findet oder gefunden hat.

Transformierende Intertextualität – Der Sender formuliert einen Basistext in einen oder mehrere neue Texte um. Die Transformation kann die Änderung der Textsorte nach sich ziehen. Sie muss sich nicht nach den identischen Regeln wie bei der kooperierenden Intertextualität vollziehen. Es können zahlreiche abgeänderte Varianten der Ausgangstexte entstehen. Zwei Typen dieser Relationen können hier unterschieden werden: Transformation mit Textsortenänderung und Transformation ohne Textsortenänderung¹. Mit der Transformation der Hypertextsorten ist die wichtige Frage verbunden, ob die elektronische Variante eines linearen Textes und seine Einfügung in eine hypertextuelle Struktur auch die Transformation der Textsorte nach sich zieht. Wird aus einem im WWW-Netz integrierten Text automatisch ein Exemplar einer Hypertextsorte? Die Antwort auf diese Frage hängt vom Grad der Transformation ab. Wenn wir es nur mit der Einfügung (durch einen Hypertextverweis) eines traditionellen Textes in die hypertextuelle Struktur (seine DOC- oder PDF-Form) zu tun haben, können wir den Text nach Storrer (2001:176) einen E-Text nennen. Wenn der eingefügte traditionelle Text eine modulare Struktur besitzt, dann können wir von einer Hypertextstruktur sprechen (z.B. hypertextuelle Variante einer Bedienungsanleitung). Eine weitere Möglichkeit der Adaptation eines traditionellen Textes an die Hypertextstruktur besteht, wenn in einem Modul einer Hypertextstruktur, z.B. ein Kochrezept, ein wissenschaftlicher Artikel mit einigen Links eingefügt wird. In diesem Fall haben wir es mit einer hypertextuellen Variante eines traditionellen Textes zu tun.

¹ Es geht in dem zweiten Fall um die Adaptation eines Textes an eine andere Textform. Auch im Hypertext haben wir es mit Kürzungen längerer Zeitungsartikel, mit Vereinfachungen der Texte und auch mit Zensur zu tun.

Inkorporierende Intertextualität – Bei dieser Art der intertextuellen Relationen gilt es zu entscheiden, ob ein konkreter Text alleine auftreten kann oder nur als Teil eines Ganzen fungieren kann. Auch in der hypertextuellen Welt ist die Frage legitim, ob und welche Strukturen, Hypertextsorten alleine oder als Teil von einer übergeordneten Hypertextstruktur auftreten können. Unabhängig kann z.B. eine hypertextuelle Auto-Präsentation einer Universität existieren, aber die Hypertextsorte *explizite Auto-Präsentation*², kann nicht alleine vorkommen. Ihre Existenz ist nur in der gesamten Struktur der Internetpräsentation der Universität möglich. Die Hypertextsorte *Auto-Präsentation einer Universität* bildet einen Rahmen für viele Exemplare anderer Hypertextsorten und traditioneller Textsorten (z.B. Artikel, Zusammenfassungen, Berichte usw.) und für viele andere für WWW-Strukturen typische Hypertextsorten.

Translatorische Intertextualität – Hier handelt es sich um Übersetzungen verschiedener Exemplare der Hypertextsorten. Außer den Übersetzungen gibt es auch an die jeweilige Kultur adaptierte Varianten einer Hypertextsorte. Das sind nicht wortgetreue Übersetzungen, sondern dem Lokalisationsprozess unterzogene Exemplare einer Textsorte in einer gegebenen Sprache.

Kooperative Intertextualität – In diesem Typ der Intertextualität geht es um eine direkte Beziehung zwischen ganzen Texten als Repräsentanten einer konkreten Textsorte. Zugleich drückt diese Beziehung eine Relation zwischen den Autoren der Texte aus (Polemik, Konflikt, Emailaustausch, Buch und Rezension, Werbekatalog und Bestellung, Vorschlag und Absage). Der Ausgangstext bildet eine Ganzheit, auf die sich der Kommunikationspartner bezieht. Als Reaktion im Kommunikationsprozess wird eine kooperative Textsorte erwartet. Wenn z.B. der Sender ein elektronisches Gästebuch auf seiner Internetseite hat, erwartet er Einträge seitens der Empfänger. Ein anderes Beispiel ist ein Webblog und alle Folgetexte, die sich auf ihn beziehen. Diese Relationen haben einen wechselseitigen Charakter. Der Relation: *Der frühere Eintrag im Webblog löst Erwartungen bezüglich des nächsten Eintrages aus*, entspricht die Relation: *Der Folgeeintrag erfüllt/erfüllt nicht die Erwartungen des früheren Eintrages*. Im Hypertext haben wir es mit einer gewissen strukturellen kooperativen Intertextualität zu tun. Die Bildung eines Moduls und in weiterer Folge einer Hypertextstruktur ist ein Ausgangspunkt für die Erweiterung der Struktur und weiterer Elemente wie Knoten und Module (z.B. die Rubriken *Gästebuch*, *Andere über uns*, *Leserforum*)³.

² Es ist eine Rubrik (z.B. *Über uns*, *Über unsere Universität* usw.), in der sich eine Universität direkt vorstellt.

³ In einer hypertextuellen Umgebung wird der Leser vermehrt animiert und explizit gebeten kooperierende Texte zu produzieren. Z.B. hat er auf vielen Internetportalen die Möglichkeit, fast jede Nachricht zu kommentieren, was in traditionellen Medien nicht möglich und oft nicht sinnvoll wäre. Solch ein Kommentar kann Reaktionen weiterer Leser auslösen, was zu Ketten kooperierender Texte führt.

4. Die pragmatisch-funktionale Perspektive

Es ist nicht möglich, an einem Beispiel einer Hypertextstruktur (einer WWW-Seite) den Reichtum aller Typen der intertextuellen Relationen und ihre funktionalen Aspekte aufzuzeigen. Zum Zwecke dieses Beitrags wurden 25 deutsche Internetseiten für alltägliche Konsumgüter im Hinblick auf die Präsenz von intertextuellen Relationen analysiert. Es lässt sich eine Tendenz für den intensiven und strategischen Gebrauch unterschiedlicher Verbindungen zwischen einem konkreten Produkt und anderen Texten/Hypertextmodulen, die sich auf es beziehen, beobachten. Beispielsweise lassen sich bei einer einfachen Hypertextseite eines alltäglichen Produktes (eines Buches) aus dem Auktionsportal Amazon sowohl typologische als auch referentielle Relationen identifizieren. Die durchschnittliche WWW-Seite des Produktes, die 9 Bildschirm-längen umfasst, enthält beispielsweise Relationen zu anderen Produkten, Rezensionen, Beschreibungen der Bücher von Journalisten und Kunden, Leseproben, Links, die zu Diskussionen einladen und Suchmaschinen, eine illustrierte Auflistung der Bücher, die von anderen Kunden gekauft wurden, eine Rangliste der Bücher, Einträge im Diskussionsforum über das Buch und seine Thematik. Typisch ist also die im Vergleich zu traditionellen Druckmedien große Anhäufung, Kondensation verschiedener intertextuellen Relationen. Ihre Vielfalt verhilft dem Sender, den Empfänger auf das Produkt aus unterschiedlicher multimodaler Perspektive aufmerksam zu machen. Zur Steigerung seines Interesses trägt auch der hohe Interaktivitätsgrad der verlinkten Texte bei.

Aus der durchgeführten Analyse der Internetseiten geht auch hervor, dass die Verwendung zahlreicher Verbindungen mit anderen Texten/Textsortenexemplaren eine persuasive Dimension besitzt. Im Hypertext hat der Sender die Möglichkeit, einen Link zu einem beliebigen multimodalen Dokument herzustellen. Er kann nicht nur ein Argument, Beleg, Beweis liefern, sondern sie auch mit einer zusätzlichen Verlinkung versehen, die ein Argument interaktiv und multimodal stützen kann. Die Attraktivität des Produktes wird größer z.B. durch die hypertextuelle Verbindung seiner Beschreibung mit den positiven Einträgen, Meinungen anderer Kunden, Leser. Der Sender erzielt dadurch die Steigerung des Engagements und Interesses für das Produkt. Der zweite wichtige und im Kontrast zu den traditionellen Medien stehende persuasive Aspekt des kondensierten Gebrauchs von intertextuellen Relationen betrifft den sog. Liveness-Faktor. Er beruht darauf, dass der Sender verschiedene Signale der Anwesenheit und Aktivität anderer Nutzer auf einer WWW-Seite gebraucht. Der Leser gewinnt dadurch das Gefühl, dass sie auch intensiv von anderen Nutzern besucht wird. Dadurch sollte er eine virtuelle Verbundenheit mit ihnen empfinden. Den Liveness-Charakter betonen solche Module wie: Angabe der Besucherzahl, Foren, Diskussionen, die letzten Einträge, Befragungen, Resultate der Umfragen, Felder zur Registrierung⁴. Ihr Gebrauch

⁴ Beispielsweise finden wir auf der Internetseite des Online-Jugendmagazins „Checked4you.de“ u.a. folgende Liveness-Module: Meinungsforen, Newsabo, Beratung finden, Klingeltöne gratis, Fragen, Login, Hast Du Fragen?.

ist ein Element der Kommunikationsstrategie des Senders⁵. Nicht selten bezweckt der Sender durch das erzielte Engagement des Lesers und die Individualisierung der Kommunikation mit ihm die Angabe seiner persönlichen Daten in einem speziellen Dialogfeld. Der Autor kann diese Angaben für den weiteren Kontakt mit dem Leser nutzen.

5. Fazit

Die Analyse des gewählten Materials zeigte, dass der Gebrauch der intertextuellen Verbindungen (unter Einsatz der symbiotischen Nutzung verschiedener Zeichencodes), ihre Kondensation und Präsenz in Liveness-Modulen, dem Leser nicht vordergründig als Navigationshilfe dient. Die Platzierung, Anbringung dieser Relationen in Form von Hypertextmodulen ist ein Schlüsselement einer Gestaltungsstrategie einer Webseite. Zuerst wird die Aufmerksamkeit des Empfängers aktiviert, dann sein Engagement. Konkrete Handlungen, Aktivitäten werden ausgelöst. Neben dem Interesse am Informationsangebot wird auch das Interaktivitätsbedürfnis erweckt und gestillt, gesichert. Nicht nur die Inhalte auf manchen Internetseiten sind persuasiv, sondern auch die Art und Weise, wie der Benutzer durch die „Module-Stationen“ geführt wird und welche intertextuellen Relationen von ihm aktiviert werden. Das sprachliche Handeln des Senders, ausgedrückt und geprägt durch die strategische Verwendung der intertextuellen Relationen, gestaltet sich nach dem Motto: Je länger der Benutzer eine WWW-Seite besucht, desto größer die Persuasionsstärke und die Wahrscheinlichkeit, dass er die Inhalte nicht nur oberflächlich wahrnimmt, sondern sich in die Hypertextstruktur vertieft und die Informationen bewusst analysiert.

Zitierte Literatur

- BACHTIN B., 1979, Die Ästhetik des Wortes, Frankfurt am Main.
- HOLTHUIS S., 1993, Intertextualität. Aspekte einer rezeptionsorientierten Konzeption, Tübingen.
- KRAUSE W. D., 2000, Kommunikationslinguistische Aspekte der Textsortenbestimmung, in: Krause W.D. (Hg.), Textsorten. Kommunikationslinguistische und konfrontative Aspekte, Frankfurt am. Main u.a., S. 34-67.
- KRISTEVA J., 1972, Probleme der Textstruktur, Köln.
- LANDOW G. P., 1992, Hypertext. The Convergence of Contemporary Critical Theory and Technology, Baltimore/London.
- MATUSSEK P., 1998, Hypomnemata und Hypermedia. Erinnerung im Medienwechsel: die platonische Dialogtechnik und ihre digitalen Amplifikationen, in: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 72, S. 264-278.

⁵ Diese Prinzipien des sozialen Einflusses sind nicht neu und werden natürlich in traditionellen Medien angewandt, aber in einer virtuellen Struktur hat der Sender die Möglichkeit, sie in unmittelbarer Nähe anzubringen.

- NELSON T. H., 1972, As We Will Think, in: Nyce J.M./Kahn P. (Hg.), From Memex to Hypertext: Vannevar Bush and the Mind's Machine, Boston, S. 245-259.
- STORRER A., 2001, Schreiben, um besucht zu werden. Textgestaltung fürs World Wide Web, in: Bucher H.J./Püschel U. (Hg.), Die Zeitung zwischen Print und Digitalisierung, Opladen, S. 173-205.

Soziale Netzwerke als digitale Plattformen und multimediale (Hyper)texte mit intertextuellen Bezügen. Versuch einer textlinguistischen Begriffsbestimmung

1. Einleitung

Web 2.0 basierte Texte und Hypertexte, dank ihrer durch Hyperlinks zwischen Hypertext-Knoten verknüpften Struktur, sind für viele Internetbenutzer die schnellste Informations- und Unterhaltungsquelle. Ein ziemlich neues Phänomen stellen digitale soziale Internet-Netzwerke dar, in denen die Mitglieder die Möglichkeit haben, sich zu beliebigen Themen zu äußern, ihre Bilder und Videos zu präsentieren und Kontakt zu Freunden und Bekannten aufzunehmen bzw. aufrechtzuerhalten. Eine im Rahmen geltender Gesetzgebung und Nutzungsbedingungen gewährte Meinungsfreiheit eröffnet neue Horizonte für viele Internetuser, sich frei und ohne jegliche Einschränkungen sprachlich zu bewegen, was sowohl für die moderne Linguistik als auch für die Medienwissenschaft von Interesse ist. In dem Beitrag wird ein Versuch unternommen, soziale Web 2.0 basierte Netzwerke textlinguistisch zu bestimmen. Es wird folgenden Fragen nachgegangen: Was für Hypertexte sind soziale Netzwerke und welche Rolle spielen dabei intertextuelle Bezüge? Als Beispiel von digitalen sozialen Netzwerken gilt in dem Beitrag www.facebook.com. Die Website wurde 2004 eröffnet und nach den neusten Angaben im September 2010 betrug die Zahl der aktiven Benutzer über 500 Millionen, was bedeutet, dass jeder 14. Mensch auf der Welt Facebook-User ist¹.

2. Text- und Hypertextstrukturen in sozialen Netzwerken. Externe intertextuelle Verweise. Beispiel: Facebook (FB)

Soziale Netzwerke, so wie andere Hypertextstrukturen, sind „nichtlineares bzw. nonsequenzielles textuelles Gebilde – die einzelnen Texteinheiten bilden kein Nacheinander“ (Taborek 2004:637). Nach Storrer (2000:25) nehme ich an, dass es drei prototypische

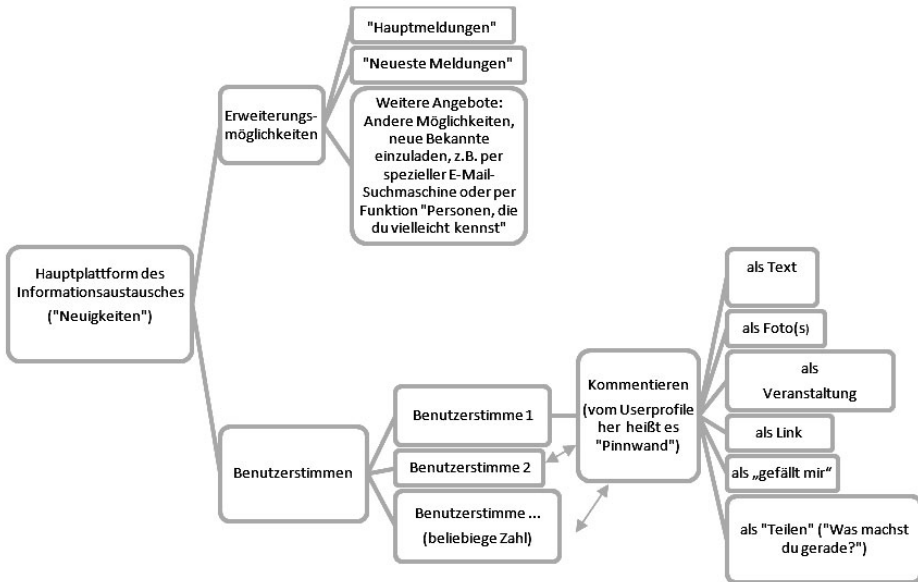
¹ Nach <http://en.wikipedia.org/wiki/Facebook>.

Strukturarten der Verknüpfung der Texteinheiten zu einem Hypertext gibt: netzwerkartig, hierarchisch und linear (sequenziell), d.h. ein Hypertext bildet ein breites Netzwerk von Verknüpfungen, die immer hierarchisch sind und bestimmte Sequenzen bilden (so wie typische Frage-Antwort-Strukturen). Taborek (2004:638) ist der Ansicht, dass sie sich beliebig kombinieren lassen, und sehr selten kann man sie in ihrer reinen Form finden. Hypertexte beruhen auf Verweisen², u.a. auf unterschiedlichen Informationen, Definitionen, Erweiterungen, verwandten Themen oder Orientierungsproblemen. Sie können (so Storrer 2000:15) intern (verweisen auf eine bestimmte Stelle oder eine bestimmte Seite des aktuellen Hypertextes) oder extern sein. Zu den externen Verweisen zähle ich (nach u.a. Taborek 2004 und Kuhlen 1991) sog. **inter(hyper)textuelle** Verweise, die heutzutage nicht nur durch rein textuelle, sondern auch durch andere Linktypen realisiert werden können, wie z.B. Video- oder Audiodateien.

Die gesamte Hypertextstruktur der sozialen Netzwerke kann (dank der Entwicklung der modernen IT-Technik) unter Umständen beliebig erweitert werden. Die Menge und der Umfang der Texte und der mit ihnen verbundenen Hypertexte, die auf digitalen interaktiven Netzplattformen entstehen, hängen sowohl von der Anzahl der Bekannten ab, die als „Freunde“ hinzugefügt werden können, als auch von der Aktivität des jeweiligen Internetbenutzers selbst. Denn je größer die Aktivität im Rahmen des Benutzerprofils ist, desto größer kann die Zahl der potentiellen Rückmeldungen sein (in Form von Kommentaren mit oder ohne Anhänge: Fotos, Videos, Links oder Veranstaltungen). Als die wichtigste Plattform dienen die sog. „Hauptmeldungen“, die dann erweitert werden können, indem man die Funktionen „neueste Meldungen“ (bzw. „ältere Beiträge“) aktiviert oder weitere Angebote in Betracht zieht (z.B. die Möglichkeit, neue potenzielle Freunde einzuladen). Als „Hauptmeldungen“ werden einzelne Aktivitäten der Facebook-Benutzer verstanden, die dann weiter beliebig kommentiert werden können (von dem jeweiligen Profilbesitzer selbst oder von anderen Usern, die man als „Freunde“ beobachten kann), bzw. es wird die Funktion „gefällt mir“ betätigt. Ein „gehobener Daumen“ ist ein typisches Symbol für Unterstützung oder Zustimmung und wird von allen Usern auf die gleiche Weise verstanden, weil es nicht nur den kurzen Text („gefällt mir“) unterstützt, sondern auch konnotativ wirkt (mehr dazu Stöckl 2004:13). Die allgemeine Hypertextstruktur des sozialen Netzwerks „Facebook“ kann folgendermaßen geschildert werden³:

² Mehr dazu u.a. bei Nielsen 2000.

³ Sehr ähnlich sieht die Hypertextstruktur anderer sozialen Netzwerke aus. MySpace.com oder twitter.com bieten fast identische Online-Dienstleistungen an. Oft haben sie andere Namen, die aber gleiche Funktionen ausüben. Solche Internetdienstleistungen wie youtube.com betrachte ich dagegen nicht als soziale Netzwerke, weil ihre Hypertextstruktur nur auf schlichten Verlinkungen basiert (Kommentieren durch Texte, Kommentieren durch andere multimediale Objekte). Solche Online-Dienste sind eher inhaltsorientiert (es überwiegen Videos) und konzentrieren sich weniger auf die einzelnen User (Selbstpräsentationsmöglichkeiten sowie das Herausbilden einer Gemeinschaft sind daher begrenzt).



Die obige Struktur kann selbstverständlich im Rahmen jedes einzelnen Benutzerprofils beliebig erweitert werden. Die einzelnen User können sich interne Nachrichten schicken.

Die besondere Stärke der Knoten der Hypertextstruktur von sozialen Netzwerken liegt meiner Ansicht nach darin, dass sie viel häufiger als auf typischen WWW-Seiten (z.B. von Dienstleistungsanbietern oder Unternehmen-Homepages) durch multimediale Objekte gebildet werden. Texte werden meistens um die asynchronen Elemente (wie Links, die auf Töne oder Videos verweisen) oder statische Objekte (wie Bilder oder Graphiken) gebaut. Zum ersten Mal in der Netzgeschichte ist es möglich geworden, sich nicht nur durch klassische Texte bzw. Textausschnitte auf Sachverhalte zu beziehen, sondern auch diese durch andere Bilder und/oder Videos zu kommentieren, die als dynamische Objekte gelten, weil ihre genaue Ausgestaltung beim Erstellen des jeweiligen Hypertextes noch nicht exakt bekannt ist⁴. Der jeweilige Benutzer kann nicht nur zu einer unbekanntem Gruppe potentieller Empfänger Monologe führen, sondern auch mit anderen sprechen.⁵

⁴ Seit 2004 (d.h. seit der Entstehung der meisten sozialen Netzwerke) gibt es immer mehr Internetseiten, die direkte Verlinkungsmöglichkeiten mit Applikationen von WWW-Seiten wie myspace.com, twitter.com oder facebook.com haben. Dadurch können die Internetbenutzer sofort reagieren, wenn sie ein Thema (in Form eines Textes oder eines multimedialen Objektes) interessant finden oder es mit anderen teilen möchten. Es ist heutzutage auch kaum vorstellbar, dass ein Internetanbieter keine Kommentärmöglichkeiten zur Verfügung stellt.

⁵ Thompson (1995:93) nennt dies „mediated interaction“, die z.B. in klassischen Foren kein richtiger Dialog sein kann (zeitliche Verzögerung), weil es technisch gesehen keine Plattform gibt, die es anderen Usern ermöglichen würde, sofort zu reagieren. Diese Tatsache ist auch damit verbunden, dass klassische Foren andere Aufgaben zu erfüllen haben: Sie dienen vor allem dem Informationsaustausch und nicht unbedingt typischen Gesprächen

3. Inter(hyper)textuelle Bezüge in sozialen Netzwerken.

Beispiele von Facebook (FB)

Die neuesten Studien⁶ belegen, dass für die meisten Facebook-User die Möglichkeit des Selbstkreierens und der Bildung einer beliebigen privaten Gesellschaft am wichtigsten ist (durch den unterschiedlich intensiven Kontakt und Informations- oder Medienaustausch zwischen anderen Usern, die als „Freunde“ hinzugefügt werden). Aus der Fabernovel Studie aus dem Jahre 2007 geht hervor, dass FB die Nummer Eins unter Fotoapplikationen im Netz geworden ist. Mehr Freunde auf FB werden auch durch die Funktion „Veranstaltungen“ eingeladen (Konzerte, Ausstellungen, Partys usw.) als durch den inzwischen in vielen Ländern bekannte Online-Service www.evite.com. Jeder FB-Benutzer kann für sich selbst ein userfreundliches Netz von kostenlosen Online-Diensten gestalten. Die Meinungsfreiheit ist praktisch unbegrenzt⁷ (man kann auf unterschiedliche Art und Weise seine Meinung äußern: sowohl dialogisch als auch monologisch). Dem Prozess des Selbstkreierens werden also keine Grenzen gesetzt. Auch die Sprache ist kein Problem mehr⁸. Eine von über 70 Sprachversionen kann dabei eingestellt werden. Im sprachlichen Sinne sind intertextuelle Verweise (mit eventuellen interbildlichen Bezügen) besonders interessant, weil sie ein breites Spektrum von Ausdrucksmöglichkeiten und weit verstandener Kommunikation in sozialen Netzwerken darstellen. Nach Broich/Pfister (1985:31ff.) wird die Intertextualität als eine sprachliche Situation verstanden, wenn nicht nur der Autor des Textes sich der Verwendung anderer Texte in seiner Aussage bewusst ist, sondern es auch erwartet wird, dass der Rezipient diese intendierten Beziehungen versteht. Selbstverständlich müssen sich die eventuellen Markierungen, wenn nicht explizit (direkte Verweise auf unterschiedliche Quellen), dann implizit beziehen, d.h. es werden in Phänotexten (in den bezugnehmenden Texten) nur gewisse Strukturen oder Elemente des sog. Referenztextes übernommen (vgl. Janich 2008, 178). In Anlehnung an Dieter (2008), Broich/Pfister (1985), Janich (2008), Opilowski (2008) sowie Rybszleger (2010) unterscheidet sich zwei Typen von Referenzen.

A. **Einzeltextreferenz**, die sich auf folgende Elemente beziehen kann:

- Zitate (d.h. vollständige oder unvollständige Übernahmen: modifizierte Zitate/Modifikationen). Nach Dieter (2008) nehme ich an, dass man besonders durch

oder dem Selbstkreieren vieler User.

⁶ Zum Beispiel die Fabernovel Studie (abrufbar unter: <http://www.slideshare.net/fabernovel/facebook-study>) oder die polnische Studie der Zeitschrift „Polityka“ vom Juni 2010 (siehe: <http://www.polityka.pl/rynek/ludzie/1506556,2,prawdziwe-oblicze-tworcy-facebooka.read>).

⁷ In wenigen Ländern wurde FB verboten oder ist nicht online-verfügbar, u.a. in Pakistan, Syrien, China, Vietnam, im Iran, Usbekistan und Nordkorea (Quelle: <http://en.wikipedia.org/wiki/Facebook>).

⁸ Im Gegensatz zu sozialen Netzwerken funktionieren nur wenige Chats in zwei oder mehreren Sprachen. Sprachbarrieren verhindern dann eine reibungslose Kommunikation.

Zitate (teilweise auch Anspielungen) die Identifizierung mit einer Gruppe verstärken kann, indem man auf gemeinsame Gruppenvorlieben Bezug nimmt oder auf (teilweise negierte) Texte distanzierend oder parodistisch verweist (z.B. Verfremdungen).

- Anspielungen auf einen Referenztext durch die Übernahme von lexikalischen Strukturen oder durch Verwendung zentraler lexikalischer Elemente (vgl. Janich, 2008:189). Sie sind (vgl. Holthuis 1993:92) eine semantisch organisierte oder zur Tiefenstruktur gehörende Referenzstrategie; Referenztext und Phänotext (d.h. der Bezug nehmende Text) sind auf der Oberfläche syntaktisch-strukturell nicht identisch; es gibt nur einen mittelbaren Bezug.
- Hypertextuelle Links, die textuell verstärkt werden/sind. Ich meine hier nicht Links selbst, die die wichtigsten Einheiten einer jeden Hypertextstruktur sind, sondern Links, die entsprechende Texte (seltener Bilder) mit anderen Texten und/oder Bildern verbinden. Die verlinkten Texte (bzw. Texte, die eine Art Einführung oder Kommentar zu Links sind) beziehen sich dann mehr oder weniger unmittelbar zu nachfolgenden Links.

Referenztext	Herkunft des Referenztextes	Phänotext	Kommentar
„To The Faithful Departed“	Albumtitel	<i>To The Faithful Departed</i> L <i>It's dedicated to all those who have gone before us. Nobody knows exactly where these people are but I know we would like to believe it...</i>	Zitat: Typische Anknüpfung an einen Titel (Album der irischen Rockgruppe „The Cranberries“). Nicht immer werden Zitate entsprechend markiert (dies ist typisch für Online- Texte)
„Highway To Hell“	Songtitel	<i>A: I am on the highway to hell</i> <i>B: Gdzie tam, tylko Ci się wydaje... gdzie Ty masz u nas autostradę, która sięgałaby tak daleko ;]</i>	Modifiziertes Zitat: Typische Anknüpfung an ein bekanntes Zitat (Songtitel der australischen Rockgruppe „AC/DC“).
„I don't like Mondays“	Songtitel	<i>A: or tuesday's like this one..</i>	Link mit textueller Verstärkung: Bezug durch einen Link zur Seite www.dailymotion.com . Gegenseitige Verstärkung der Anspielung und des Links (Text – Link – Bild oder anderer Text). Der Eintrag wurde an einem Dienstag gemacht.

Referenztext	Herkunft des Referenztextes	Phänotext	Kommentar
„... uśmiech twojej mamy kiedy do- staje kwiaty bezcenny. Za wszystko inne zapłacisz kartą VISA“ (unterschiedliche Versionen des Werbetextes)	Werbepspruch	<i>A: moment, w którym zdajesz sobie sprawę z tego jak bardzo nic nie robisz... bezcenny</i>	Anspielung: der Autor bezieht sich parodistisch auf einen bekannten Werbe- spruch des Kreditkartenun- ternehmens VISA

Tabelle 1: Beispiele der Einzeltextreferenz

B. **Systemreferenz/Mustertextreferenz** – dazu „zählen Bezüge von Phänotexten auf Textmuster, auf Textsorten oder literarische Gattungen“ (Janich 2008:192).

Referenztextmuster	Phänotext	Kommentar
Telegramm	<i>A: Maria STOPP liebe dich STOPP alles gute zum Geburts- tag STOPP B: Danke mein Lieber STOPP ;-)</i>	Sowohl der Autor als auch der Emp- fänger der Nachricht bedienen sich des Textmusters „Telegramm“, das in diesem Kontext witzig klingt.
Märchen	<i>A: Eines Tages gab es ein schö- nes Mädchen, das Lady Gaga hieß.. B: Ehh.... soll es ein Märchen sein oda wie? ;-) A: nÄ... ein echtes Story... C: haha J</i>	Alle Beteiligten verstehen den system- referenziellen Bezug auf Märchen, der noch durch einen entsprechenden Link (ein Kurzfilm auf You Tube über die angeblich schnelle Karriere der po- pulären amerikanischen Popsängerin Lady Gaga)

Tabelle 2: Beispiele der Mustertextreferenz

Sowohl Einzeltext- als auch Mustertextreferenzen können m.E. auch **interbildlich** (d.h. über den visuellen Code) realisiert werden⁹. Ich meine hier Bilder, Symbole, Ikonen, Bezüge auf die graphische Gestaltung des Originals sowie Falschlogos, die ich als semiotische Spiele mit bekannten, tief verwurzelten, Text-Bild-Beziehungen verstehe.¹⁰ Sie sind jedoch relativ selten in sozialen Netzwerken zu finden, obwohl die Anzahl von Bildern und Videos, auf die Bezug genommen wird, imposant ist. Es lässt sich wohl dadurch erklären, dass die meisten Bezüge auf graphische Elemente eher

⁹ Ich stütze mich dabei u.a. auf die Arbeiten von Janich (2003), die Anspielungen der Wer- bung auf unterschiedliche Märchenbilder untersuchte sowie Studien von Androutsopoulos (1997), der sich mit Piktogrammen und unterschiedlichen Falschlogos befasste.

¹⁰ Mehr dazu bei Opilowski 2008 und Rybszleger 2010.

direkt sind und nicht interbildlich (d.h. in ihrem Inhalt und Umfang identisch bzw. den Inhalt anspielend). Interbildlichkeit in unterschiedlichen Netzgesprächen/Foren oder Diskussionen zu beschreiben, bedarf noch genauer Forschung.

4. Fazit

Die in diesem Beitrag gezeigten intertextuellen Hypertextverweise können davon zeugen, dass Hypertexte in heutigen E-Texten und E-Strukturen immer mehr Funktionen haben. Sie dienen nicht mehr dem schnellen Auffinden des Wissens (vgl. Bardini 1997:3), sondern ermöglichen ein schnelles Reagieren auf Beiträge anderer User. Die externen intertextuellen Verweise gewährleisten auch Reziprozität, die für die meisten User am wichtigsten zu sein scheint. Nicht nur navigiert man im Netz, viel mehr versucht man, andere Benutzer zu kontaktieren und durch die von ihnen zur Verfügung gestellten Bestände zu nutzen¹¹. Diese Quellen werden oft entsprechend kommentiert und zusätzlich ergänzt. Die dadurch entstehende Struktur ist nach wie vor praktisch endlos und kann beliebig erweitert werden. Mehr als zuvor erfüllt sie aber andere Bedürfnisse der Internetbenutzer, die nicht mehr nur nach Informationen oder Tipps suchen, sondern auch Spaß haben möchten. Die Idee der Selbstdarstellung oder Selbstverwirklichung im Netz kann endlich in Erfüllung gehen, was früher (vor 2004, das als Jahr der Entstehung der meisten Social Networks gilt) nur begrenzt möglich war. Nittnaus (2002) bemerkt: „Selbstverwirklichung im Netz findet schriftlich statt, was den Netzbenutzern die Zeit gibt, über ihre Äußerungen nachzudenken und über die Art, wie sie sich präsentieren wollen. Ebenso finden sämtliche Interaktionen mit anderen schriftlich statt, oftmals zeitverzögert (in Emails oder Online-Foren) und immer mit einer gewissen Anonymität.“ Bedeutet es also, dass im Zeitalter des Facebooks der Begriff „Anonymität im Netz“ zur Vergangenheit gehört?

Zitierte Literatur

- ANDROUTSOPOULOS J. K., 1997, Intertextualität in jugendkulturellen Textsorten, in: Klein, J./ Fix, U. (Hg.), Textbeziehungen. Linguistische und literaturwissenschaftliche Beiträge zur Intertextualität, Tübingen, S. 339-372.
- BARDINI T., 1997, Bridging the Gulfs: from Hypertext to Hyperspace, in: JCMC 3 (<http://jcmc.indiana.edu/vol3/issue2/bardini.html>), 03.11.2010).
- BROICH U. / PFISTER M., 1985, Intertextualität. Formen, Funktionen, anglistische Fallstudien, Tübingen.
- DIETER J., 2008, Schlagt die Germanistik tot – färbt die blaue Blume rot. Gedanken zur Intertextualität, unter: <http://www.jolifanto.de/intertext/intertextualitaet.htm> (30.07.10).
- HOLTHUIS S., 1993, Intertextualität. Aspekte einer rezeptionsorientierten Konzeption, Tübingen.
- JANICH N., 2003, Werbesprache. Ein Arbeitsbuch, Tübingen.

¹¹ Vgl. dazu auch Maciejewski 2009:49.

- JANICH N., 2008, Intertextualität und Text(sorten)vernetzung, in: Janich N. (Hg.), *Textlinguistik. 15 Einführungen*, Tübingen.
- KUHLEN R., 1991, *Hypertext. Ein nicht-lineares Medium zwischen Buch und Wissensbank*, Berlin/Heidelberg/New York.
- MACIEJEWSKI M., 2009, *Gatunki hipertekstu w perspektywie tekstologicznej. Analiza na przykładzie internetowych prezentacji przedsiębiorstw*, Poznań.
- NIELSEN J., 2000, *Is Navigation Useful?*, unter: <http://www.useit.com/alertbox/20000109.html> (03.11.2010).
- NITTNAUS E., 2002, *Das vernetzte Individuum. Identität im Zeitalter des Internets* (unveröff. Diplomarbeit), unter: <http://thesis.nittnaus.ch/files/paper-identity.pdf> (03.11.2010).
- OPIŁOWSKI R., 2008, *Die Interbildlichkeit und deren sprachliche Unterstützung in den Titelseiten des Magazins „Der Spiegel“*, in: *Zeitschrift für Angewandte Linguistik* 49, Frankfurt am Main, S. 45-72.
- RYBSZLEGER P., 2010 (im Druck), *Interbildlichkeit und Intertextualität in deutschen und polnischen Stickern*, in: *Materialien der internationalen Tagung „Felder der Sprache. Felder der Forschung“* in Lodz.
- STÖCKL H., 2004, *Die Sprache im Bild – Das Bild in der Sprache*, Berlin/New York.
- STORRER A., 2000, *Was ist »hyper« am Hypertext?*, in: Kallmeyer W. (Hg.), *Sprache und neue Medien. Jahrbuch des Instituts für deutsche Sprache 1999*, Berlin/New York.
- TABOREK J., 2004, *Verweisung im Hypertext*, in: *Linguistische Studien im europäischen Jahr der Sprachen*, Frankfurt am Main, 637-645.
- THOMPSON J., 1995, *The media and modernity: a social theory of the media*, Cambridge.

Das Bild der Sprache. Zur typographischen Gestaltung der Sprache in Werbetexten

Die Werbekommunikation ist ein kommunikativer Prozess mit dem Ziel, durch Kommunikationsmittel die Verhaltensweisen gemäß den Werbezwecken zu verändern bzw. zu beeinflussen. Man kommuniziert mit der Erwartung, dass die Empfänger die Botschaft verstehen oder zumindest wahrnehmen. Für die Übermittlung der Informationen werden semiotische Zeichen verschiedener Art benutzt, die eine wahrnehmbare (eine visuell und/oder hörbar erkennbare) Form haben, hinter der sich ein Inhalt verbirgt und die in einem Kontext eingesetzt eine pragmatische Bedeutung haben. Die Wahrnehmung von Kommunikaten erfolgt heutzutage zu 78 % visuell (vgl. Radtke/Pilsani/Wolters 2009:180). Dieser Gesamttrend hin zur mehr Visualität zeigt sich auch in der Gestaltung der Print-Werbung. Die Werbung muss sich, um erfolgreich zu sein, einerseits an Bedürfnissen der Gesellschaft sowie ihrem Konsumverhalten und andererseits vor allem am kommunikativen Verhalten der jeweiligen Zielgruppe (Gewohnheiten, Erwartungen, usw.) orientieren sowie auf Änderungen und Entwicklungen der Kommunikationsmedien reagieren, die zum einen das kommunikative Verhalten der Gesellschaft berücksichtigen und es zum anderen prägen.

Analog zum Rezeptionsverhalten in der Kommunikation entwickelt sich die Aufmachung der Werbung. Diese Entwicklung wird darin ersichtlich, dass Bilder gewöhnlich zwei Drittel der Werbebotschaft einnehmen. Die Bedeutung der Werbetexte mit viel Fließtext scheint abzunehmen. Die Art und Weise, wie ein Werbetext aufgenommen oder sogar, ob er wahrgenommen wird, hängt wesentlich von der Art ab, wie er optisch gestaltet ist. Hier haben die visuellen Reize gegenüber Sprache einen wesentlichen Vorteil. Die Sprache, bzw. ihre schriftliche Gestaltung muss sich daher dem Trend zur Visualisierung anpassen. Dem Werbetexter (Werbegraphiker) stehen bei der optischen Aufmachung des Werbetextes (zumindest seiner Teile wie Schlagzeile oder Slogan) verschiedene Techniken und Kategorien wie Größe, Farbe, Positionierung der Textteile (Layout) im Werbetext usw. zur Verfügung. Die Schrift übernimmt durch die optische Gestaltung zum Teil die Funktion der Bilder und wird wie ein Bild betrachtet. Dies resultiert aus der Tatsache, dass die Schrift mit bildlichen Elementen solche Modalitäten wie Form, Größe und Farbe teilt und dadurch die Merkmale der Bilder übernimmt. Die

Tendenzen in der Gestaltung der Werbeanzeigen, die Visualisierung der Kommunikation und die Beliebtheit der Bilder in der Werbung haben Einfluss auf die Textgestaltung und auf die Verwendung von Sprache sowie die Farbgestaltung. Darüber hinaus muss sich die Verwendung von Sprache an die Erfordernisse der Empfänger anpassen, die ja vorwiegend visuell kommunizieren.

Die Begriffe der Typographie und der typografischen Aufmachung, die hier diskutiert werden, beziehen sich im weitesten Sinne auf die Kunst des Druckens. In den Medienwissenschaften versteht man unter Typographie die Gestaltung der Druckerzeugnisse und Erzeugnisse der elektronischen Medien und der Begriff wird auf Schrift-, Bild-, Flächen- und Farbgestaltung dieser Erzeugnisse angewendet (vgl. Ambrose/Harris 2007:20). Im Rahmen des vorliegenden Beitrags beschränke ich mich aus Platzgründen auf die typographische Gestaltung der Schrift und versuche am Beispiel einiger Werbetexte aufzuzeigen, welche Rolle der Schrift-Typographie zukommt und welche funktionale und formale Wirkung die typographischen Elemente in einem Werbetext haben können. In Bezug auf das hier diskutierte Problem wird der Begriff der visuellen bzw. optischen Sprache (vgl. Schrader/Biehne/Pohley 1991) angewendet. Die Typografie wird von Sahihi/Baumann (1987:68) definiert als „die Umsetzung sprachlicher Informationen in Schrift, wobei die Kommunikationsziele so wirkungsvoll wie möglich unterstützt werden sollen“. Die Werbetexter, die oft Werbegrafiker (Werbetextdesigner) sind, greifen auf formale Gestaltungsmöglichkeiten zurück, um die Botschaften verständlicher zu machen, damit sich der Inhalt in der Form widerspiegelt, bzw. einen assoziativen Hinweis auf den Inhalt gibt, der mit dem Produkt beziehungsweise mit dem Angebot in kausalem Zusammenhang steht. Sahihi/Baumann (1987:107) weisen im Zusammenhang mit der Bewertung des Schrift auf Folgendes hin: „Erfahrungsgemäß bewertet das breite Publikum Schrift nicht nur als Sprachwiedergabe, sondern empfindet, dass sie auch bestimmte gefühlsmäßige Vorstellungen erwecken kann, die der Werbeabsicht zu- oder abträglich sind“. Ein und dieselbe Typografie kann je nach Empfänger unterschiedliche Reaktionen hervorrufen, die von Sympathie und Zustimmung bis hin zur Gleichgültigkeit und Abneigung reichen können. Ferner kann die Gefahr bestehen, dass der Werbetext ausschließlich optisch wahrgenommen wird und die eigentliche Werbebotschaft beim zu starken Einsatz von visuellen Elementen übersehen wird. Darüber hinaus können bei zu starker Fokussierung der Aufmerksamkeit auf die Optik des Textes Vampireffekte (vgl. Schweiger/Schrattenecker 2005:196) auftreten. Daher kommt es dabei oft auf die Harmonisierung der Typografie mit den formalen und inhaltlichen Aspekten der verwendeten Sprache und Bilder an (vgl. Stöckl 2008:13). Stöckl weist darauf hin, dass „Schrift als visuelle Materialisierung von Sprache den beiden zentralen Zeichenmodalitäten, Sprache und Bild zu einer grafischen Einheit verhilft“ (2008:13). Zwar kann Stöckl (2008:14) durchaus zugestimmt werden, dass im Umgang mit Typografie an sich unbegrenzte kreative Freiheit herrscht, es muss jedoch auf die

erwähnten Gefahren und die Notwendigkeit einer Anpassung und Harmonisierung der Typografie mit dem Inhalt der Werbetextes hingewiesen werden, da sonst der Grundsatz gelten würde: je größer und farbiger, desto besser.

In der Fachliteratur (z.B. Jegensdorf 1980, Stöckl 2008) wird die Typografie als Kode betrachtet und ähnlich wie andere semiotische Codes in drei Dimensionen, d.h. Syntax, Semantik und Pragmatik unterteilt. In Anlehnung an Radtke/Pilsani/Wolters (2009:181-184) sollen drei Dimensionen der visuellen Sprache unterschieden werden. Bei der syntaktischen Dimension der typografischen Elemente geht es um die Frage, wie etwas dargestellt wird. In diese Dimension fallen solche Modalitäten wie Form, Farbe, Helligkeit, Textur, Anordnung und Positionierung der Zeichen. Hinter der typografischen Form steht der Inhalt, der mit der Form verbunden und konventionell festgelegt ist. Der Inhalt des typografischen Elements ist seine semantische Dimension. Diese typografische Graphemgestalt enthält Bedeutungspotenzen oder Hinweise auf die aktualisierte semantische Bedeutung, die in einem bestimmten Kontext variieren und bestimmt werden. Ersichtlich wird es am Beispiel der Farbe rot, die je nach Kontext Gefahr, verstärkte Achtsamkeit im Straßenverkehr, Wärme, Hitze im Kontext einer Wetterkarte oder Liebe und Geborgenheit suggeriert. Diese Zuordnung, die zwar durch häufige Verwendung z.B. einer bestimmten Schriftart und Farbe in einem bestimmten Kontext in Bezug auf einen Sachverhalt konventionalisiert wird, ist jedoch relativ vage. Weil gerade die Kopplung von typografischer Form und typografischem Inhalt wenig verbindlich ist, plädiert Stöckl (2008:16) dafür, Typografie als schwachen Kode zu begreifen. In den Bereich der pragmatischen Dimension fällt die Frage nach Zweck und Wirkung der typografischen Aufmachung. Die Form und der Inhalt löst, wenn die Form visuell wahrgenommen und semantisch begriffen wird, eine Reaktion aus. Im Falle der Werbekommunikation soll der Empfänger entsprechend der Werbeziele reagieren. Die Absicht des Produzenten und die beabsichtigte Reaktion des Rezipienten sind pragmatische Aspekte der Anwendung von typografischen Elementen.

Die drei angesprochenen Dimensionen müssen im Falle der Werbung eine komplexe formal-semantisch-pragmatische Größe bilden. Die Schwierigkeit besteht nun darin, solch eine mit einer Bedeutung versehene Form der Botschaft zu wählen, die den Rezipienten erreicht und auf ihn die beabsichtigte Wirkung ausübt. An dieser Stelle soll nicht versäumt werden, darauf hinzuweisen, dass es im Rahmen der semantischen Dimension nicht unproblematisch ist, von typografischer Semantik zu sprechen. Vielmehr handelt es sich um eine pragmatische Bedeutung, die erst in der Wirkung ersichtlich wird, z.B.: große Schrift signalisiert im Kontrast zur kleinen Wichtigkeit, fett markierte Schrift Trägheit, Handschrift Vertrauen, die Schrift Croobie im Vergleich zu Times New Roman Verspieltheit usw. Wie man sieht, entstehen die Effekte oft im Kontrast klein-groß, dick-dünn, kursiv-grade, links-rechts usw. Auch der Kontext, in dem die jeweilige typografische Technik oft wiederholt eingesetzt wird, trägt wesentlich

zur Entstehung der Konnotationen bei. Dabei kommt es nicht selten vor, dass diese Konnotationen je nach Kontext unterschiedlich aktiviert werden. Ersichtlich wird dies am Beispiel der mit der NS-Propaganda assoziierten Schriftart Fraktur, die bereits im 15. Jahrhundert entstanden ist.

Wie Stöckl (2008:17) mit Recht bemerkt, ist „die semantische Autonomie der Typografie als Codesystem dadurch eingeschränkt, dass typografisch generierte Bedeutungen einerseits vage und extrem kontextsensibel sind und sie andererseits auf die in Sprache und Bild erzeugten Bedeutungen angewiesen bleiben“. Daher kann Hirner (2007:109) nicht zugestimmt werden, wenn er sagt: „Die Art der Schrift und Aufmachung wird zur eigenständigen, zusätzlichen Werbebotschaft“. Die Typografie darf sich in einem Werbetext nicht verselbständigen und vom Inhalt der Werbebotschaft ablenken. Im besten Fall nimmt die typografische Gestaltung Bezug auf den Inhalt der Aussage. Sie steht mit Sprache und Bild in einer inhaltlichen Beziehung, sodass sich ihre pragmatische Bedeutung aus der Interaktion typografischer Gestaltung mit dem linguistisch transportierten Sinn ergibt (vgl. Stöckl 2008:18). Typographische Gestaltung vermittelt keine semantische Bedeutung im Sinne von Mitteilen oder Informieren, sondern steuert zusätzliche Bedeutungsinhalte, indem sie die eigentliche Werbebotschaft verstärkt, auf den Inhalt der Aussage lenkt, eine Brücke zwischen Sprache und Text schafft, oder der Gewinnung der Aufmerksamkeit dient. Die erwähnte Beziehung muss jedoch nicht nur auf Anpassung oder Übereinstimmung beruhen. Gerade beim kreativen Umgang mit Typografie ist es oft der Fall, dass gegen die Harmonie zwischen Sprache und Bild werbewirkungsvoll verstoßen wird.

Typografische Elemente werden durch einen entsprechenden Einsatz zum zusätzlichen Gestaltungsmittel der Kommunikation. Ein Kriterium, das aber stets bei der Auswahl der typografischen Elemente beachtet werden muss, ist die Lesbarkeit. Es liegt auf der Hand, dass die Wirkung eines Textes unmittelbar von der Lesbarkeit abhängt. Jeder macht beim Lesen die Erfahrung, dass es Schriften gibt, die gut lesbar sind, und andere, die schlechter gelesen werden können. Schlecht lesbare Schriften führen zur Verminderung der Aufmerksamkeit oder zur Desinteresse an der Werbung. Es genügt jedoch nicht zu fragen, ob die Schrift, oder überhaupt welche typografische Aufmachung lesbar ist, sondern wofür, für wen und für welche Lesebedingungen sie gut lesbar ist. Für meine Überlegung stellt sich die Frage, welche Elemente der Typografie, in welchen Texten und für welche Rezipienten und mit welcher Wirkung eingesetzt werden, damit sie im Prozess des aktivierenden und inszenierenden Lesens wahrgenommen werden. Das Kriterium der Lesbarkeit lässt sich als generelles Prinzip für die Übermittlung aller Botschaften formulieren.

Im Folgenden sollen am Beispiel einiger Werbetexte ausgewählte Techniken der optischen Aufmachung von Werbetexten illustriert werden. Aus Platzgründen werden nur einige Gestaltungselemente diskutiert und Verallgemeinerungen geäußert, die für die



Abb.3



Abb. 4

Durch die typografischen Hervorhebung wird das Auge des Betrachters automatisch auf genau die Informationen gelenkt, die er dem Text in erster Linie entnehmen soll. Im Falle des Beispiels (3) ist es *der 1.Klasse-Effekt* und in (4) *schlaue Eltern*.

Bei längeren Texten, die nicht gelesen werden, übernimmt die Typografie eine wichtige Funktion. Die Teile der Texte werden normalerweise gemäß dem Zeilenfall erfasst, die Größe, entsprechende Markierung und die Farbe der Schrift können jedoch die Reihenfolge der zu verarbeiteten Textteile bestimmen und somit die Verarbeitung steuern. Ersichtlich wird dies an folgenden Beispielen.

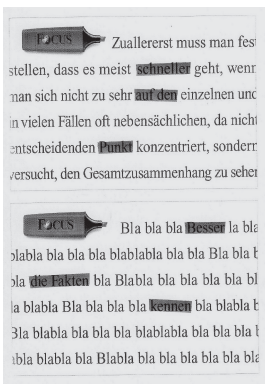


Abb.5

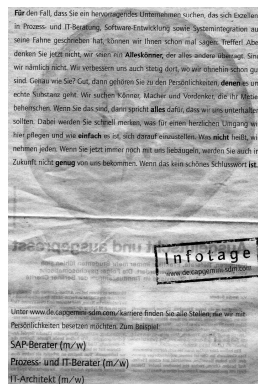


Abb. 6



Abb. 7

Dadurch wird die Reihenfolge der visuellen Wahrnehmung der Textelemente festgelegt. Die Größe der Schrift und der Fettdruck lassen eine klare Ordnung erkennen. So kann der Rezipient Unwichtiges leicht aussortieren bzw. Wichtigeres schnell erfassen.

In vielen Fällen bedienen sich die Werbegrafiker bei der optischen Gestaltung der Werbung mehrerer typografischer Elemente zugleich. Im Beispiel (9) liegen verschiedene Schriftgrößen, Kursivschrift, Unterstreichung und Farbgebung vor. Bei der Wahl der

typografischen Techniken soll wie bereits erwähnt das Kriterium der Lesbarkeit beachtet werden. Die verminderte Lesbarkeit kann die Wahrnehmung beeinträchtigen und zur Abschwächung der Werbewirkung führen. Ein Beispiel für eine schlechte Lesbarkeit stellt die Anzeige (8) dar.

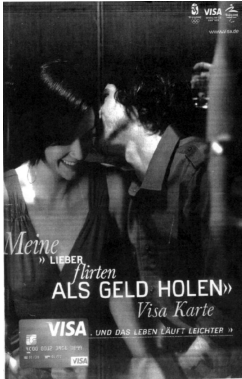


Abb. 8



Abb. 9

Die Gefahr, die bei der Werbebotschaft entsteht, liegt darin, dass die optische Gestaltung von der eigentlichen Sachaussage ablenkt bzw. die Sachaussage verändert. Im Text soll sich daher nur das typografisch abheben, was betont werden soll. Hier werden alle Textteile durch die Änderung der Schriftart, Großbuchstaben, Kurschrift, Fettdruck und Einsatz von eckigen Klammern typografisch hervorgehoben. Die Typografie verliert ihre Wirkung, weil zu viele unterschiedliche Elemente eingesetzt werden, was dazu führen kann, dass die Werbeanzeige im ersten Augenblick Verwirrung stiftet und den Betrachter nach dem Sinn der Botschaft suchen lässt.

Andererseits kann gerade die verminderte Lesbarkeit den Effekt verstärken, wie bei den folgenden Werbeanzeigen.



Abb. 10



Abb. 11

Durch die Einsparung von Buchstaben, was auf den ersten Blick die Lesbarkeit beeinträchtigt, wird ein Zusammenhang zu Eigenschaften des geworbenen Produkts erzeugt.

Wenn man bedenkt, dass Erwachsene normalerweise in sprunghaften Bewegungen lesen, d.h. ohne die einzelnen Buchstaben wahrzunehmen, so kann gesagt werden, dass die visuelle Rezeption von Texten dem Betrachten eines Bildes gleicht oder zumindest ähnelt. Der optische Text muss laut dem Gesagten gut lesbar sein. Dabei handelt es sich um das Gesetz der Erfahrung. Der Mensch liest nur den Anfang und das Ende des Wortes und ergänzt die fehlende Buchstaben, er liest sozusagen das Bild der Schrift. Wenn man eine Form (in diesem Fall ein Wort) kennt, ergänzt die Wahrnehmung fehlende Teile automatisch. Das Gesetz der Erfahrung begründet auch das Überlesen von Rechtschreibfehlern aber vor allem Tippfehlern. Das Gehirn setzt vorhandenes Wissen ein und liest automatisch das richtige Wort, auch wenn es falsch geschrieben ist. Dabei muss, wie in (10) und (11) ein Zusammenhang zwischen den Sprachfehlern, dem Bild und der Aussage bestehen. Der Rezipient bekommt ein visuelles Signal, das ihm Konnotationen zum Produkt liefert.

Hirner (2007:109) stellt in Hinsicht auf die Schriftart die Frage, welche Schrift in Bezug auf die jeweilige Werbebotschaft die passende darstellt und merkt vorab an, dass eine einzige passende Schrift, also eine Art typografisch allgemein gültiges Patentrezept für die Schriftwahl, nicht existiert. Generell jedoch kommt es bei der Auswahl der Schrift darauf an, dass sie zum Inhalt des Textes passt bzw. dass sie in einem inhaltlichen Zusammenhang mit der Sprache steht. Allerdings gibt es Unternehmen, in deren Werbung die gleiche Schriftart benutzt wird, die mit dem Unternehmen assoziiert wird. Die Hausschrift hat die Aufgabe, das Unternehmen langfristig zu repräsentieren, daher darf sie keinen Modetrends unterliegen. Als Beispiel sollen die Hausschriften der bekannten Autohersteller dienen: Die Hausschrift des Unternehmens BMW ist die Helvetica, die von Audi die Verdana, von Mercedes Daimler die Corporate und von Volkswagen A.G die Futura. Durch die häufige und langfristige Verwendung tragen sie zur Imagebildung des Unternehmens bei und zeugen von der Kontinuität des Unternehmens. Die Schrift kann mit anderen typografischen Elementen das Selbstverständnis des Unternehmens transportieren und als emotionale Appellwirkung funktionieren sowie die Wiedererkennung gewährleisten. Generell jedoch gibt es, wie bereits erwähnt, keine Regeln für die Schriftwahl, die den Erfolg der Werbebotschaft garantieren.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass der Leser durch die typografische Gestaltung einen Hinweis zur Orientierung in der Informationsvielfalt eines Werbetextes erhält. Durch die optische Aufmachung wird die inhaltliche Wertung und Gewichtung von Informationen markiert. Ein Werbetext, der keine Differenzierung und Gewichtung der Information durch Typographie kennt, lässt den Leser mit einer unstrukturierten Menge von Informationen alleine und überlässt dem Rezipienten die Reihenfolge der Verarbeitung der Informationen, was ja wiederum nicht mit dem Werbeziel übereinstimmen kann. Für eine wichtige Information im Werbetext ist es unumgänglich, dass sie ins Auge fällt. Das Prinzip der Akzentuierung ist für die Werbekommunikation von herausragender Bedeutung, da erst dadurch eine klare Ordnung,

eine Hierarchie unter den einzelnen Elementen entstehen kann. Dass sich die optische Gestaltung als ein perfektes Mittel zur werblichen Beeinflussung eignet, liegt daran, dass man die Wirkungsweise optischer Gestaltung nur unbewusst wahrnimmt, ihr aber in hohem Maße unterliegt, sodass die Interpretation von Informationen in die gewünschte Richtung gesteuert werden kann. Die Typografie, gut eingesetzt, wirkt ansprechend und weckt Interesse am Inhalt. Dabei müssen die optischen Reize mit der Sachaussage übereinstimmen bzw. sich ergänzen. Durch die typographische Aufmachung erscheinen entsprechende Textteile als kommunikativer Schwerpunkt und dienen als optischer und inhaltlicher Einstieg in das Werbekommunikat. Typografie erfüllt unterschiedliche Aufgaben: Sie kann auch schmücken, ordnen oder Akzente setzen. Die Dekorationswirkung entsteht dadurch, dass Formen auf Menschen stimulierend wirken und vor allem Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Hervorgehobene Elemente erscheinen auf den ersten Blick interessanter und steigern dadurch auch die Erinnerungsleistung. Durch die gesetzten Akzente kann die typografische Markierung zur Klärung bestimmter Inhalte und zur Verständlichkeit der Werbebotschaft beitragen. Sie hat auch immer eine gefühlsmäßige Komponente und kann einerseits semantische verstandesgesteuerte Assoziationen und andererseits psychische Reaktionen wie Zufriedenheit und Verständnis hervorrufen, die dann auf die Wahrnehmung, ferner auf das individuelle Denken und Handeln Einfluss nehmen, was für die Werbekommunikation eine wesentliche Rolle spielt. In Bezug auf die typografische Aufmachung gilt für die Print-Werbung Folgendes: Typografie ist zwar nicht alles, aber alles ohne Typografie ist nichts.

Zitierte Literatur

- AMBROSE G. / HARRIS P., 2007, Grundlagen der Typografie, München.
- HIRNER R., 2007, Linguistische Untersuchungen an Werbeheadlines von Anzeigen der FAZ, SZ und des Stern 2004, Hamburg.
- JEGENDORF L., 1980, Schriftgestaltung und Textanordnung. Theorie und didaktische Praxis der visuellen Kommunikation durch Schrift, Ravensburg.
- LACHMANN U., 2002, Wahrnehmung und Gestaltung der Werbung, Hamburg.
- RADTKE S. / PISANI P. / WOLTERS W., 2009, Handbuch Visuelle Mediengestaltung, Berlin.
- SAHIHI A. / BAUMANN H., 1987, Kauf mich! Werbe-Wirkung durch Sprache und Schrift, Weinheim.
- SCHRADER E. / BIEHNE J. / POHLEY K., 1991, Optische Sprache. Vom Text zum Bild. Von der Information, Hamburg.
- SCHWEIGER G. / SCHRATTENECKER G., 2005, Werbung. Eine Einführung, Stuttgart.
- STÖCKL H., 2008, Werbetypographie – Formen und Funktionen, in: Held G./Bendel S. (Hg.), Werbung – grenzenlos. Multimodale Werbetexte im interkulturellen Vergleich, Frankfurt am Main, S. 13-36.

Text- und Bildkulturen in der Kontakttextsorte „Cover“. Ein intra- und interkultureller Blick

1. Zur Text- und Bildkultur im multimodalen Cover

Der alltägliche Umgang mit Texten und Bildern, deren Produktion und Rezeption in neuen oder auch in alten, bereits bewährten Medien und Textsorten führt zu einer Etablierung bestimmter formaler und thematischer Konventionen. Auf dieser Grundlage lassen sich dann multimodale Texte als zu einer Textsorte bzw. einem Medium gehörig erkennen. Die Voraussetzungen für diese Normen sind der wiederholte Gebrauch formaler und thematischer Mittel in vielen Textexemplaren, die ein konstantes Muster eines multimodalen Textes hervorbringen. Offensichtlich werden solche Normen nicht selten gebrochen, was jedoch die jeweilige Textsorte in ihrer Konvention anreichert. Der formale und inhaltliche Diskurs ist also eine Bedingung für die kommunikative Wirksamkeit einer Textsorte in einer medialen Umgebung.

Diese **diskursive Praxis in Wort und Bild** lässt sich sehr anschaulich in relativ knappen und oft genutzten Textsorten bemerken und nachvollziehen. Zu diesen gehört ohne Zweifel die erste Titelseite jedes Magazins und jeder Zeitschrift, die als die sog. Kontakttextsorte Cover in der medienwissenschaftlichen Forschung bezeichnet wird: „Covers sind allgegenwärtige Kontakttexte, deren multimodale Beschaffenheit, die visuelle und verbale Elemente zu komplexen Zeichen kombiniert, mit der Intention verknüpft ist, im Überangebot auf dem Informationsmarkt die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit zu erregen“ (Held 2005:323). Covers realisieren einerseits unveränderbare Muster des Text- und Bilddesigns, d.h. konstante Textstruktur, typische Farben und charakteristische Schriftarten. Nur dann können sie der Aufgabe gerecht werden, als Erkennungszeichen eines Presstitels zu gelten. Andererseits müssen sie untypische, originelle Inhalte anbieten, um einen Leserkreis zur Lektüre und zum Kauf eines Presstitels anzuregen.

Diese Herausforderung bewältigen Covers aus thematischer Sicht durch anspruchsvolle Text- und Bildbeziehungen mit anderen Texten und Bildern, die bereits im kollektiven Gedächtnis einer Kulturgemeinschaft verankert sind. Philologische Forschung hat

schon längst für die Textreferenzen das Phänomen der **Intertextualität** festgelegt. Für den anderen Fall der Bezüge der Bilder zu anderen Bildern postuliert die Bild- und Medienwissenschaft den Begriff der **Interikonizität**.¹ Das Zusammenwirken beider Referenzarten auf einer Titelseite gestattet eine spannende und manchmal rätselhafte Semiose zu bilden, was das Interesse potentieller Leser weckt und das Hauptziel anspruchsvoller und persuasiv wirksamer Covergestaltung ist.

Derartige Rekurrenzen in Wort und Bild haben jeweils einen unterschiedlichen Fokus. Zum einen können sich Titelseiten auf unterschiedliche Quellen beziehen und diese dazu verändern, wie z.B. sprachliche Bezüge zu Titeln populärer Songs oder Filme oder ikonische Bezüge zu bekannten Gemälden wie auch Filmmotiven. Interessanter wird es, wenn man zwei Kulturen in demselben Referenzrahmen vergleicht. So bediene ich mich im Folgenden deutscher und polnischer Covers, die Bezüge zu internen und externen Text- und Bildkulturen herstellen.²

Unter einer **Text- und Bildkultur** verstehe ich im Rahmen der intertextuellen und interikonischen Bezüge tradierte, archivierte und erkennbare Texte und Bilder, die in der kollektiven Erinnerung einer oder mehrerer Kulturgemeinschaften präsent sind. Solche Texte und Bilder gelten dann als Prätexte und Präbilder, denen jeweils früher entstandene sprachliche Texte und ikonische Abbildungen zugrunde liegen. Je nach der kulturell internen oder externen Referenz von Text und Bild werden demnach sprachliche oder bildliche Kultureme in der sog. Intrakultur oder Interkultur aktiviert.³

2. Intrakultur – kulturell interne Text- und Bildreferenzen

In einem deutschen, polnischen oder auch anderskulturellen Cover begegnen wir landestypischen Texten oder Bildern, die für einen fremden Leser bzw. Betrachter nicht bzw. eingeschränkt identifizierbar sind. Für sprachliche Texte ist es dann eine Regel,

¹ Zur Theorie der Interikonizität vgl. Kessler/Hellwig 2004, Rose 2006, Zuschlag 2006, Gamber 2007, Opiłowski 2008.

² Einen interkulturellen, auf sprachlich-ikonische Vertextungstypen abzielenden Vergleich der Zeitschriften-Covers führt Held (2005) durch. Unter den italienischen, französischen und deutschsprachigen Titelseiten zeigen die italienischen die meisten ikonisch-sprachlichen Variationen und originellen Abweichungen mit dem Vergnügenseffekt. Französische Covers bewegen sich zwischen einer offensichtlichen Kohärenz und der Symbolizität, während österreichische auf verständliche ikonische Beziehungen setzen (vgl. Held 2005:339).

³ Buggisch (2008:103-124) bezieht u.a. den Kulturem-Bereich für die Analyse der Kulturspezifik der Nahrungsmittelwerbung in Deutschland, Großbritannien und Italien ein. So unterscheidet sie sprachliche, bildliche und typographische Kultureme, unter denen typographische Kultureme in italienischen Werbeanzeigen die größte Verwendung finden. Zur Kulturemtheorie vgl. Oksaar 1988.

aber im Falle der semiotisch nicht kodierten Bilder können bestimmte kommunikative Inhalte und Funktionen trotzdem verstanden werden. In der Intrakultur referieren Covers also auf in einer Sprach- und Kulturgemeinschaft geschaffene und dort verbreitete Texte und Bilder. Transkulturelle Kodes im Sinne von zu vermittelnden Bedeutungen von multimodalen Texten über einzelkulturelle Grenzen hinweg werden daher nicht aktiviert (vgl. Rathje 2008:45). So beschränken sich die Referenzen in der Intrakultur auf **einzelkulturelle Kodes**.



Abb. 1: Der Spiegel, Nr. 6/2007



Abb. 2: Focus, Nr. 41/2007

Das erste Beispiel des deutschen Covers (Abb. 1) bezieht sich auf eine Illustration zum Märchen „Die Sterntaler“ der Gebrüder Grimm. So entsteht eine **interikonische Relation**. Das Märchenbild wird im Grunde genommen nicht modifiziert und spiegelt das Hauptmotiv des Märchens wider, d.h. Taler als verdiente himmlische Gabe für das arme Mädchen. Nur noch die Über- und Unterschriften stehen gleichsam im Widerspruch zum Märcheninhalt, weil das märchenhafte Mädchen nichts geerbt, sondern durch seine guten Taten die Taler verdient hat. Diese Uminterpretation regt den Leser umso mehr zur Lektüre des Hauptartikels in diesem „Spiegel“-Heft an. Held (2006) schreibt den auf Covers abgebildeten Personen und Figuren die Funktion der Personalisierung zu und die hier vorhandene Personalisierung wäre nach Held (2006:116) als eine ikonische Ausdrucksform mit dem Belebungs- und Dramatisierungsverfahren einzustufen. Denn eine Märchenfigur wird im neuen Kontext eines aktuellen Themas belebt und so evoziert sie Emotionen infolge der Verknüpfung des Alten mit dem Neuen.

Eine andere Titelseite (Abb. 2) referiert **intertextuell** auf die filmische Detektivserie „Tatort“. Dieser Filmtitel als Prätext funktioniert dabei als ein Signalwort, das zusammen mit dem Bild kriminelle Verbrecherfälle und deren Gründe betont. So wird auch beim flüchtigen Lesen und nur beim Hinschauen das Leitthema dieses Focus-Heftes



Abb. 3: Polityka, Nr. 28/2006

vermittelt. Da deutsche Leser über ein umfangreiches und festes Vorwissen über diesen Film sowie über das vorher genannte Märchen verfügen, können sie unproblematisch sowohl das Präbild und den Prätext erkennen und im Rezeptionsprozess des Covers entsprechende Bedeutungsmotive aktivieren.

Auf dem polnischen Cover von „Polityka“ haben wir bereits mit zwei Strategien der Referenz zu tun, mit der **interikonischen** und **intertextuellen** auf einmal. Das Titelbild stellt zwei polnische Spitzenpolitiker, den verstorbenen Präsidenten Lech Kaczyński und seinen Zwillingsbrüder Jarosław Kaczyński. Beide werden nicht umsonst zeichnerisch dargestellt, weil dieses Titelbild auf den alten Kinderfilm „Zwei, die den Mond gestohlen haben“ anspielt. In diesem Film haben Brüder Kaczyński als zwölfjährige Blondsöpfe die Hauptrollen gespielt. Da beide Politiker im aktuellen Titelbild als junge Schauspieler nicht mehr zu erkennen sind, erfüllt der abgebildete Mond die Funktion des referenziellen Bildverweises. Aus dieser Referenz geht ein ironisierender Blick auf die Politik der Brüder Kaczyński hervor: Einst haben sie den Mond gestohlen, d.h. die Welt nahezu beherrscht, und bis zum tragischen Tod von Lech Kaczyński regierten sie über ganz Polen und determinieren die Weltpolitik, wenn man ihre Macht als eine harte und kompromisslose Politik in der EU und in der Welt ansieht. Die weitere Referenz in der sprachlichen Überschrift *Nasz prezydent, nasz premier* (dt. ‚Unser Präsident, unser Premier‘) unterstützt die interbildliche Relation eher nicht und wenn schon dann lediglich durch die formale Wiederholung des Possessivpronomens *nasz* ‚unser‘. Die Überschrift spielt ihrerseits auf den 1989 in der Wendezeit etablierten politischen Spruch an: „Wasz prezydent, nasz premier“ (dt. ‚Euer Präsident, unser Premier‘). Dementsprechend könnte ein deutscher Leser dem aktuellen Bild-Text-Bezug der ersten Cover-Seite bloß eine generelle Brüderähnlichkeit entnehmen.



Abb. 4: Focus, Nr. 18/2010



Abb. 5: Der Spiegel, Nr. 1/2004

3. Interkultur – kulturell externe Text und Bildreferenzen

Viel mehr Beispiele lassen sich in der referenziellen Interkultur der Covers aufsuchen, in denen **transkulturelle Kodes** zum Einsatz kommen. Dabei haben sowohl Präbilder als auch Prätexte eine europäische oder weltliche Reichweite. Bei Prätexten gilt offensichtlich der fremdsprachliche Wortlaut, aber der Autor oder die Quelle haben dann einen internationalen Charakter.

So zeigt sich in Abb. 4 eine leicht modifizierte Skulptur der Venus von Milo, die in erster Linie als Symbol der antiken weiblichen Schönheit gilt. Das **Präbild** wird auf diesem Cover jedoch als Symbol von Griechenland genutzt, worauf die Headline *Griechenland – und unser Geld!* hindeutet. Die Headline konkretisiert daher die polyvalente Bedeutung des Bildes und lenkt das Augenmerk auf eine bestimmte Bildsemantik. Eine ebenso



Abb. 6: Newsweek Polska 31/2009



Abb. 7: Polityka, Nr. 10/2007

interkulturelle Geltung hat der bekannte Spruch von Immanuel Kant auf der Titelseite in Abb. 5. Die Abbildung von Kant und die eindeutige Unterschrift lassen hier keinen Zweifel über die Autorschaft dieses **Prätexes**.

Auch auf polnischen Covers bekannter Magazine, wie z.B. „Newsweek“ und „Polityka“, fehlt nicht an interkulturell gültigen **Bild- und Textreferenzen**. Auf dem Cover in Abb. 6 wird das Hakenkreuz sichtbar, das sehr gelungen mit der Unterschrift korespondiert – *Powstanie oczami Niemca* (dt. ‚Warschauer Aufstand in Augen des Deutschen‘). Das Präbild macht hierbei tatsächlich einen Eindruck, als ob jemand durch es auf den Kampf in Warschau schauen würde. Das andere Cover in Abb. 7 präsentiert die polnische Headline *Młodzież psuje się od szkoły* (dt. ‚Die Jugend stinkt von der Schule‘). Dieser intertextuellen Schlagzeile liegt das Sprichwort zugrunde: „*Ryba psuje się od głowy*“ (dt. ‚Der Fisch stinkt vom Kopf‘). Der Austausch von zwei Nomina Fisch und Kopf gegen Jugend und Schule hebt direkt thematisch relevante Lexeme hervor und formuliert einen eindeutigen Hinweis auf die Problematik des Leitartikels.

4. Text- und Bildkulturen in kollektiven und mentalen Prätexen und Präbildern

In der referenziellen Intra- und Interkultur sind nachweisbare und explizite Text- und Bildrelationen verortet. Eine entscheidende Mehrheit der Referenzen in Covers, aber auch in Artikelbildern, in der Werbung, in Computerspielen oder auf Internetseiten befindet sich in einem besonderen Referenzraum. Hier kann man auf keine einzelnen und einmaligen Präbilder und Prätexen hinweisen. Trotzdem stellen wir als Rezipienten der Titelbilder Bezüge zu uns bekannten Abbildungen, bildlichen Mustern und Strukturen oder anderen bildlichen Konstellationen her. Der kommunikative Diskurs, aus dem sich derartige Prätexen und Präbilder ergeben, ist damit umfangreicher, aber auch weniger durchschaubar als im Falle der expliziten Prätexen und Präbilder. Wir erkennen also dann in einem Titelbild mehr oder weniger deutliche Ähnlichkeiten mit anderen bildlichen Darstellungen, die wir schon einmal, irgendwann und irgendwo, in einer anderen Kommunikationssituation oder in einem anderen Kontext gesehen haben. Zwei Beispiele mögen diesen Fall verdeutlichen:

Ein Paradebeispiel für kollektiv realisierte und mental archivierte Präbilder sind prominente Gesichter in Titelbildern. Worauf beruht dann der Identifikationsprozess, d.h. der Bezug von einem Titelbild zu einem Präbild? In Abb. 8 sehen wir ein Foto von Helmut Kohl, der ohnehin in der Schlagzeile namentlich genannt wird. Unsere Erkenntnis läuft von diesem Titelbild zu einer näher unbestimmten Menge von Fotos, Abbildungen und Fernseh Bildern mit Helmut Kohl. So verfügen wir über ein mentales, prototypisches Abbild des Bundeskanzlers, der im Falle eines aktuellen Pressebildes aktiviert wird. Das letzte Beispiel in Abb. 9 mit dem Titeltext *Agent tygodnia* (dt. ‚Spion der Woche‘) hat im Hintergrund eine rätselhafte, verdunkelte männliche Figur, die sehr gut unserer

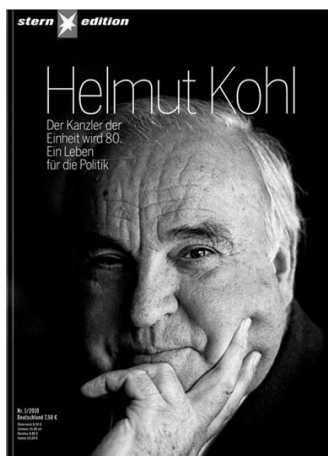


Abb. 8: Stern Edition, Nr. 1/2010



Abb. 9: Polityka, Nr. 4/2007

Vorstellung eines Spions entspricht. Wiederum können wir hierbei auf keinen einzelnen und einmaligen Film oder eine Abbildung mit einer solchen Figur hinweisen. Unser Präbild ist ein mental gespeichertes und kollektiv konstruiertes.

5. Fazit

Der sprachlichen und ikonischen Covergestaltung scheinen keine Grenzen gesetzt zu werden. In der Intrakultur ist die Auswahl der Prätexte und Präbilder dann treffend, wenn sie originell und geistreich eine persuasive Funktion der Werbung für ein Magazinheft durchsetzen. In der Interkultur haben die Covergestalter eine größere Auswahl in den prätextuellen und präbildlichen Inhalten und ermöglichen eine internationale Rezeption, insbesondere dass führende Magazine weltweit verkauft werden. Die Globalisierungstendenzen zwingen die Covergestalter dazu, universell gültige, d.h. transkulturelle Codes in der Sprache und im Bild zu verwenden. Die Globalisierung in der Kommunikation soll aber nicht pejorativ verstanden werden, weil globale Prozesse „nicht zur Konvergenz des kulturellen Ausdrucksrepertoires, sondern zu seiner Anreicherung“ führen (Rathje 2008:49). Die aktuelle Werbeproduktion fasst Rathje (2008:39) wie folgt zusammen: „So viel Differenzierung wie nötig, so viel Standardisierung wie möglich“. Dieser Trend macht sich auch in Covern bemerkbar, die vornehmlich im Raum der Interkultur angesiedelt sind. Der unerwartete, spielerische und kombinatorische Umgang mit Prätexten und Präbildern zieht nach sich neue Blicke auf vermittelte Bedeutungen, auf tradierte Interpretationen und bewegt die Entwicklung der Text- und Bildkultur samt ihrer Wahrnehmung und Relevanz: „Durch den produktiven und kreativen Gebrauch globaler Ressourcen konstituieren sich Kulturen ständig neu“ (Winter 2003:277).

Eine völlige Homogenisierung internationaler Rezeptionsgruppen und ferner eine globale Standardisierung der Marketingkommunikation ist eher unmöglich (vgl. Buggisch 2008:97). Denn jede Übernahme und jeder Aufstieg einzelkultureller Kodes in den Bereich transkultureller Kodes bringen ständig neue Semantik in der Interkultur hervor.

Der Umfang und die Qualität der intertextuellen und interikonischen Relationen sind dabei unterschiedlich. Sie reichen von intermedialen Referenzen über Zitate und Anspielungen auf einzelne Präbilder und Prätexte bis zu Bezügen zu nicht einzelnen, sondern kollektiven Prototypen von sprachlichen und ikonischen Frames. Früher entstandene und in Covers eingebettete Texte und Bilder erweisen sich als spektakuläre Mittel zur kurzen, aber effektiven und pointierten Vermittlung von Informationen und Appellen. Die Bezüge zu diachronischen und aktuellen, wahren und fiktiven Figuren spiegeln persuasive Tendenzen Strategie im Populärjournalismus, vor allem in der Personalisierung der Text- und Bildbotschaften wider (Held 2006:108). Sie fesseln die Aufmerksamkeit, ermöglichen das Einfügen neuer, unbekannter Bedeutungen eines Pressetitels in vertraute, ikonische und textuelle Umgebung. Die Evozierung des Vergnügens und der Unterhaltung trägt ebenso zur Text- und Bildakzeptanz und zum Lesen des Blattes bei. Spielerisch-kreative Inszenierungen von Sprache und Bild überschreiten Grenzen gängiger Kommunikationsnormen, zeichnen sich durch Norm- und Konventionsferne aus, treiben an und lösen engagierte Massenkommunikation aus. Im Hinblick auf notwendige Effekte in kurzen und persuasiv wirkenden Textsorten wie Cover, Print-, Film- und Online-Werbung, Plakat oder Internet-Homepage erfüllen Prätexte und Präbilder eine schwierige Aufgabe der Leserwerbung und der Leserführung durch das Erwecken von Neugier, das Aufbauen von Spannung und das Vermitteln anspruchsvoller Persuasion.

Zitierte Literatur

- BUGGISCH B., 2008, Nahrungsmittelwerbung und Kulturspezifik. Ein interkultureller Vergleich, in: Held G./Bendel S. (Hg.), Werbung – grenzenlos, Frankfurt am Main, S. 95-124.
- GAMER E.-Ch., 2007, Überlegungen zur Interikonizität. Malewitsch, Duchamp, Warhol und die Mona Lisa, in: Herrmann K./Hübenthal S. (Hg.), Intertextualität. Perspektiven auf ein interdisziplinäres Arbeitsfeld, Aachen, S. 127-148.
- HELD G., 2005, Covers – ein multimodaler Kontakttext im aktuellen Info-Marketing. Überlegungen anhand einer vergleichenden Untersuchung italienischer, französischer und deutschsprachiger Titelseiten von Nachrichtenmagazinen, in: Lenk H./Chesterman A. (Hg.), Presstextsorten im Vergleich – Contrasting Text Types in the Press, Hildesheim u.a., S. 323-350.
- HELD G., 2006, Personalisierung als multimodale Strategie des *Infotainment* – Beobachtungen auf Magazin-Covers, in: Klemm M./Jakobs E.-M., (Hg.), Das Vergnügen in und an den Medien. Interdisziplinäre Perspektiven, Frankfurt am Main u.a., S. 107-126.
- KESSLER Ch. / HELLWIG T., 2004, Visualisierte Intertextualität als Kontext für Bedeutungskon-

- struktionen in Karikaturen, politischen Plakaten und Werbeanzeigen, in: Pohl I./Konerding K.-P. (Hg.), *Stabilität und Flexibilität in der Semantik. Strukturelle, kognitive, pragmatische und historische Perspektiven*, Frankfurt am Main, S. 387-408.
- OKSAAR E., 1988, *Kulturemtheorie. Ein Beitrag zur Sprachverwendungsforschung*, Göttingen.
- OPIŁOWSKI R., 2008, Die Interbildlichkeit und deren sprachliche Unterstützung in den Titelseiten des Magazins „Der Spiegel“, in: *Zeitschrift für Angewandte Linguistik* 49, S. 45-72.
- RATHJE S., 2008, Von U-Bahn-Helden, Skateboard-Kapitalisten und Partyflüchtern – Fallstudie zur internationalen Werbepstandardisierbarkeit, in: Held G./Bendel S. (Hg.), *Werbung – grenzenlos*, Frankfurt am Main, S. 37-55.
- ROSE M. A., 2006, Parodie, Intertextualität, Interbildlichkeit, Bielefeld.
- WINTER R., 2003, Globale Medien, kultureller Wandel und die Transformation des Lokalen. Der Beitrag der Cultural Studies zu einer Soziologie hybrider Formationen, in: Beck U./Sznajder N./Winter R. (Hg.), *Globales Amerika? Die kulturellen Folgen der Globalisierung*, Bielefeld, S. 263-283.
- ZUSCHLAG Ch., 2006, Auf dem Weg zu einer Theorie der Interikonizität, in: Horstkotte S./Leonhard K. (Hg.), *Lesen ist wie Sehen. Intermediale Zitate in Bild und Text*, Köln, S. 89-99.

Sprachberatung im Gesetzgebungsverfahren – aus der Arbeit des Redaktionsstabs Rechtssprache beim Bundesministerium der Justiz

Sprachberatung im deutschen Gesetzgebungsverfahren ist zum einen eine genuin sprachwissenschaftliche Aufgabe, zum anderen eine Aufgabe, die nur dann erfolgreich sein kann, wenn verschiedenste Disziplinen eng zusammenarbeiten: ein Musterbeispiel für „Germanistische Linguistik im interdisziplinären Gefüge“ – jenseits der Universität, aber stets im Kontakt mit der Wissenschaft. – Der erste Teil dieses Praxisberichts widmet sich den Strukturen der Sprachberatung im Gesetzgebungsverfahren, der zweite Teil bietet einen Einblick in die Arbeitsweise des Redaktionsstabs Rechtssprache beim Bundesministerium der Justiz (BMJ).¹

I. Geschichte der Sprachberatung

In Deutschland gibt es seit April 2009 eine Neuerung im Gesetzgebungsverfahren: Mit der Einrichtung des Redaktionsstabs Rechtssprache beim BMJ wie auch des Sprachbüros des BMJ und dem im Sommer 2009 veränderten Aufgabenspektrum des Redaktionsstabs beim Deutschen Bundestag (DBT) wurde eine Sprachberatung geschaffen, die den gesamten Prozess der Entstehung von Gesetzen und Verordnungen begleiten soll. Sowohl der Redaktionsstab beim DBT als auch der Redaktionsstab Rechtssprache beim BMJ werden von der Gesellschaft für deutsche Sprache (GfdS)² betrieben, die Redaktionsstäbe gehören also weder zur Bundestagsverwaltung noch zum BMJ.

¹ Die auf der Tagung vorgestellten Textbeispiele lassen sich hier aus Platzgründen nicht darstellen.

² Die GfdS ist eine politisch unabhängige Vereinigung zur Pflege und Erforschung der deutschen Sprache, die 1947 gegründet wurde und ihren Sitz in Wiesbaden hat. Die Gesellschaft, die von der Bundesregierung (Beauftragter für Kultur und Medien) und den Regierungen der Bundesländer (Kultusministerkonferenz) gefördert wird, hat es sich zur Aufgabe gemacht, in der Öffentlichkeit das Bewusstsein für die deutsche Sprache zu vertiefen und deren Funktion im globalen Rahmen sichtbar zu machen. Zu den Tätig-

1. Der Redaktionsstab der Gesellschaft für deutsche Sprache beim Deutschen Bundestag

Der Redaktionsstab der GfDS beim DBT existiert bereits seit 1966. Die Einrichtung dieses Stabs geht auf die Initiative des damaligen Bundestagspräsidenten Prof. Dr. Eugen Gerstenmaier zurück. Anlass war die 3. Lesung des Raumordnungsgesetzes (ROG), in dem sich zahlreiche Worthülsen und schwer verständliche Formulierungen fanden wie beispielsweise: „Das Bundesgebiet ist in seiner allgemeinen räumlichen Struktur einer Entwicklung zuzuführen, die der freien Entfaltung der Persönlichkeit in der Gemeinschaft am besten dient“ (§ 1 Satz 1 ROG). Der Redaktionsstab, der 1966 entstand, um auf solche und andere unverständliche Formulierungen aufmerksam zu machen und nach verständlichen Alternativen zu suchen, war zunächst in Bonn angesiedelt und zog im Jahr 2002 nach Berlin, wo er heute Büros im Marie-Elisabeth-Lüders-Haus hat, in dem auch die Wissenschaftlichen Dienste des Bundestags untergebracht sind. Anders als das Wort „Stab“ suggerieren mag, handelte es sich aber nie um eine große Arbeitseinheit. Meist bestand der Stab lediglich aus einer, manchmal auch aus zwei Personen, denen die Aufgabe zukam, bei der sprachlichen Bearbeitung der Entwürfe aus den Ministerien umzusetzen, was § 42 Absatz 5 Satz 1 und 2³ der Gemeinsamen Geschäftsordnung der Bundesministerien (GGO) fordert: „Gesetzentwürfe müssen sprachlich richtig und möglichst für jedermann verständlich gefasst sein. Gesetzentwürfe sollen die Gleichstellung von Frauen und Männern sprachlich zum Ausdruck bringen“.

Weiter heißt es in § 42 Absatz 5 Satz 3 der GGO: „Gesetzentwürfe sind grundsätzlich dem Redaktionsstab der Gesellschaft für deutsche Sprache beim Deutschen Bundestag zur Prüfung auf ihre sprachliche Richtigkeit und Verständlichkeit zuzuleiten“. Wenngleich es sich dabei um eine Mussvorschrift und nicht um eine Ermessensvorschrift handelt, erhielt der Redaktionsstab nur einen Teil der Entwürfe zur Prüfung. Daneben wurden auch andere Texte auf sprachliche Richtigkeit und Verständlichkeit geprüft. Außerdem bot der Redaktionsstab dem Parlament sowie den Bundesministerien und obersten Behörden Beratung bei allen Sprachfragen an, u.a. zu Rechtschreibung, Zeichensetzung, Grammatik, Wortherkunft, Semantik, geschlechtergerechten Formulierungen. Das ganze Spektrum der Sprachwissenschaft konnte hier telefonisch, persönlich oder per E-Mail abgefragt werden. Mit der Einrichtung des Redaktionsstabs Rechtssprache

keitsbereichen gehören u.a. die Bestimmung der „Wörter des Jahres“, die Verleihung des „Medienpreises für Sprachkultur“, die Herausgabe der Zeitschriften „Sprachdienst“ und „Muttersprache“, die Arbeit in Zweigvereinen im In- und Ausland, die Organisation und Durchführung von Veranstaltungen (Tagungen, Vorträge, Podiumsdiskussionen, Autorenabende), Sprach- und Vornamenberatung oder auch das Ausarbeiten von Gutachten. Einzelheiten unter www.gfds.de.

³ § 42 Absatz 5 GGO gilt auch heute noch; allerdings hat, wie weiter unten beschrieben wird, die Arbeit des Redaktionsstabs beim DBT eine neue Ausrichtung auf eigener Rechtsgrundlage. Es ist heute Aufgabe des Redaktionsstabs Rechtssprache, die Entwürfe der Ministerien zu prüfen, wofür es allerdings bislang noch keine Rechtsgrundlage gibt.

beim BMJ änderte sich die Zuständigkeit des Redaktionsstabs beim DBT. Seine Arbeit steht nach wie vor auf zwei Säulen, nur liegt der Fokus seit April 2009 darauf, Dienstleister für das Parlament zu sein: Er hat nun den Auftrag, Gesetze und Verordnungen in der parlamentarischen Phase der Gesetzgebung zu prüfen, zum anderen bietet er den Abgeordneten des Deutschen Bundestags allgemeine Sprachberatung an. Für dieses Aufgabenspektrum gibt es seit Juli 2009 eine gesetzliche Grundlage, § 80a der Gemeinsamen Geschäftsordnung des Bundestags (GO-BT)⁴.

So weit zum Arbeitsgebiet des Redaktionsstabs beim DBT. Im Folgenden soll dargestellt werden, wie es zur Einrichtung des Redaktionsstabs Rechtssprache beim BMJ kam.

2. Der Redaktionsstab Rechtssprache beim BMJ

Bis zum Frühjahr 2009 war einzig der Redaktionsstab beim DBT für die Prüfung von Gesetzentwürfen zuständig (vgl. I.1). Die Texte, die er erhielt, stammten vorwiegend aus den Ministerien⁵ und erreichten ihn meist so spät im Gesetzgebungsverfahren, dass viele aus sprachlicher Sicht notwendige Korrekturen nicht mehr umgesetzt werden konnten. Da die Texte häufig schon mit den verschiedensten Beteiligten abgestimmt waren, ließen sich oft nicht einmal mehr Kommata einfügen, die nach den Regeln der Zeichensetzung erforderlich gewesen wären; von Umformulierungen und Umstrukturierungen, die aus Verständnisgründen dringend notwendig gewesen wären, ganz zu schweigen. Daher hatte der Redaktionsstab vielfach nicht mehr als eine „Feigenblattfunktion“ – er wurde zwar formell beteiligt, konnte jedoch häufig nur noch „kosmetisch“ tätig werden. Wenngleich sich auch positive Beispiele für die Zusammenarbeit mit den Ministerien fanden und im Einzelfall doch manches bewirkt werden konnte, änderte sich am Gesamteindruck, Gesetze seien unverständlich formuliert, wenig. Der Mangel an Verständlichkeit wurde häufig beklagt, und auch die Politik erkannte, dass es Zeit war zu handeln, wie beispielsweise der 2004 von der heutigen Bundeskanzlerin Dr. Angela Merkel und der CDU/CSU-Fraktion unterzeichnete Antrag „Für eine verständlichere Sprache in Gesetzen, Verordnungen und Behördenschreiben – Gegen schlechtes Amtsdeutsch“ deutlich macht. 2006 kam es schließlich zu einer Initiative aus dem Parlament, der „Großen Koalition für verständliche Gesetze“, die auf die Abgeordneten Lothar Binding (SPD) und Dr. Ole Schröder (CDU) zurückging. Sie gaben den Anstoß für das Projekt „Verständliche Gesetze“ (2007/2008)⁶,

⁴ „(1) Ein beim Bundestag eingerichteter oder angesiedelter Redaktionsstab soll auf Beschluss des federführenden Ausschusses einen Gesetzentwurf auf sprachliche Richtigkeit und Verständlichkeit prüfen und bei Bedarf Empfehlungen an den Ausschuss richten. Der federführende Ausschuss kann den Redaktionsstab im gesamten Verlauf seines Beratungsverfahrens hinzuziehen und um Prüfung bitten. Dies gilt insbesondere für die Prüfung von Änderungsanträgen, deren Annahme zu erwarten ist. (2) Darüber hinaus bietet der Redaktionsstab auch sonstige sprachliche Beratung an“ (§ 80a GO-BT).

⁵ Vom Parlament wurde er nur äußerst selten beteiligt.

⁶ Das Projekt sollte zunächst nur eine Laufzeit von einem Jahr haben, wurde dann aber um ein weiteres Jahr verlängert, da sich der Wert der sprachlichen Beratung schnell zeigte.

eine Kooperation von BMJ und GfdS. Vier Mitarbeiterinnen der GfdS bearbeiteten ausgewählte Gesetzentwürfe, die sich in unterschiedlichen Stadien des Gesetzgebungsverfahrens befanden, darunter das Gesetz zur Strukturreform des Versorgungsausgleichs, das Wohngeldgesetz, das Jugendarbeitsschutzgesetz und das Umweltgesetzbuch. Erprobt werden sollte, zu welchem Zeitpunkt die sprachliche Bearbeitung im Idealfall einsetzen sollte. Die Arbeit war erfolgreich, und zwar insbesondere deshalb, weil sich zeigte, dass sprachliche Mängel häufig auf inhaltliche und/oder juristische Mängel verweisen und dass sich der Inhalt eines Textes bereits auf Arbeitsebene besser vermitteln lässt, wenn er gut formuliert ist. Aufgrund der positiven Resonanz, u.a. von der damaligen Justizministerin Brigitte Zypries und der Presse, entschloss sich das BMJ, einen Sprachberatungsvertrag mit einer Laufzeit von vier Jahren (2009 bis 2012) auszuschreiben. Den Zuschlag erhielt die GfdS. Am 1. April 2009 nahm dann der Redaktionsstab Rechtssprache der GfdS seine Arbeit im BMJ mit sieben Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen⁷ auf. Einstellungskriterium war u.a. ein Abschluss in germanistischer Linguistik, lediglich die Leiterin ist darüber hinaus Juristin. Der Redaktionsstab Rechtssprache ist zuständig für die Entwürfe aller Ministerien mit Ausnahme der Entwürfe des BMJ. Um letztere prüfen zu lassen, hat das BMJ – auch dies ist ein Ergebnis des Projekts – in seinem Referat IV A 3 das sogenannte Sprachbüro mit zwei Stellen⁸ geschaffen. Die Sprachprüfung der Entwürfe durch den Redaktionsstab Rechtssprache ist fester Bestandteil der Rechtsprüfung⁹ nach § 46 der GGO, der alle Gesetz- und Verordnungsentwürfe unterzogen werden, damit u.a. sichergestellt ist, dass sie mit gleich- und höherrangigen Recht vereinbar sind. Es besteht für die Ministerien aber auch die Möglichkeit, bereits früher sprachlichen Rat einzuholen. Dies ist insofern sinnvoll, als die Texte, wenn sie zur Rechtsprüfung geschickt werden, oft schon rechtlich und sprachlich abgestimmt sind, so dass notwendige Änderungen oftmals nicht mehr möglich sind.

3. Die Struktur der Sprachberatung im Überblick

Wie das folgende Schaubild zeigt, wird Sprachberatung jetzt im gesamten Rechtssetzungsverfahren angeboten: in der ministeriellen Phase vom Sprachbüro und vom Redaktionsstab Rechtssprache, in der parlamentarischen Phase vom Redaktionsstab beim Deutschen Bundestag.

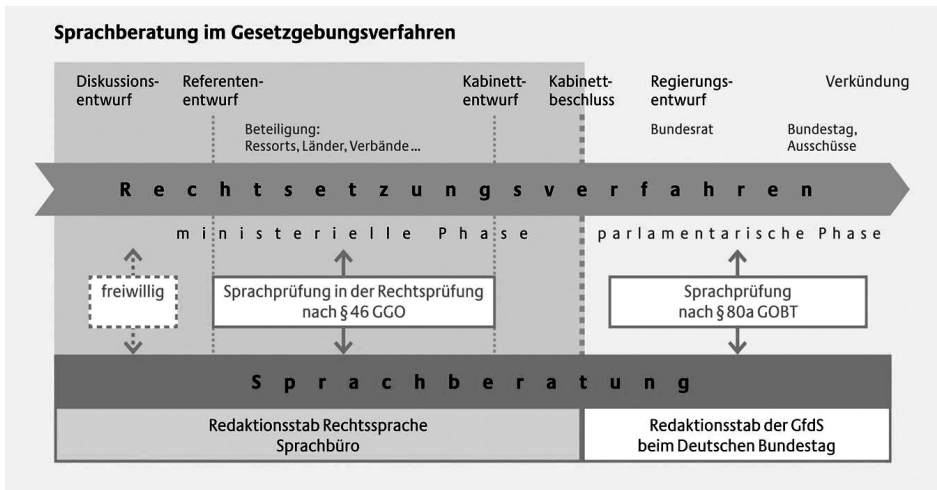
Um eine einheitliche Qualität der Bearbeitung zu gewährleisten, findet regelmäßig ein Jour fixe statt. Daran nehmen die Teams aller Sprachberatungseinheiten teil, erörtern Fachfragen und legen Bearbeitungsstandards fest. Sind danach noch Fragen offen, können sie sich an einen wissenschaftlichen Beirat¹⁰ wenden, den die GfdS eingerichtet hat.

⁷ 5 Vollzeit- und 2 Teilzeitkräfte. In der Folgezeit kamen noch zwei Personen hinzu.

⁸ 1 Vollzeitkraft und 2 Teilzeitkräfte.

⁹ Vgl. BMJ, Hausverfügung 6.1.5.

¹⁰ Zu den Mitgliedern des Beirats siehe <http://www.gfds.de/redaktionsstab-rechtssprache/beirat/>.



II. Der Redaktionsstab Rechtssprache

1. Leitlinien

Der sprachlichen Bearbeitung der Normtexte liegen die folgenden Leitgedanken zugrunde:

a) Sprachberatung muss früh einsetzen, politisch, juristisch und fachlich neutral sein und die Arbeit am Entwurf kontinuierlich begleiten. Das beste Ergebnis wird erzielt, wenn Sprachprüfung schon deutlich vor der Rechtsprüfung einsetzt. In dieser Phase ist die Sprachprüfung freiwillig und das BMJ erhält keine Kenntnis davon, welche Texte der Redaktionsstab behandelt.

b) Ein Rechtstext sollte zum einen sprachlich richtig, zum anderen rechtssicher und darüber hinaus verständlich sein. Das Verständnis wird allerdings dadurch erschwert, dass die Rechtssprache präzise, komplex und abstrakt ist, gilt es doch, mittels einer abstrakten Vorschrift eine Vielzahl von Einzelfällen zu regeln.¹¹ Hinzu kommt, dass in den Entwürfen die juristische Fachsprache und die Alltagssprache aufeinandertreffen, meistens kommt noch mindestens eine weitere Fachsprache hinzu. Wie ein Gesetzestext formuliert sein muss, um möglichst verständlich zu sein, ist abhängig von seinem Adressatenkreis.¹² Vollständige Verständlichkeit für jedermann lässt sich nicht erzielen: Mag ein Rechtstext an der Oberfläche noch so leicht „fassbar“ sein, kann er dennoch

¹¹ Die sprachlichen Anforderungen an Gesetze und Verordnungen sind u.a. zusammengestellt im „Handbuch der Rechtsförmlichkeit“, Rn. 53ff.

¹² Es gibt Vorschriften, die einen quasi unbegrenzten Adressatenkreis haben wie das Strafgesetzbuch, und andere, die sich an bestimmte Gruppen mit einem bestimmten Vor- und Fachwissen richten wie zum Beispiel Handwerkerverordnungen. Hier ist es dann durchaus zulässig und sinnvoll, dass Fachwörter verwendet werden, die dem angesprochenen Adressatenkreis geläufig sind, für den Laien jedoch eine Verständnishürde darstellen.

viele Wörter und Begriffe enthalten, die eine lange Auslegungs- und Kommentartradition aufweisen. Was oberflächlich einfach erscheint, kann also in Wirklichkeit höchst komplex und kompliziert sein. Trotz der erwähnten Einschränkungen hat die sprachliche Bearbeitung das Ziel, den Inhalt der Texte leichter zugänglich zu machen und einen möglichst hohen Grad an Allgemeinverständlichkeit zu erreichen. Grundregel dabei ist, dass die Annäherung an die (Allgemein-)Verständlichkeit nicht zu Lasten der fachlichen und juristischen Genauigkeit gehen darf.¹³

c) Wirksame Sprachberatung für Gesetze erfordert Kommunikation zwischen allen Beteiligten: den Fachleuten, den Juristen und Juristinnen sowie den Sprachberatern und Sprachberaterinnen. Der Redaktionsstab Rechtssprache setzt sich bei jedem Auftrag für eine gemeinsame Besprechung aller Beteiligten ein. So kann durch das Zusammenwirken von inhaltlicher Richtigkeit, rechtssystematischer und rechtsförmlicher Stimmigkeit und Verständlichkeit ein optimales Ergebnis erzielt werden.

2. Welche Texte werden geprüft?

Da die personellen Kapazitäten des Redaktionsstabs Rechtssprache nicht ausreichen, um alle Gesetze und Verordnungen sprachlich zu prüfen, wurde eine Prioritätenliste aufgestellt: Vorblatt und Regelungsteil von Gesetz- und Verordnungsentwürfen werden immer bearbeitet, bei vorhandenen Kapazitäten auch die Begründung. Stammgesetze und -verordnungen haben Vorrang vor Änderungsgesetzen und -verordnungen¹⁴. Sollte dann noch Personal zur Verfügung stehen, werden auch andere Texte zur Prüfung angenommen. Darüber hinaus gibt es eine Ad-hoc-Sprachberatung für einzelne Sprachanfragen.

3. Wie sieht die Arbeit des Redaktionsstabs konkret aus?

Das Word-Dokument, das der Redaktionsstab per E-Mail erhält, wird im Kommentar- und Änderungsmodus bearbeitet, und zwar nach dem 4-Augen-Prinzip, um subjektiv begründete Eingriffe nach Möglichkeit auszuschließen. Prinzipiell¹⁵ sind bezüglich der Änderungsvorschläge redaktionell keine Grenzen gesetzt, es dürfen aber grundsätzlich keine materiellen Änderungen vorgenommen werden. Die Vorschläge müssen im Bearbeitungsteam abgesprochen sein; bei differierenden Ansichten muss Einigung erzielt

¹³ Der Vorrang der Allgemeinverständlichkeit vor der Präzision ist jedoch zulässig in Begleittexten, die als Verstehenshilfen publiziert werden: im Begründungsteil von Normtexten, in Broschüren mit Erläuterungen und Anwendungsbeispielen, in den erklärenden Hinweisen zum Normtext auf den Internetseiten der Bundesministerien oder auch in Presseartikeln zu Neuerungen in der Gesetzgebung.

¹⁴ Zur Definition der Begriffe siehe „Handbuch der Rechtsförmlichkeit“, Rn. 19 bis 21.

¹⁵ Zu den Einschränkungen siehe unten, Kap. 4.

werden, um dem Ressort nur einen Vorschlag vorzulegen. Arbeit an der Sprache ist jedoch auch immer Arbeit am Gedanken; der „unvoreingenommene Blick von außen“ führt zu inhaltlichen Fragen und fördert somit den inhaltlichen Klärungsprozess. Bei inhaltlichen Unklarheiten lässt es sich also nicht vermeiden, dass Formulierungsvarianten angeboten werden, da nur der Mitprüfer oder die Mitprüferin oder aber der Autor oder die Autorin des Textes entscheiden kann, was an der betreffenden Stelle geregelt werden soll. Nach dem Zurücksenden des bearbeiteten Dokuments bietet der Redaktionsstab den Textverantwortlichen an, ihre Vorschläge in einer gemeinsamen Redaktionssitzung zu besprechen. Dies hat sich als effizienter erwiesen, als die Beteiligten mit unterschiedlichsten Korrekturen und Änderungsvorschlägen allein zu lassen, vor allem bei Texten, bei denen eine Vielzahl sprachlicher Eingriffe erforderlich erscheint. In der Redaktionssitzung wird der bearbeitete Text an die Wand projiziert, um die Kommentare und Vorschläge sukzessive gemeinsam durchzusprechen. Die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen des Redaktionsstabs geben lediglich Empfehlungen; ihre Vorschläge und Argumente müssen die Textverantwortlichen überzeugen, denn bei ihnen liegt die Entscheidung. Die Besprechungsergebnisse werden direkt in der Datei festgehalten, damit überprüft werden kann, ob alle einander richtig verstanden haben. Diese Datei wird den Beteiligten anschließend zugesandt, damit sie damit weiterarbeiten können, denn häufig ergeben sich aus der Besprechung Einzelfragen, denen anschließend noch nachgegangen werden muss. Wenn der Text durch die Beteiligung von Ressorts, Ländern und Verbänden verändert wurde, kann der beschriebene Bearbeitungsablauf – falls gewünscht – gegebenenfalls mehrfach wiederholt werden.

4. Aspekte der redaktionellen Bearbeitung

Die Tiefe der sprachlichen Bearbeitung durch den Redaktionsstab ist abhängig von der Bearbeitungsfrist und den Vorgaben des Auftraggebers (Mitprüfung oder Ressort). Bei der Bearbeitung achtet der Redaktionsstab zwar auch auf sprachliche Richtigkeit, d.h. Rechtschreibung, Zeichensetzung und Grammatik, sowie Stilistik; darauf liegt jedoch nicht das Hauptaugenmerk, denn der Redaktionsstab versteht sich weder als reines Korrektur- noch als „Schönschreiberbüro“, wie er einmal in der Presse genannt wurde. Um das Ziel der adressatengerechten Verständlichkeit zu erreichen, ist vielmehr Folgendes wichtig: Es sollten einfache, knappe, klare und kohärente Formulierungen verwendet werden, in denen so weit möglich auf Fremd- und Fachwörter verzichtet wird und gebräuchliche Wörter in ihrem gebräuchlichen Sinn verwendet werden, d.h. die Wortwahl¹⁶ sollte möglichst an der Gemeinsprache orientiert sein. Dazu gehört das Vermeiden von Attributketten, Partizipialkonstruktionen, Nominalstil, Verbal- und Nominalklammern ebenso wie die ausgewogene Verwendung von Passiv und Aktiv. Es gilt, Unklarheiten zu beseitigen, auf fehlerhafte Bezüge hinzuweisen sowie

¹⁶ Vgl. dazu auch „Handbuch der Rechtsförmlichkeit“, Rn. 68 ff.

Widersprüche und Lücken im Text aufzuzeigen. Zur Verständlichkeit trägt auch eine angemessene Regelungsdichte und Bestimmtheit bei; insofern sollten sowohl Redundanzen als auch unnötige Verweise vermieden werden und Begriffe hinreichend erklärt sein; in Bezug auf Wörter, Satzteile und Sätze gilt, dass Gleiches gleich und Ungleiches ungleich formuliert werden sollte.

Ein zentraler Punkt, für den sowohl bei der Bearbeitung als auch bei der Besprechung hinreichend Zeit eingeplant werden sollte, ist ein logischer, sach- und adressatengerechter Textaufbau, auch innerhalb der Untereinheiten Paragraf, Absatz und Satz. Komplexe Sachverhalte sollten so strukturiert sein, dass die sie der Reihe nach „abgearbeitet“ werden können – hilfreich hierbei ist die Verwendung von Gliederungseinheiten –; der Folgesatz sollte optimal an den vorangehenden Satz anknüpfen. Paragraphen, Absätze und Sätze sollten nicht zu lang sein: Ein Paragraf enthält idealerweise maximal fünf Absätze, ein Absatz maximal drei Sätze; jeder dieser drei Sätze bringt jeweils einen Gedanken zum Ausdruck. Wichtig ist auch, dass die äußere Gliederung mit der inhaltlichen übereinstimmt, d.h. dass es keine Diskrepanz zwischen der Überschrift des Paragraphen und seinem Inhalt gibt. Zu prüfen ist ferner, ob allgemeine Ordnungsprinzipien berücksichtigt worden sind und ob das Allgemeine vor dem Besonderen und die Regel vor der Ausnahme steht.

Die Arbeit des Redaktionsstabs hat in den vergangenen 18 Monaten bereits mehr und mehr Akzeptanz erworben. Ziel ist es jedoch, darauf hinzuwirken, dass die interdisziplinäre Zusammenarbeit im Gesetzgebungsverfahren künftig eine Selbstverständlichkeit wird.

Quellennachweis

- Bundesministerium der Justiz,³2008, Handbuch der Rechtsförmlichkeit, Köln.
Bundesministerium des Innern, 2009, Gemeinsame Geschäftsordnung der Bundesministerien, Berlin.
Bundesministerium der Justiz, April 2009, Hausverfügung 6.1.5 „Gestaltung von Rechtsvorschriften und Rechtsprüfung“, Berlin.
Deutscher Bundestag, Bundestagsdrucksache 15/4154 vom 09.11.2004, Antrag der CDU/CSU-Fraktion „Für eine verständlichere Sprache in Gesetzen, Verordnungen und Behördenschreiben – Gegen schlechtes Amtsdeutsch“, Berlin.
Deutscher Bundestag/Referat Öffentlichkeitsarbeit, 17. Wahlperiode (2010), Geschäftsordnung des Deutschen Bundestages und Geschäftsordnung des Vermittlungsausschusses, Berlin.
Raumordnungsgesetz, 08. April 1965, in: Bundesgesetzblatt. Teil 1, S. 306-310.

Geschlechtergerechtes Formulieren in Gesetzen – ein Plädoyer für Pragmatik

Seit 2009 gibt es eine Sprachberatung im Gesetzgebungsverfahren der Bundesrepublik Deutschland, denn Gesetze müssen sprachlich richtig und möglichst verständlich sein. Die Sprachberatung prüft Gesetzentwürfe auf sprachliche Richtigkeit und Verständlichkeit; sie steht allen Bundesministerien in sprachlichen Fragen beratend zur Seite.¹ Ein „Dauerthema“ bei der Sprachberatung ist dabei das „Gendern“: Viele Fragen werden immer wieder neu gestellt – und manche von ihnen sind noch unbeantwortet.

Problemaufriss oder „Wie wir gendern – und wann nicht“

Der Auftrag des Gesetzgebers ist klar: Männer und Frauen sind nicht nur gleichberechtigt², sondern die Gleichstellung von Männern und Frauen soll auch sprachlich zum Ausdruck gebracht werden. Das gilt sowohl für Rechts- und Verwaltungsvorschriften des Bundes als auch für den dienstlichen Schriftverkehr. So bestimmen es das Bundesgleichstellungsgesetz³ und die Gemeinsame Geschäftsordnung der Bundesministerien.⁴ Allerdings ist die Rechtssprache hochformalisiert, daher widmet das Handbuch der Rechtsförmlichkeit dem geschlechtergerechten Formulieren einen eigenen Abschnitt.⁵ Aus rechtsförmlichen Gründen scheidet einige Mittel aus, die ansonsten – außerhalb der Rechtssprache – oft dazu genutzt werden, Frauen mit sprachlichen Mitteln „sichtbar

¹ Zur neuen Sprachberatung im Gesetzgebungsverfahren siehe den Beitrag von Sibylle Hallik in diesem Band.

² Vgl. Artikel 3 Absatz 2 Satz 1 des Grundgesetzes.

³ „Rechts- und Verwaltungsvorschriften des Bundes sollen die Gleichstellung von Frauen und Männern auch sprachlich zum Ausdruck bringen. Dies gilt auch für den dienstlichen Schriftverkehr“ (§ 1 Absatz 2).

⁴ „Gesetzentwürfe müssen sprachlich richtig und möglichst für jedermann verständlich gefasst sein. Gesetzentwürfe sollen die Gleichstellung von Frauen und Männern sprachlich zum Ausdruck bringen“ (§ 42 Absatz 5).

⁵ Abschnitt 1.8. zur sprachlichen Gleichbehandlung von Frauen und Männern, Rn. 110 bis 123.

zu machen“⁶. So ist es innerhalb von Gesetzen und Verordnungen nicht zulässig, dafür Schrägstriche, Klammern, Unterstriche oder andere graphische Hervorhebungen zu nutzen.⁷

Damit verbleiben an sprachlichen Mitteln im Wesentlichen **drei bekannte Hauptwege für das geschlechtergerechte Formulieren:**

1. Beidnennung (Paarformel): *Bürgerinnen und Bürger, Beamte und Beamtinnen;*
2. Neutralisierung: *die Lehrkraft, die Vertrauensperson, das Mitglied, der Flüchtling;*
3. sog. kreative Lösungen (d.h. die generisch gebrauchte Wortform wird „weglassen“, indem eine ganze Phrase oder ein ganzer Passus anders formuliert wird): *Rat eines Arztes → ärztlicher Rat; handeln als Vertreter → im fremden Namen handeln; Der Antragsteller muss ... beifügen → Dem Antrag ist ... beizufügen ...; Der Vorsitzende kann ... → Wer den Vorsitz führt, kann ...*

Es gibt aber zwei wesentliche Ausnahmen, in denen gar nicht erst nach einer geschlechtergerechten Formulierung gesucht wird:

1. wenn die bezeichnete Person eine juristische Person sein kann,
2. wenn die Personenbezeichnung zugleich ein sog. feststehender Rechtsbegriff ist.

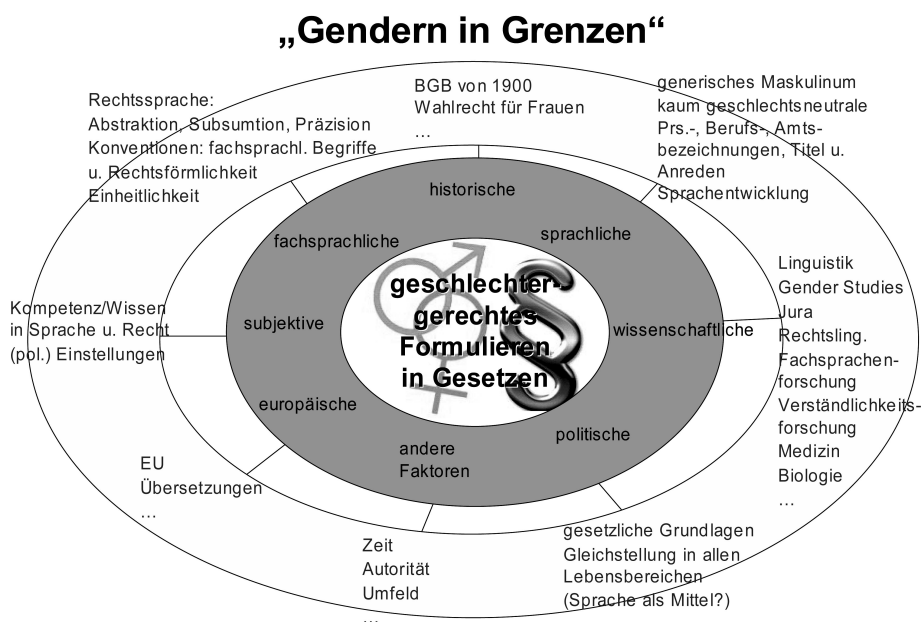
Leider klingen diese beiden Ausnahmen nicht nur weich, sie sind auch schwer fassbar und als Gruppe kaum abgrenzbar. In der ersten (wie auch in der zweiten) Gruppe finden sich Bezeichnungen wie *Mieter, Vermieter, Eigentümer*, denn diese bezeichnen sowohl juristische als auch natürliche Personen (Mieter oder Vermieter einer Wohnung kann eine natürliche Person, z.B. eine Rentnerin, oder aber eine juristische Person, z.B. eine GmbH, sein). In der zweiten Gruppe finden sich Bezeichnungen wie *Täter, Schuldner, Gläubiger, Käufer, Erbe, Erblasser*. Mit diesen Maskulina sind immer Männer und Frauen gemeint – die maskulinen Substantive werden hier also generisch gebraucht. Diese Rechtsbegriffe gelten als „feststehend“, weil sie in grundlegenden Rechtstexten und sehr

⁶ Dieses „Sichtbarmachen“ der Frauen in der Sprache war eine der Forderungen der feministischen Sprachwissenschaft der achtziger Jahre des letzten Jahrhunderts, denn mit der Verwendung des generischen Maskulinums (wie in *Folgende Schüler werden ausgezeichnet, Unsere Mitarbeiter sind hochqualifiziert, Ein Bäcker muss früh aufstehen, Immer mehr Autofahrer haben Alkohol getrunken, Zunächst muss das Gutachten eines Arztes eingeholt werden* u.a.m.) würden die Frauen „unsichtbar“ bleiben, weil die maskulinen Substantive eher an männliche Personen denken ließen.

⁷ Es wäre also nicht möglich, wie folgt zu formulieren: *Der Prüfungskommission gehören an: 1. die/der Lehrende als Prüfer/in, 2. ein(e) prüfungsberechtigte(r) Beisitzer/in und auf Antrag der/des Studierenden zwei studentische Vertreter/innen des Fachbereichs*. Ebenso ausgeschlossen sind damit auch das sogenannte Binnen-I (*LehrerInnen, IngenieurInnen, ...*) und andere neue Varianten (wie z.B. der Unterstrich in *Leser_innen* oder die Entscheidung, innerhalb eines Textes abwechselnd das Maskulinum oder das Femininum als generisch zu wählen).

häufig verwendet werden. Es gibt sie also „in der Welt“, es gibt viel Rechtsprechung zu ihnen und daher könnte man fortan weder einfach noch folgenlos von *Täter oder Täterin, Erbe oder Erbin* usw. sprechen. Täte man dies, würde man Systematik und Einheitlichkeit der Rechtssprache erheblich verletzen, denn das hieße im Umkehrschluss auch, dass an allen Stellen, an denen zuvor nur *der Täter* oder nur *der Erbe* stand, auch nur die männlichen Täter und Erben gemeint waren und sind.

Natürlich gibt es für den derzeitigen Umgang mit personenbezeichnenden Rechtsbegriffen auch historische Gründe. So ist das Bürgerliche Gesetzbuch vor mehr als 100 Jahren entstanden, die Stellung von Mann und Frau in der Gesellschaft hat sich seitdem enorm verändert, die deutsche Sprache hat sich – wie die juristische Fachsprache auch – entwickelt und viele wissenschaftliche Erkenntnisse sind im Alltagsleben oder in speziellen Bereichen spürbar geworden. Daneben beeinflussen weitere Faktoren den Blick auf Sprache – also auch darauf, ob sie „gerecht“ oder ungerecht“ mit Männern und Frauen umgeht. So ist das Bemühen, die Gleichstellung von Mann und Frau in Gesetzen auch sprachlich auszudrücken, von engen Grenzen umgeben. Einige davon sind im folgenden Schaubild angedeutet.



Nachdem Grenzen aufgezeigt und Faktoren erwähnt wurden, die ein geschlechtergerechtes Formulieren beeinflussen, soll es im Folgenden etwas genauer um einige sprachliche und einige außersprachliche Probleme gehen.

Sprachliche und außersprachliche Probleme beim geschlechtergerechten Formulieren

Die Vorgaben der Rechtsförmlichkeit haben die sprachlichen Möglichkeiten eingeschränkt und beim Verwenden der verbliebenen gibt es diverse Schwierigkeiten.

Zur Beidnennung: Gebraucht man neben der maskulinen Form immer auch die feminine, kommt es sehr schnell zu einer Häufung von Personenbezeichnungen, die wiederum eine eingeschränkte Verständlichkeit zur Folge hat. Das betrifft Wahlordnungen, Gremienbeschreibungen, Vereinssatzungen und sehr viele Gesetze – das Beispiel in der Fußnote ist daher ein typisches, kein seltenes.⁸ Außerdem entstehen neue Kongruenzprobleme⁹ und die simple Frage, ob die weiblichen oder die männli-

⁸ „Gemeindewahlleiterin, Gemeindewahlleiter – (1) Gemeindewahlleiterin oder Gemeindewahlleiter ist die Bürgermeisterin oder der Bürgermeister, stellvertretende Gemeindewahlleiterin oder stellvertretender Gemeindewahlleiter ist die gesetzliche Vertreterin oder der gesetzliche Vertreter der Bürgermeisterin oder des Bürgermeisters. (2) Wer Wahlbewerberin oder Wahlbewerber, Vertrauensperson oder stellvertretende Vertrauensperson für einen Wahlvorschlag ist, kann nicht Gemeindewahlleiterin oder Gemeindewahlleiter oder stellvertretende Gemeindewahlleiterin oder stellvertretender Gemeindewahlleiter sein; an ihre oder seine Stelle tritt jeweils die gesetzliche Vertreterin oder der gesetzliche Vertreter. Im Fall der Verhinderung der Bürgermeisterin oder des Bürgermeisters und seiner Vertreterinnen und Vertreter wählt der Gemeinderat für die Dauer des Wahlverfahrens eine besondere Gemeindewahlleiterin oder einen besonderen Gemeindewahlleiter und eine besondere stellvertretende Gemeindewahlleiterin oder einen besonderen stellvertretenden Gemeindewahlleiter. Kann eine gesetzliche Vertreterin oder ein gesetzlicher Vertreter nicht stellvertretende Gemeindewahlleiterin oder stellvertretender Gemeindewahlleiter sein, so wählt der Gemeinderat für die Dauer des Wahlverfahrens eine besondere stellvertretende Gemeindewahlleiterin oder einen besonderen stellvertretenden Gemeindewahlleiter“ (§ 7 Absatz 1 und 2 des Kommunalwahlgesetzes des Saarlandes).

⁹ Durch Paarformeln wird die Kongruenz strapaziert, vgl. Text in Fußnote 7: „... kann nicht Gemeindewahlleiterin oder Gemeindewahlleiter oder stellvertretende Gemeindewahlleiterin oder stellvertretender Gemeindewahlleiter sein; an **ihre** oder **seine** Stelle tritt jeweils **die** gesetzliche Vertreterin oder **der** gesetzliche Vertreter. Im Fall der Verhinderung der Bürgermeisterin oder des Bürgermeisters und **seiner** [und eigentlich müsste es noch heißen: „oder **ihrer**“ – Anm. A.B.] Vertreterinnen und Vertreter ...“ usw. usf. Daneben sind auch Sätze wie *Die Stadt als Arbeitgeber_ ...* oder *Die Universität ist Eigentümer_ des ...* nur bedingt kongruent. In diesen Fällen wie wird bisher in Gesetzen weitgehend nicht gegendert. Diese Kopula- und *als*-Konstruktionen haben noch eine besondere Stellung innerhalb der Unterscheidung zwischen semantischer Kongruenz (*Siehst du das Mädchen?, Frag **sie** doch!*) und morpho-syntaktischer Kongruenz (*Das Mädchen wartete lange, dann ging **es** fort*). Genus ist also offenbar ein Phänomen zwischen Syntax und Semantik – die Kongruenz in Nominalphrasen (zwischen Artikel und Nomen oder Nomen und Relativpronomen) im Deutschen scheint dabei eindeutig auf morpho-syntaktischer Ebene zu funktionieren, d.h. hier ist das grammatische Geschlecht (Genus) relevant (*Das Mädchen, **das**/***die** ich gestern traf*). Bei der pronominalen Koreferenz aber (wenn also Nomen und Personal- oder Possessivpronomen auf dieselbe Person verweisen: *Das Mädchen hat **seinen**/**ihren** Ring verloren*) ist beides

chen Personen zuerst benannt werden sollen, ist auch nicht geklärt bzw. muss jeweils neu geklärt werden.¹⁰

Zur Neutralisierung: Diese ist nicht immer möglich. Der Satz *Der Beirat besteht aus Wissenschaftlern* lässt sich nicht ohne Bedeutungsveränderung in *Der Beirat besteht aus wissenschaftlich qualifizierten Personen* [?] umformen.¹¹

Zur kreativen Lösung: Auch sie ist nicht immer möglich; falls doch, macht sie den Text noch unpersönlicher – ein Vorwurf, dem sich die Rechtssprache ohnehin schon ausgesetzt sieht: *Teilnehmern an Maßnahmen zur beruflichen Fortbildung ... wird ein Unterhaltsgeld gewährt.* → *Bei Teilnahme an Maßnahmen zur beruflichen Fortbildung ... wird ein Unterhaltsgeld gewährt.*

Diese Anwendungsschwierigkeiten und die oben genannten Ausnahmen – wenn also gar nicht versucht wird, eine geschlechtergerechte Formulierung zu finden – führen dazu, dass derzeit in deutschen Gesetzen ein systematisch bedingtes Nebeneinander von maskulinen Personenbezeichnungen in generischer und in spezifischer Verwendung existiert. Einige maskuline Personenbezeichnungen sollen also sowohl Frauen als auch Männer bezeichnen, andere (im selben Text!) sind nur Teil einer Paarformel.¹² Dadurch wird der Verstehensprozess natürlich erschwert. Aber es gibt noch **weitere sprachliche Probleme**: Substantivierte Adjektive und Partizipien neutralisieren nur im Plural, dieser ist aber nicht immer juristisch korrekt.¹³ Das Partizip Präsens in

möglich: die Entscheidung nach dem grammatischen (Genus) oder nach dem natürlichen Geschlecht (Sexus). Allerdings spielen auch dabei noch andere Faktoren eine Rolle, wie z.B. Ko-Text, Situationalität, Idiolekt etc. (vgl. Müller 2005).

¹⁰ Hier steht das „Titanic-Prinzip“ (die alte Seenotrettungsregel: Frauen [und Kinder] zuerst!) gegen das Prinzip „kurz vor lang“ (vgl. Otto Behaghels Gesetz der wachsenden Glieder, demzufolge kürzere Wörter und Satzglieder wenn möglich längeren im Satz vorausgehen). Außerdem spielen Kenntnisse und Neigungen des jeweiligen Textverfassers eine Rolle, ganz sicher auch die Textsorte sowie die Frage, in welchen (Kon-)Text solch ein Text gestellt wird – bei Gesetzestexten also, ob eine neue Passage in ein schon bestehendes Gesetz eingefügt (Änderungsgesetz) oder ob neues Stammrecht geschaffen werden soll, in welches Rechtsgebiet mit welchen spezifischen Eigenschaften die Regelung gehört (Strafrecht, Verwaltungsrecht etc.).

¹¹ Wissenschaftlich qualifiziert ist jeder, der einen Hoch- oder Fachschulabschluss hat – ein Lehrer, eine Ingenieurin oder ein Architekt sind deshalb aber noch lange keine Wissenschaftler.

¹² Zu diesem Nebeneinander tragen bei: Verweistechnik (aus einer gegenderten Passage wird auf ein ungegendertes Gesetz verwiesen), die fehleranfällige fachliche bzw. juristische Entscheidung, ob eine Personenbezeichnung ausschließlich natürliche Personen oder doch auch juristische Personen bezeichnen kann; die schnell aufgestellte Behauptung, es handle sich um einen feststehenden Rechtsbegriff; gegenderte Passagen, die in ein bestehendes Gesetz eingefügt werden (Änderungsgesetze); Ungenauigkeit und Fehler etc.

¹³ *Jugendliche, Minderjährige, Deutsche, Angestellte, Sachverständige, Berechtigte, Betroffene* ..., aber in folgendem Beispiel ist der Singular nötig, weil die Regelung sonst erst gelten

dieser neuen genderbedingten Verwendung verändert das Sprachsystem.¹⁴ Einen weiteren Sonderfall stellen Komposita dar, die gleich aus zwei Personenbezeichnungen bestehen.¹⁵ Ungelöst bleiben auch einige Kongruenz- und Perspektivprobleme im weiteren Sinne.¹⁶

Etliche **Faktoren**, die den Umgang mit dem Gender-Gebot wesentlich beeinflussen, aber oft außer Acht gelassen werden, sind **außersprachlicher Art**. Zu ihnen gehören die eingangs erwähnten gesetzlichen Grundlagen und historische Bezüge, aber auch folgende:

- Die wissenschaftlichen Diskurse um das generische Maskulinum, um die Kategorie Gender, um das biologische Geschlecht etc. sind im vollen Gange – Ergebnisse sind weder unumstritten noch eindeutig oder belastbar.¹⁷
- Was genau heißt es eigentlich, Frauen in der Sprache „sichtbar zu machen“, was ist Gleichstellung in der Sprache? Die gesetzlichen Grundlagen fordern nicht das Sichtbarmachen von Frauen, nicht die Nennung von Frauen in jedem Fall, sondern sie bestimmen, dass Gleichstellung „auch sprachlich zum Ausdruck

würde, wenn zwei oder mehr Jugendliche aufgenommen werden: *Hat der Arbeitgeber **ei-nen Jugendlichen** in die häusliche Gemeinschaft aufgenommen, so muss er ...* – damit jedoch ist die Regelung wiederum nicht gegendert, man müsste dazu formulieren: *Hat der ... eine Jugendliche oder einen Jugendlichen ... aufgenommen, ...*

¹⁴ Denn ein *Lesender* ist nicht das, was ein *Leser* ist, ein *Stehender* ist noch lange kein *Steher* und ein *Fahrender* kein *Fahrer*. Noch schwieriger ist es, wenn auf die Vergangenheit Bezug genommen wird: Werden aus *Teilnehmern* dann *Teilnehmende* oder genau genommen *teilgenommen Habende*[?] oder *Teilgenommen habende*[?]?

¹⁵ Sollte es also – obwohl für Komposita ohnehin Sonderregelungen gelten – nicht nur *Bürgermeister*, *Patientenbetreuer*, *Schülersprecher* etc. heißen, sondern genau genommen *Schüler- und Schülerinnensprecher (und -sprecherin)*?

¹⁶ Als Beispiele seien nur genannt: *Sie ist nicht mehr Herr_ der Lage*; *Sie macht ihren Facharzt_*, *Angela Merkel ist die achte Bundeskanzlerin [?] der BRD*; *Frauen sind die ruhigeren Autofahrer_*.

¹⁷ Hierzu gehören neuere Erkenntnisse aus Medizin, Biologie, Neuro- und Sozialwissenschaften, die nahelegen, dass selbst eine so „einfache“ Sache wie das natürliche Geschlecht nicht einfach ist: Neben den beiden bekannten Geschlechtern gibt es u.a. die Intersexualität. Das natürliche Geschlecht scheint zudem nur begrenzt mit den bisher bekannten Mitteln zu ermitteln sein (auch die Genetik reicht nicht aus, vgl. den Fall der Läuferin Caster Semenya, die möglicherweise ein Mann ist, u.a. – s. „Das Chromosomen-Komplott“ im „Spiegel“ 39/2009). Das sog. soziale Geschlecht oder Gender ist wiederum in den Genderwissenschaften ein schillernder Begriff, der stets neu definiert werden muss, um handhabbar zu sein. Spätestens seit Butler (1991) sind Kategorien von Körper und Identität neu zu denken, existiert Geschlecht im Spannungsfeld zwischen Natur und Kultur und ist damit – wie andere angeblich natürliche Sachverhalte auch – doch diskursiv bestimmt, also beeinflusst und zum Teil konstruiert von kulturellen Denksystemen, Sprachregeln, wissenschaftlichen Diskursen, politischen Interessen etc.

kommen soll¹⁸. Kann das auch auf andere Weise gelingen als mit der – für die Rechtssprache nur bedingt tauglichen – Paarformel?

- Was dient der tatsächlichen Gleichstellung? – Eine Frage, die manchmal aus dem Blickfeld zu geraten scheint, wenn es um das geschlechtergerechte Formulieren von Gesetzen geht. Dabei gibt es viele Bereiche, in denen die Gleichstellung von Frau und Mann längst noch nicht erreicht ist.¹⁹

Vorschlag für die Gesetzgebung

Aus diesen Gründen und Gegebenheiten leitet sich mein Vorschlag für die Gesetzgebung ab.

1. In Normtexten sollte nur das generische Maskulinum verwendet werden.
2. In Begleittexten und in nachrangiger Rechtsetzung könnte das Gendern freigestellt werden.
3. Als Ausnahmen von diesem Vorgehen wären dann lediglich Normen zugelassen, in denen das natürliche Geschlecht relevant ist.

Auf diese Weise gäbe es im Regelungsteil selbst (Normtext) kein systematisch bedingtes Nebeneinander mehr von Maskulina, die entweder nur Männer bezeichnen sollen (spezifische Verwendung) oder die sowohl Frauen als auch Männer bezeichnen sollen (generische Verwendung). Dies wäre gesichert durch den (neuen) Grundsatz des generischen Maskulinums, der an die historischen Bedingungen anknüpft und die vielen derzeit bestehenden Ausnahmen berücksichtigt.

Begleittexte wie Vorblatt und Begründung von Rechtsvorschriften wären hingegen künftig ganz ausdrücklich „Einfallstore“ des sich wandelnden Sprachgebrauchs, d.h. in ihnen könnten nicht nur modernere Sprachauffassungen greifen, was den Wortschatzgebrauch im Allgemeinen angeht, hier könnte nicht nur der Individualstil des Verfassers sichtbar werden oder bleiben, sondern hier könnte auch die zeitgemäßen Forderung des Gender-Gebots ihren Niederschlag finden. Außerdem müssten selbstverständlich nicht alle anderen Texte diesem Vorschlag entsprechend gegendert werden: In einer

¹⁸ Zu den gesetzlichen Grundlagen vgl. den Anfang des Artikels, ebenso beachte man, dass es sich in jedem Fall um „soll“-Vorschriften handelt, d.h. Verstöße gegen diese Regelungen werden nicht geahndet, sie sind „weicher“ als Pflichten.

¹⁹ So verdienen z.B. Frauen in Deutschland 23 % weniger als ihre männlichen Kollegen für die entsprechende Arbeit, im vorbildlichen öffentlichen Dienst beträgt der sog. Gender Pay Gap immer noch 7 % (zum geschlechtsspezifischen Verdienstgefälle vgl. Eurostat und Statistisches Bundesamt). Das Prostitutionsgesetz ist zudem ein Beispiel für geschlechtergerechtes Formulieren – wobei das Gesetz selbst seine Ziele nicht erreicht hat, der tatsächlichen Gleichstellung wurde damit also nicht gedient, wie Gesetzesfolgenabschätzung und wissenschaftliche Gutachten übereinstimmend einschätzen (vgl. Bericht der Bundesregierung und Wissenschaftliche Gutachten zum Prostitutionsgesetz, beide 2007).

Vereinssatzung oder in einer nachrangigen Verwaltungsvorschrift könnte man zukünftig anders gendern als in einem Bundesgesetz, in einem Vorblatt anders als in einem Regelungsteil – und natürlich sollten Textsorten, die eine direkte Ansprache beinhalten (Anschreiben, Anreden, Reden etc.), weiterhin konsequent gendert werden. Die Ausnahme – Gendern bei Relevanz des natürlichen Geschlechts für den Inhalt der Regelung – würde wiederum sichern, dass an Stellen, in denen derzeit das generische Maskulinum bisher eine Alleinherrschaft hat, eine größere Klarheit und ein stärkerer Bezug zum Lebensalltag hergestellt würden.²⁰ Zum Vorschlag gehört weiterhin, eine gleichstellungsorientierte Gesetzesfolgenabschätzung und andere Mittel der Gleichstellung zu stärken, wissenschaftliche Begleitung und Vernetzung auf diesem Gebiet aufzubauen sowie Aufklärung und Gelassenheit walten zu lassen.

Für die vorgeschlagene Lösung gibt es **Argumente**. Die derzeitige Gender-Praxis innerhalb der Gesetzgebung ist unbefriedigend und unhaltbar, denn

- sie ist kaum praktikabel und wissenschaftlich nicht unumstritten:
 - inkonsequent und verwirrend,
 - nicht sprachökonomisch²¹,
 - bezieht sich auf veraltetes Wissen; ist nicht frei von Ideologien, verletzt die Einheitlichkeit der Rechtssprache.
- Rechtssprache ist grundsätzlich konservativ:
 - denn sie betrifft lange Zeitspannen und alle Sprechergruppen, ist Grundlage für andere (Rechts-)Texte; soll offen sein für Entwicklung neuer Lebenswirklichkeiten; ist damit der falsche Ort für nicht abgeschlossene wissenschaftliche Diskurse,
 - Vorblatt und Begründung sind – im Gegensatz zum streng geregelten Normtext – bisher unregelt und damit „frei“ für sich entwickelnden Sprachgebrauch.
- Die derzeitige Gender-Praxis ist unökonomisch: Sie kostet zu viel Zeit und Kraft – obwohl andere Aspekte der Rechtsprüfung (Systematik, Verständlichkeit etc.) wichtiger sind.

²⁰ Um zu sehen, wie verwirrend die Verwendung des generischen Maskulinums ist, wenn das natürliche Geschlecht relevant ist, vgl. § 52 der Strafprozessordnung: *(1) Zur Verweigerung des Zeugnisses sind berechtigt*

1. **der Verlobte des Beschuldigten** oder die Person, mit der der Beschuldigte ein Versprechen eingegangen ist, eine Lebenspartnerschaft zu begründen; 2. **der Ehegatte des Beschuldigten**, auch wenn die Ehe nicht mehr besteht; 2a. **der Lebenspartner des Beschuldigten**, auch wenn die Lebenspartnerschaft nicht mehr besteht; 3. wer mit dem Beschuldigten in gerader Linie verwandt oder verschwägert, in der Seitenlinie bis zum dritten Grad verwandt oder bis zum zweiten Grad verschwägert ist oder war (Hervorhebungen – A.B.).

²¹ Das generische Maskulinum geht verloren, der Oberbegriff wird verschenkt, obwohl er nötig ist; Sprache benachteiligt Frauen nicht – im Gegenteil; es ist sprachunökonomisch, wenn ständig Irrelevantes oder Selbstverständliches zum Ausdruck gebracht wird.

- Sprache ist nicht das Mittel, um Gleichstellung zu erreichen: Eine wechselseitige Beeinflussung von Sprache und Denken steht außer Frage, dennoch sollte kein „Stellvertreterkrieg“ geführt werden. Die gesetzlichen Grundlagen bestimmen nur, dass „Gleichstellung sprachlich zum Ausdruck“ gebracht werden soll – das Wie ist nicht geregelt.
- Die derzeitige Gender-Praxis ist kontraproduktiv – sie schadet der neuen Sprachberatung und möglicherweise sogar der Gleichstellung.

Fazit

Eine Neu-Regelung ist nötig und wäre ein Fortschritt für Rechtsetzung und Gleichstellung – und zugleich ein klar umrissener Auftrag an die Wissenschaften! Die Komplexität des Gefüges macht ein pragmatisches Herangehen nötig. Und zwar nicht nur im umgangssprachlichen Sinne, sondern vor allem in linguistischer Hinsicht: **„Die Bedeutung eines Wortes ist sein Gebrauch in der Sprache“**²². Das gilt natürlich auch für die Personenbezeichnungen in deutschen Gesetzen. Es liegt an denjenigen, die die „Gepflogenheiten“ der „Lebensform“ Gesetzgebung bestimmen, wie Personenbezeichnungen gebraucht werden, d.h. was sie bedeuten. Der hochformalisierte Bereich der Gesetzgebung verlangt geradezu nach einer Klarstellung in dieser Frage, denn den er liegt an der Schnittstelle von Politik, Geschichte und Fachwissenschaften. Und an dieser Schnittstelle von Theorie und Praxis zeigt sich besonders deutlich die Überlagerung von sprachlichen und außersprachlichen Gegebenheiten und Einflüssen. Ein einzelner nur wissenschaftlicher oder nur historischer oder nur politischer Zugang genügt hier nicht, um eine befriedigende Lösung zu finden. Ein pragmatischer Umgang mit der Problematik jedoch erfordert immer wieder aufs Neue Kenntnisnahme aller Faktoren und immer wieder neue Abwägungen. Dies schließt die Möglichkeit für eine Neuausrichtung oder Kurskorrektur ausdrücklich ein.

Zitierte Literatur

- Bericht der Bundesregierung zu den Auswirkungen des Gesetzes zur Regelung der Rechtsverhältnisse der Prostituierten (Prostitutionsgesetz – ProstG), 2007, Berlin.
- BUTLER J., 1991, Das Unbehagen der Geschlechter (Aus dem Amerikanischen von Kathrina Menke), Frankfurt am Main.
- Eurostat. Zahlen zum geschlechtsspezifischen Verdienstgefälle, unter: <http://epp.eurostat.ec.europa.eu/portal/page/portal/eurostat/home> (letzter Zugriff am 11. Januar 2010).

²² Gebrauch aber ist die Funktion eines Ensembles von Gepflogenheiten oder einer „Lebensform“, die in „Sprachspiele“ zerfällt. „Das Wort ‚Sprachspiel‘ soll hier hervorheben, dass das Sprechen der Sprache ein Teil ist einer Tätigkeit, oder einer Lebensform.“ (Wittgenstein 2001:§ 43 und § 23).

- Handbuch der Rechtsförmlichkeit – Empfehlungen des Bundesministeriums der Justiz zur einheitlichen rechtsförmlichen Gestaltung von Gesetzen und Rechtsverordnungen, hrsg. von Bundesministerium der Justiz (3., neu bearbeitete Auflage), 2008, Köln.
- MÜLLER G., 2005, Morpho-syntaktische Merkmale II, unter: www.uni-leipzig.de/~muellerg (letzter Zugriff am 2. November 2010).
- Statistisches Bundesamt. Pressemitteilung Nr. 331 vom 8.9.2009, unter: www.destatis.de (letzter Zugriff 11. Januar 2010).
- Wissenschaftliche Gutachten zum Bericht der Bundesregierung zu den Auswirkungen des Gesetzes zur Regelung der Rechtsverhältnisse der Prostituierten (Prostitutionsgesetz – ProstG), 2007, Berlin.
- WITTGENSTEIN L., 2001 (1953), Philosophische Untersuchungen. Kritisch-genetische Edition (hrsg. von Schulte J.), Frankfurt am Main.

Deutschsprachige Gesetze über die eingetragene Partnerschaft aus der rechtsvergleichenden Perspektive

1. Einleitung

Die Gesetze über gleichgeschlechtliche Partnerschaften¹ sind ein relativ neues Phänomen in der legislativen Praxis im europäischen Raum². Ihre Geschichte umfasst lediglich 20 Jahre. Die ersten rechtlichen Regelungen gab es in den skandinavischen Staaten: Dänemark (1989), Norwegen (1993), Schweden (1995), Island (1996)³. In den deutschsprachigen Ländern wurden die entsprechenden Gesetze im letzten Jahrzehnt verabschiedet: in Deutschland 2001 und in der Schweiz 2004. Am 1. Januar 2010 trat das Eingetragene Partnerschaft-Gesetz (EPG) in Österreich in Kraft. Es ist das dritte deutschsprachige Land, in dem der Bereich des öffentlichen Lebens gesetzlich geregelt wird. Dies bietet eine gute Gelegenheit zu einer konfrontativen Analyse. In dem vorliegenden Artikel wird ein Versuch unternommen die Gesetzestexte miteinander zu vergleichen. Die Konfrontation erfolgt aus zwei Perspektiven. Den Ausgangspunkt bilden zum einen die von den Gesetzgebern vorgeschlagenen rechtlichen Lösungen bezüglich des Rechtsinstituts der eingetragenen Partnerschaft; zum anderen umfasst die Vergleichsbasis die sprachliche Ebene der Texte. Sie werden nämlich hinsichtlich der Fachterminologie untersucht und somit wird es der Frage nachgegangen, ob die vorgefundenen Termini ein homogenes Repertoire darstellen oder eher als nationale (regionale) Varianten im deutschsprachigen Raum anzusehen sind. Der Vergleich erfolgt nach den methodologischen Prinzipien der (vergleichenden) komparativen Rechtswissenschaft formuliert von Tokarczyk (2008:35).

¹ Ursprünglich bezeichnete man die eingetragene Partnerschaft im juristischen Jargon als „die Hamburger Ehe“ nach dem gültigen in Hamburg „Gesetz zur Eintragung gleichgeschlechtlicher Partnerschaften“. Es war der erste Vorläufer in Deutschland für das heute geltende Lebenspartnerschaftsgesetz.

² Die Einführung von erwähnten Gesetzen zeugt von einer bestimmten Phase in der Entwicklung der Gesellschaft: d.h. es besteht ein Bedürfnis für rechtliche Bestimmungen der Art und die Gesellschaft zeigt eine weitgehende Akzeptanz.

³ Vgl. Villiger/Huber-Hotz 2002:8.

2. Konfrontativer Teil

2.1. Zur Systematik der Gesetze

Äußere Systematik verweist auf die Stellung eines Gesetzes innerhalb der Rechtsordnung eines Staates. Das Gesetz über die eingetragene Partnerschaft ist ein Teil des Rechtssystems, wo auch das Familienrecht hingehört. Dieser Bereich umfasst die Normierung des Wertesystems in einem intimen und privaten Lebensbereich eines Ehe- und Familienlebens – also die wichtigsten zwischenmenschlichen Beziehungen von den Individuen einer Gesellschaft. Viele der Lösungen in den Gesetzen über eingetragene Partnerschaft fußen auf den rechtlichen Bestimmungen im Familienrecht⁴. Eine andere Gemeinsamkeit weisen die Rechtsnormen⁵ in ihrer Wirkung auf. Einige der Rechtsnormen in den diskutierten Gesetzen haben nur einen postulativen Charakter *leges imperfectae* (Redelbach 1998:141): den Tatbestand begleitet keine Rechtsfolge, d.h. in der Norm wurde keine Sanktion vorgesehen, wodurch das Recht teilweise seinen Zwangscharakter verliert. Die Analyse der inneren Systematik gibt einen Einblick in die formelle und inhaltliche Struktur von Gesetzestexten (Boemke/Bernhard 2009:22). Sie besteht aus 2 Elementen: aus dem einführenden Teil und dem Hauptteil. Der einführende Teil der Gesetze umfasst⁶: (1) die Überschrift, hier: *Gesetz/-gesetz+Präpositionsphrase PP+über+N* (Satellit); (2) das Datum; (3) Kurztitel+amtliche Abkürzung, z.B: Partnerschaftsgesetz, PartG (Schneider 2002:208).

Tabelle 1. Überschriften von Gesetzen

Deutschland	Österreich	Schweiz
Gesetz über die Eingetragene Lebenspartnerschaft (Lebenspartnerschaftsgesetz – LPartG) vom 16.2.2001, (gültig seit dem 1. 08. 2001)	Bundesgesetz über die eingetragene Partnerschaft (Eingetragene Partnerschaft-Gesetz – EPG), (gültig seit dem 1.01.2010)	Bundesgesetz über die eingetragene Partnerschaft gleichgeschlechtlicher Paare (Partnerschaftsgesetz, PartG) vom 18. Juni 2004, (gültig seit dem 1. 01 2007)

⁴ Als Beispiel für gemeinsame Elemente gelten hier die Prinzipien, die in der Regel im Kontext der Grundlagen für Familienrecht erwähnt werden und als Fundamentalstruktur der Ehe bezeichnet werden: (1) die Gleichberechtigung der Ehegatten, (2) die Monogamie, (3) das Prinzip der Eingehung der Ehe auf Lebenszeit, (4) die Möglichkeit zur Ehescheidung, (5) das Prinzip des freien Zugangs zur Ehe (vgl. Pawlowski 1999:411).

⁵ Die Struktur einer Rechtsnorm setzt sich gewöhnlich aus zwei Teilen zusammen: der Tatbestand enthält verschiedene Voraussetzungen für die Anwendbarkeit der Rechtsnorm, während die Rechtsfolge Auskunft über die rechtlichen Auswirkungen und Konsequenzen der Norm gibt. Innerhalb einer Rechtsnorm besteht ein Stufenverhältnis: das Vorliegen des Tatbestandes ist die Voraussetzung dafür, dass die Rechtsfolge eintritt (Haug 2008:18-19).

⁶ Ältere Gesetze kennen zum Teil Präambeln, Sie enthielten *ratio legis*, also Anlass, Motivierung und Zielsetzung des Gesetzes. Sie standen fast immer im Zeichen politischer Propaganda (Schneider 2002:213). Heutzutage treten Präambeln vor allem in den Grundgesetzen auf.

Kleine Unterschiede im Hauptteil der Gesetze, in der Gliederung in kleinere Texteinheiten, in der Nummerierung, sowie Verteilung der Inhalte illustriert die Tabelle Nr. 2.:

Tabelle 2. Innere Systematik

Deutschland	Österreich	Schweiz
Abschnitt 1: Begründung der Lebenspartnerschaft	1. Abschnitt: Allgemeine Bestimmungen	1. Kapitel: Allgemeine Bestimmungen
Abschnitt 2: Wirkungen der Lebenspartnerschaft	2. Abschnitt: Begründung der eingetragenen Partnerschaft	2. Kapitel: Die Eintragung der Partnerschaft
Abschnitt 3: Getrenntleben der Lebenspartner	3. Abschnitt: Wirkungen der eingetragenen Partnerschaft	3. Kapitel: Wirkungen der eingetragenen Partnerschaft
Abschnitt 4: Aufhebung der Lebenspartnerschaft	4. Abschnitt: Auflösung der eingetragenen Partnerschaft	4. Kapitel: Gerichtliche Auflösung der eingetragenen Partnerschaft
Abschnitt 5: Übergangsvorschriften	5. Abschnitt: Nichtigkeit der eingetragenen Partnerschaft	5. Kapitel: Schlussbestimmungen
Abschnitt 6: Länderöffnungsklausel	6. Abschnitt: Folgen der Auflösung oder der Nichtigkeit	
	7. Abschnitt: Sinngemäß anwendbares Bundesrecht	
	8. Abschnitt: Übergangs- und Schlussbestimmungen	

Die formelle, innere Struktur der Gesetze, obwohl nicht ganz einheitlich, ergibt sich aus der Textsorte und deren Funktion, die analysierte Dokumente vertreten. Sie gehören nämlich nach der Typologie der Textsorten im Bereich des Rechtswesens und der Justiz zu den Textsorten mit normativer Kraft (Busse 2000:669). Die inhaltliche Struktur der Texte entspricht im Allgemeinen dem kanonischen Aufbau⁷ der Gesetze: I. Begründung der Partnerschaft, II. Wirkung der Partnerschaft, III. Aufhebung der Partnerschaft, IV. Übergangs- und Schlussbestimmungen⁸. Das Gesetz aus Deutschland enthält einen extra Abschnitt über *Getrenntleben der Partner*; das österreichische Gesetz hat zwei zusätzliche Abschnitte: Abs. 5 und 6. (s. Tab. 2).

⁷ Dieser umfasst im Einzelnen: (1) Leitvorschrift (Haupt- oder Grundgedanke des Gesetzes, wo Ziele und Aufgaben also der Kerngedanke formuliert wird), (2) Anwendungsbereich, (3) Hauptteil (einschließlich notwendiger Begriffsbestimmungen), (4) Verfahren und Zuständigkeiten, (5) Strafvorschriften oder Ordnungswidrigkeiten, (6) Übergangsvorschriften, (7) Außerkrafttreten bisherigen Rechts, (8) Folgeänderungen in anderen Rechtsvorschriften, (9) Inkrafttreten. Die Gliederung eines Gesetzes erfolgt nach Büchern, Abschnitten, Titeln, und (durchlaufend gezählten) Paragraphen. In den umfangreicheren Dokumenten gibt es noch den Allgemeinen Teil/Besonderen Teil (Schneider 2002:219).

⁸ Zum Vergleich wird hier die Systematik des deutschen Familienrechts angeführt: 1. Abschnitt. Bürgerlicher Ehe §§1297-1588. 2. Abschnitt. Verwandtschaft §§ 1589-1772. 3. Abschnitt. Vormundschaft. Rechtliche Betreuung. Pflegschaft §§ 1773-1921 (Boemke/Bernhard 2009).

2.2. Mannigfaltigkeit der legislativen Lösungen (Auswahl)

Die inhaltliche Charakteristik an Beispielen aus drei Geltungsbereichen der Gesetze: Begründung der EP, Wirkung der EP, Folgen der Auflösung der EP, enthält die Tabelle Nr. 3. Diese Darstellungsart ermöglicht eine synthetische Erstellung der Gemeinsamkeiten und Abweichungen in der juristischen Gestaltung der Gesetze im Mikrobereich.

Tabelle 3. Legislative Lösungen⁹

Begründung der eingetragenen Partnerschaft	D	A	CH
Zwei Personen gleichen Geschlechts gegenüber dem Standesbeamten persönlich und bei gleichzeitiger Anwesenheit begründen eine Lebenspartnerschaft.	+	+	+
Eine entmündigte Person braucht die Zustimmung ihres gesetzlichen Vertreters.	0	+	+
Einschränkungen: minderjährige, verheiratete, Personen in einer anderen Partnerschaft; vollbürtige und halbbürtige Geschwistern; Personen verschiedenen Geschlechts.	+	+	+
Die Begründung der EP kann in Gegenwart von bis zu zwei Zeugen erfolgen.	+	0	0
Wirkungen der eingetragenen Partnerschaft			
Die Lebenspartner sind einander zu Fürsorge und Unterstützung sowie zur gemeinsamen Lebensgestaltung verpflichtet. Sie tragen füreinander Verantwortung, leisten einander Beistand und nehmen aufeinander Rücksicht.	+	+	+
Die Lebenspartner können einen gemeinsamen Namen (Lebenspartnerschaftsnamen) bestimmen. Man behält ihn auch nach der Beendigung der Lebenspartnerschaft.	+	-	0
Die Lebenspartner sind verpflichtet, durch ihre Arbeit und mit ihrem Vermögen ihre Lebensgemeinschaft angemessen der Einkünfte zu unterhalten.	+	+	+
Die Partnerinnen oder Partner müssen einander auf Verlangen über Einkommen, Vermögen und Schulden Auskunft geben. Auf Antrag kann das Gericht die Partner dazu verpflichten.	0	0	+
Ein Partner nimmt an der Erziehung des Kindes teil und übt die elterlichen Sorge in angemessener Weise aus.	+	0	+
Ein Partner nimmt an der Erziehung des Kindes teil und übt die elterlichen Sorge in angemessener Weise aus.	+	0	+
Bei Gefahr ist der Lebenspartner dazu berechtigt, alle Rechtshandlungen vorzunehmen, die zum Wohl des Kindes notwendig sind.	+	0	0
Dem Kind kann man den Lebenspartnerschaftsnamen erteilen.	+	0	0
Die Partner sind weder zur Adoption noch zu Fortpflanzungsmedizin zugelassen.	-	-	-
Der überlebende Lebenspartner des Erblassers ist berechtigt zur Erbschaft gesetzlicher Erbe.	+	+	+
Zusätzlich stehen ihm die zum lebenspartnerschaftlichen Haushalt gehörenden Gegenstände, als Voraus, zu.	+	0	0

⁹ Die Einzellösungen markieren folgenden Zeichen: + (=trifft zu), - (=trifft nicht zu), 0 (=kommt nicht vor).

Begründung der eingetragenen Partnerschaft	D	A	CH
Ein Lebenspartner gilt als Familienangehöriger des anderen Lebenspartners. Die Schwägerschaft dauert auch nach der Beendigung der Partnerschaft fort.	+	0	0
Leben die Partner getrennt, so kann ein Partner von dem anderen den angemessenen Unterhalt verlangen.	+	0	0
Folgen der Auflösung			
Nach der Aufhebung der Partnerschaft obliegt es jedem Partner, selbst für seinen Unterhalt zu sorgen.	+	0	+
Eine Person, die auf Grund der Aufgabenteilung während der Dauer der eingetragenen Partnerschaft eine Erwerbstätigkeit eingeschränkt oder nicht ausgeübt hat, kann von ihrer Partnerin oder ihrem Partner angemessene Unterhaltsbeiträge verlangen, bis der Unterhalt durch eigene Erwerbstätigkeit gesichert werden kann.	+	+	+
Der allein oder überwiegend schuldige (der Auflösung) Partner muss dem anderen Partner einen Unterhalt zahlen. Sind beide eingetragenen Partner schuldig, trägt aber keiner die überwiegende Schuld, so kann dem eingetragenen Partner, der sich nicht selbst erhalten kann, ein Beitrag zu seinem Unterhalt zugebilligt werden.	0	+	0
Soweit sich die eingetragenen Partner über die Aufteilung des Gebrauchsvermögens und der Ersparnisse nicht einigen, hat hierüber auf Antrag das Gericht zu entscheiden	+	+	+
Mit der Auflösung der eingetragenen Partnerschaft entfällt das gesetzliche Erbrecht zwischen den Partnerinnen oder Partnern.	+	+	+

2.3. Sprachliche Spezifik. Terminologische Übersicht

Die intralinguale Analyse der sprachlichen Ebene ergab eine umfangreiche Sammlung von Bezeichnungen. Kontraste machen sich in der asymmetrischen Verteilung des spezifischen Wortschatzes. Dessen größte Konzentration weist der Text des österreichischen Gesetzes auf. Die vorgefundene Lexik wurde in der Tabelle 4 aufgelistet.

Tabelle 4. Übersicht über die spezifische (Fach)Lexik

Deutschland	Österreich	Schweiz
a. Bezeichnungen bezüglich der Partnerschaft		
<ul style="list-style-type: none"> ▪ eine Partnerschaft auf Lebenszeit ▪ Lebenspartnerschaft ▪ lebenspartnerschaftliches Verhältnis ▪ die partnerschaftliche Lebensgemeinschaft ▪ die lebenspartnerschaftliche Gemeinschaft 	<ul style="list-style-type: none"> ▪ eingetragene Partnerschaft ▪ gleichgeschlechtliche Paare ▪ Lebensgemeinschaft ▪ die partnerschaftliche Lebensgemeinschaft ▪ partnerschaftliches Verhältnis ▪ Lebensgemeinschaft auf Dauer ▪ die Gemeinschaft 	<ul style="list-style-type: none"> ▪ eingetragene Partnerschaft ▪ gleichgeschlechtliche Paare ▪ Lebensgemeinschaft ▪ Gemeinschaft ▪ Zusammenleben ▪ Partnerschaft

Deutschland	Österreich	Schweiz
b. Bezeichnungen der Personen		
<ul style="list-style-type: none"> ▪ zwei Personen gleichen Geschlechts ▪ Lebenspartnerinnen oder Lebenspartner ▪ die Lebenspartner 	<ul style="list-style-type: none"> ▪ eingetragene Partner ▪ beide Partner ▪ die (beklagte) Partei ▪ gleichgeschlechtliche Paare ▪ beide Teile 	<ul style="list-style-type: none"> ▪ beide Partnerinnen oder Partner ▪ eine der Partnerinnen oder einer der Partner ▪ Person (<i>Hat eine Person Kinder</i>) ▪ Personen, die in einer eingetragenen Partnerschaft leben ▪ Personen gleichen Geschlechts
c. Bezeichnungen für das Gemeineigentum		
<ul style="list-style-type: none"> ▪ die gemeinsame Wohnung ▪ die ihm gehörenden Haushaltsgegenstände ▪ lebenspartnerschaftlicher Haushalt ▪ häusliche Gemeinschaft ▪ Haushaltsgegenstände, die den Lebenspartnern gemeinsam gehören ▪ gemeinsamer Haushalt ▪ gemeinsamer Wohnsitz 	<ul style="list-style-type: none"> ▪ gemeinsamer Haushalt ▪ Haushaltsgemeinschaft ▪ häusliche Gemeinschaft der eingetragenen Partner ▪ das partnerschaftliche Gebrauchsvermögen ▪ partnerschaftliche Ersparnisse ▪ der Hausrat und die gemeinsame Wohnung ▪ die partnerschaftliche Wohnung 	<ul style="list-style-type: none"> ▪ gemeinsame Wohnung ▪ gemeinsame Wohnräume

Der erste Unterschied fällt bereits beim Vergleich der Titel auf, die den Namen des neuen Rechtsinstituts enthalten. Die sprachliche Gestaltung der Titel sowie die von ihnen abgeleiteten Abkürzungen lassen vermuten, dass die Autoren der Texte aus der Schweiz und aus Österreich das deutsche Gesetz nicht als Vorbild genutzt haben. Aus dem schweizerischen Kommentartext (Villiger/Huber-Hotz 2002) geht jedoch eindeutig hervor, dass das deutsche Gesetz bei den Redaktionsarbeiten berücksichtigt wurde, aber nicht alle Lösungen – sei es in der inhaltlichen Ebene, sei es in der sprachlichen Gestaltung – übernommen wurden. Die Textautoren aus der Schweiz lehnten mit Absicht den Terminus *Lebenspartnerschaft* aus dem deutschen Text ab und blieben bei dessen reduzierten Form *Partnerschaft*. Ihre Entscheidung wurde mit folgenden Argumenten untermauert: „Auch im Interesse einer internationalen Begriffsharmonisierung trägt das neue schweizerische Rechtsinstitut nun den Namen ‚eingetragene Partnerschaft‘. Die Verkürzung stellt sicher, dass im französischen und italienischen Gesetzestext nicht schwerfällige Umschreibungen verwendet werden müssen“ (Villiger/Huber-Hotz 2002:90). Die Bezeichnung aus dem deutschen Gesetz gilt somit als eine regionale Variante. Berücksichtigt man den semantischen Wert des deutschen Terminus sowie Anforderungen, die den Fachbegriffen gestellt werden (Pieńkos 1993:210) scheint er passender zu sein: Seine Referenz ist geringer und eindeutiger. Das Lexem *Partnerschaft*

ist dagegen polysem (vgl. die Bedeutung des Lexems in den Zusammensetzungen *Lebenspartnerschaft*, *Städtepartnerschaft*), daher wahrscheinlich weniger als Fachtermin geeignet¹⁰. Auf der anderen Seite ist die Begründung der Gesetzgeber aus der Schweiz überzeugend, denn man darf eines nicht vergessen: die lexikalische Bedeutung¹¹ wandelt sich in einem bestimmtem Gebrauch in eine textuelle Bedeutung – Bedeutung eines sprachlichen Ausdrucks innerhalb eines konkreten Textes (Zawadowski 1951:9). Somit wird der semantische Wert, auch eines mehrdeutigen Lexems, präzisiert. Das gleiche Prinzip gilt für Fachlexik (Pieńkos 1999:53). Weitere Differenzen sind sowohl zwischen den Dokumenten als auch innerhalb von einem Text sichtbar. Auffallend ist, dass es unter den Schlüsselbegriffen keine dominante Bezeichnung, sondern eine Reihe von austauschbaren Synonymen gibt. Der aufgelistete Wortschatz kann in einer Grobeinteilung in drei Untergruppen gegliedert werden: spezifische lexikalische Einheiten, Fachtermini und Quasi-Begriffe¹². Diese Bemerkung bezieht sich auf alle 3 Kategorien in der Tabelle Nr. 4. Typisch für den deutschen und den schweizerischen Text ist der Gebrauch von männlichen Personenbezeichnungen und ihren femininen Ableitungen (die sog. movierten Nomina) in Bezug auf die Partner (*Partner*, *Partnerin*). Das Prinzip gilt nicht für den Text des österreichischen Gesetzes, in dem maskuline Nomina vorherrschen (*Partner*). Es ist erstaunlich, denn selbst der Text des österreichischen Grundgesetzes plädiert für den geschlechtsneutralen Sprachgebrauch¹³. Diesartige sprachliche Erfassung der Adressaten in offiziellen und amtlichen Texten ist, wenigstens in Deutschland¹⁴, normwidrig, stößt gegen die Gleichberechtigung der Geschlechter und politische Korrektheit. Dies macht aber das Lokalkolorit des Textes aus.

Die innere sprachliche Differenzierung ergibt sich aus folgenden Faktoren: (1) die untersuchten Gesetzestexte wurden zwar in einer Sprache verfasst, stammen jedoch aus drei Staaten mit unterschiedlicher Rechtskultur; (2) nicht ohne Bedeutung sind

¹⁰ Manchmal werden juristische Termini zwar auch umgangssprachlich verwendet, in der Regel jedoch mit anderer Bedeutung, die von beruflichen Rechtsanwendern anders verstanden werden.

¹¹ „Die lexikalische Bedeutung eines Sprachzeichens, wie sie das Wörterbuch verzeichnet, ist eine Abstraktion aus den immer verschiedenen textuellen Bedeutungen („Meinungen“), die ein Sprachzeichen in unterschiedlichen Texten hat. Denn im jeweiligen Text wird die Bedeutung eines Sprachzeichens durch die Bedeutung anderer Sprachzeichen in dessen Umgebung determiniert, das heißt, in ihrem Bedeutungsumfang („Extension“) eingegrenzt und in ihrem Bedeutungsinhalt („Intension“) präzisiert“ (Weinrich 1993:21).

¹² Einteilung nach Pieńkos (1993:210). Im Folgenden wird der Status der einzelnen Bezeichnungen nicht diskutiert.

¹³ „Amtsbezeichnungen können in der Form verwendet werden, die das Geschlecht des Amtsinhabers oder der Amtsinhaberin zum Ausdruck bringt. Gleiches gilt für Titel, akademische Grade und Berufsbezeichnungen“, vgl. Bundes-Verfassungsgesetz, Art.7 (3).

¹⁴ Entsprechende Hinweise in: Gleichstellung von Frau und Mann in der Rechts- und Amtssprache Gem. RdErl. d. Justizministeriums (1030 - II A. 325), d. Ministerpräsidenten und aller Landesministerien vom 24. März 1993.

die existierenden Unterschiede im Sprachusus in den deutschsprachigen Ländern (vgl. dt./österr. *eine Partnerschaft aufheben* vs. schweiz. *eine Partnerschaft auflösen*); (3) die diskutierte hier Problematik und ihre spezifische Lexik sind ein relativ neues Phänomen, und die entsprechende Terminologie ist noch nicht stabil sondern befindet sich ständig in statu nascendi. Dies erkennt man an zahlreichen Umschreibeformen, Paraphrasen und Ersatzformen. Manchmal wird der Stil unbeholfen und wackelig (z.B. Gebrauch der Bezeichnungen *beide Partnerinnen* oder *Partner, Person, Personen, die in einer eingetragenen Partnerschaft leben* in den Kontexten, in denen die Phrase *eingetragene(r) Partner* eindeutig das Denotat definiert).

3. Schlussbemerkungen

Die Konfrontation von drei Gesetzestexten führte zur Erfassung einer Reihe von Unterschieden und Gemeinsamkeiten in der juristischen Gestalt des Rechtsinstituts *eingetragene Partnerschaft*. Dies beweist, dass die Gesetzgeber der drei Staaten, auch wenn von anderen Gesetzen inspiriert, nach eigenen Lösungen strebten. Dies schlägt sich im Gebrauch der Terminologie nieder. Zu den wichtigsten gemeinsamen Bestimmungen zählen folgende Privilege der eingetragenen Partner/Partnerinnen: (1) während der Partnerschaft verfügen die Partner/Partnerinnen über gemeinsames Eigentum, (2) die eingetragenen Partner/Partnerinnen sind zur Erbschaft berechtigt, (3) nach der Auflösung der Partnerschaft können sie – im Notfall – auf eine finanzielle Unterstützung zählen. Die Gesetzgeber sprechen auch in einem weiteren Lebensbereich mit einer Stimme: den Lebenspartnern/Lebenspartnerinnen wird Kinderadoption sowie jegliche Fortpflanzungsmedizin untersagt¹⁵. Die unter 2.2. aufgelisteten Kontraste betreffen einige Einzellösungen in den angesprochenen Lebensbereichen. Weitere Unterschiede im Detail, die nicht erwähnt wurden, ergeben sich grundsätzlich aus der Verflechtung in die unterschiedliche Rechtssysteme der drei Staaten, denn viele der Regulierungen wurden mit dem bereits geltenden Zivilrecht gekoppelt. Die oben angeführten Feststellungen erlauben die Erstellung einer vorläufigen Typologie der analysierten Dokumente, und nämlich nach dem Kriterium der Ähnlichkeit dem Familienrecht. Die Gleichstellung der eingetragenen Partnerschaft und der Ehe kommt im Text des deutschen Gesetzes am stärksten zum Ausdruck (Anwesenheit von Zeugen, gemeinsamer Name, Betreuung und Miterziehung der Kinder). Die wenigsten gemeinsamen Merkmale der beiden Rechtsinstitute findet man in den

¹⁵ Auf eine etwas humorvolle, aber eindeutige Weise distanziert sich der österreichische Gesetzgeber von der Institution der Ehe im Kommentar zum Gesetz über eingetragene Partnerschaften: „Nach ihren Wirkungen ist die eingetragene Partnerschaft keine ‚Ehe light‘ und auch keine ‚Schmalpurehe‘. Zwecks Abgrenzung der Ehe von der eingetragenen Partnerschaft soll nicht der Weg von Verweisungen zum geltenden Ehe recht gewählt werden, sondern die entsprechenden zivilrechtlichen Regelungen über die wechselseitigen Rechte und Pflichten in einem eigenen Sondergesetz zusammengefasst werden“ (vgl. Erläuterungen 2009:3).

Regulierungen aus Österreich. Das Gesetz in der Schweiz nimmt wegen der Erwähnung der gemeinsamen Kindererziehung eine Zwischenstellung ein.

Quellennachweis

- Bundesgesetz über die eingetragene Partnerschaft (http://www.parlament.gv.at/PG/DE/XXIV/I/I_00485/fname_172330.pdf, gesehen am 3.09.2010).
- Bundesgesetz über die eingetragene Partnerschaft gleichgeschlechtlicher Paare vom 18. Juni 2004 (http://www.admin.ch/ch/d/sr/c211_231.html, gesehen am 3.09.2010).
- Lebenspartnerschaftsgesetz vom 16. Februar 2001 (<http://www.gesetze-im-internet.de/bundesrecht/lpartg/gesamt.pdf>, gesehen am 3.09.2010).

Zitierte Literatur

- BOEMKE B. / BERNHARD U., 2009, BGB allgemeiner Teil, Berlin/Heidelberg.
- Bundes-Verfassungsgesetz (<http://oesterreich.gv.at/DocView.axd?CobId=30953>, gesehen am 26.10.2010).
- BUSSE D., 1991, Juristische Fachsprache und öffentlicher Sprachgebrauch. Richterliche Bedeutungsdefinitionen und ihr Einfluß auf die Semantik politischer Begriffe, in: Liedtke F./Wengeler M./Böke K. (Hg.), Begriffe besetzen. Strategien des Sprachgebrauchs in der Politik, Opladen, S. 160-185.
- BUSSE D., 2000, Textsorten des Bereichs Rechtswesen und Justiz, in: Antos G./Brinker K./Heinemann W./Sager S. F. (Hg.), Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung, Berlin/New York, S. 658-675.
- Erläuterungen 2009, Erläuterungen zur Regierungsvorlage: 485 der Beilagen XXIV. GP-Regierungsvorlage-Erläuterungen (http://www.parlament.gv.at/PG/DE/XXIV/I/I_00485/fname_172332.pdf, gesehen am 3.09.2010).
- HAUG V., 2008, Staats- und Verwaltungsrecht: Fallbearbeitung, Übersichten, Schemata, Heidelberg.
- PAWLOWSKI H.-M., 1999, Methodenlehre für Juristen: Theorie der Norm und des Gesetzes: ein Lehrbuch, Heidelberg.
- PIEŃKOS J., 1993, Przekład i tłumacz we współczesnym świecie. Aspekty lingwistyczne i pozalingwistyczne, Warszawa.
- PIEŃKOS J., 1999, Podstawy jurslingwistyki. Język w prawie – Prawo w języku, Warszawa.
- REDELBACH A., 1998, Wstęp do prawoznawstwa, Toruń.
- SCHNEIDER H., 2002, Gesetzgebung: ein Lehr- und Handbuch, Heidelberg.
- TOKARCZYK R., 2008, Komparatystyka prawnicza, Warszawa.
- VILLIGER K. / HUBER-HOTZ A., 2002, Botschaft zum Bundesgesetz über die eingetragene Partnerschaft gleichgeschlechtlicher Paare vom 29. November 2002, in: Bundesblatt BBl Nr. 7 (vom 25. Februar 2003), S. 1288-1377 (<http://www.admin.ch/ch/d/ff/2003/1288.pdf>, gesehen am 3.09.2010).
- WEINRICH H., 1993, Textgrammatik der deutschen Sprache, Mannheim u.a.
- ZAWADOWSKI L., 1951, Rzeczywisty i pozorny wpływ kontekstu na znaczenie, in: Sprawozdania Wrocławskiego Towarzystwa Naukowego VI, Wrocław.

Feste Wortverbindungen im Bereich des deutschen Strafgesetzbuches

1. Einführung

Meinen Ausführungen über die festen Wortverbindungen im Bereich des deutschen Strafgesetzbuches schicke ich zuerst einige Vorüberlegungen zur Fachphraseologie, insbesondere zur juristischen Fachphraseologie voraus. Das wiederum macht eine Klarstellung im Hinblick auf das Wesen des Rechts, auf die Versprachlichung des Rechts erforderlich. An diese Überlegungen schließen sich Beispiele von Fachphraseologismen aus dem Bereich des deutschen Strafgesetzbuches.

2. Recht

Unter Recht verstehe ich eine unbestimmbare Vielzahl von Normen, die in einem formalisierten Verfahren durchgesetzt werden können (vgl. Lück 2008:21-22). Für besonders aufschlussreich halte ich die Auffassung des Rechts als Sprachform (mehr dazu Weck 1913:7, Vernengo 1965:293, Horn 1966:7, Busse 1992:5), die unlösbare Verknüpfung von der jeweiligen Rechtssprache mit der jeweiligen Rechtsordnung (vgl. Goergen/Schulze 1999:76).

3. Sprache als Medium des Rechts

Damit das Recht seine verhaltensregulierende, vorschreibende, d.h. normative Funktion im Leben sozialer Gemeinschaften erfüllen kann, bedarf es der Sprache als eines Mediums (vgl. Busse 1992:5). Unter Medium verstehe ich auch verschiedene Textsorten, in denen Recht vermittelt wird. Die Taxonomie der Textsorten hängt mit der kommunikativen Funktion von Sprache zusammen. In der bisherigen rechtslinguistischen Forschung werden Taxonomien der juristischen Texte aufgebaut, in denen auf Modell von Lothar Hoffmann (1985:58-71) zurückgegriffen wird (vgl. Roelcke 1999:38-42). Wenn man die vertikale Schichtung der Fachsprachen von Hoffmann (1985:64-70) zur

Grundlage der Differenzierung von den juristischen Textsorten nimmt, so hat man ganz oben auf der vertikal angelegten Liste die höchste Abstraktionsstufe der Sprache (oder eher der Begriffe dieser Sprache), und dann, in absteigender Reihenfolge, nach Maßgabe des Fachlichkeitsgrades der darin verwendeten Begriffe: sehr hohe Abstraktionsstufe, hohe Abstraktionsstufe, niedrige Abstraktionsstufe und sehr niedrige Abstraktionsstufe (vgl. Hoffmann 1985:65, Roelcke 1999:38-42). Die Richtung dieser Taxonomie von oben nach unten verläuft in eine der Entwicklungstendenz (Präzisierungstendenz) von der Allgemeinsprache (Wörter der Alltagskommunikation) zur Fachsprache (Begriffe eines Faches) entgegengesetzte Richtung (vgl. Hattenhauer 1987:5, Hałas 1995:59, Wimmer 2008:81). Der differenzierte Fachlichkeitsgrad der juristischen Mitteilung, der in verschiedenen Textsorten¹ zur Sprache gebracht wird, wird in der Debatte um die Verständlichkeit der Rechtssprache hervorgehoben (Eichhoff-Cyrus/Strobel 2009:133-151).

4. Phraseologismus, Fachphraseologismus

Die Meinungen darüber, was Phraseologie, darunter Fachphraseologie, ist, welche sprachlichen Erscheinungen als phraseologische zu bezeichnen sind, gehen heute auseinander (Burger et al. 1982:1). Gegenwärtig haben sich drei Forschungsansätze im Bereich der Phraseologieforschung herauskristallisiert. Es sind: der philologische allgemeinsprachliche Ansatz (vgl. Fleischer 1982, Kunkel 1985, Gustafsson/Piirainen 1985, Duhme 1991, Burger et al. 1982), der fachsprachliche, terminologische und translatorische Ansatz (vgl. Schломann 1928, Wüster 1931, Hums 1971 und 1978, Picht/Draskau 1985) und der integrative Ansatz (Müller 1993, Kißig 1995). Die Bezeichnung Fachphraseologie verwende ich nach Rosemarie Gläser (2006:482-505). In meiner Analyse verwende ich die von Gläser vorgeschlagene Definition des Fachphraseologismus: „Der Fachphraseologismus bzw. die fachsprachliche Wendung wird definiert als eine in einem bestimmten Bereich der Fachkommunikation lexikalisierte, usuell verwendete, verfestigte und reproduzierbare Wortgruppe, die in der Regel nicht idiomatisiert ist und keine expressiven oder stilistische Konnotationen trägt“ (2006:482-505)².

¹ Zweckmäßig schreibe ich hier vom verschiedenen Fachlichkeitsgrad der juristischen Sprache in verschiedenen Textsorten und nicht von der Abhängigkeit des Fachlichkeitsgrades von jeweiliger Textsorte. Die Wahl einer Textsorte als Kommunikationsmittel vom Autor einer Mitteilung sehe ich als Ergebnis seiner Entscheidung, diese Mitteilung an konkreten Leser (Adressaten) zu richten. Eine Bestätigung meiner Annahme finde ich in der Diskussion über die Einstellung der Justiz zur Rechts- und Verwaltungssprache. Mehr dazu Eichhoff-Cyrus/Strobel 2009:133-151.

² Zum expressiven Wert der Fachphraseologismen vgl. auch: Sapir 1921, Jakobson 1989:81, Fleischer 1997:162-166, Gläser 2006:487, Gast 2006:417.

5. Juristischer Fachphraseologismus

In Bezug auf die Rechtssprache will ich die Definition des Fachphraseologismus von Gläser umformulieren. Unter dem juristischen Fachphraseologismus bzw. unter der juristischen sprachlichen Wendung³ verstehe ich eine in einem bestimmten Bereich der Kommunikation⁴ lexikalisierte, verfestigte und reproduzierbare Wortgruppe, die zur Bezeichnung eines juristischen Gegenstands (Objekts) bzw. juristischen Sachverhalts usuell verwendet wird. Die Betonung des Juristischen ist dabei deswegen wichtig, weil damit Phraseologismen und Wendungen aus der Analyse ausgeklammert werden können, die nicht juristisch sind, obwohl sie in juristischen Texten vorkommen können, z.B. temporale Ergänzungen: *für eine bestimmte Zeit*⁵ (vgl. StGB, Erster Titel, § 2 (4)), *in Beziehung auf* (vgl. StGB, Erster Titel, § 5 (14)), *nach seiner Vorstellung* (StGB, Erster Titel, § 9 (2))⁶ bzw. die modalen Angaben wie: *aus Verwirrung*, *aus Furcht*, *aus Schrecken* (vgl. StGB, Vierter Titel, § 33).

Die Analyse des deutschen Strafgesetzbuches zeigt, dass die Mehrheit der dort vorkommenden Bezeichnungen fachbezogen sind, d.h. dass sie der juristischen Fachsprache angehören. Auch wenn sie den Bezeichnungen der Alltagssprache formell ähnlich oder formell mit ihnen identisch sind, handelt es sich bei ihnen um semantische Derivate der standardsprachlichen Bezeichnungen (vgl. Hałas 1995:54-55). Diese infolge der Neosemantisierungsprozesse entstandenen Bezeichnungen stellen im Grunde genommen juristische Begriffe dar (vgl. dazu Hałas 1995:54-72). Es handelt sich z.B. um folgende Wortverbindungen: *eine Tat begehen* (vgl. StGB, Vierter Titel, § 34), *die Grenzen der Notwehr überschreiten* (vgl. StGB, Vierter Titel, § 33), *Straftaten gegen die Umwelt* (vgl. StGB, Erster Titel, § 5 (11)), *eine Straftat versuchen* (vgl. StGB, Zweiter Titel, § 22), *eine Straftat begehen* (vgl. StGB, Dritter Titel, § 25 (1)), *Hilfe zur Verhinderung von schweren Straftaten* (vgl. StGB, Dritter Abschnitt, Zweiter Titel, § 46b).

³ Diese Bezeichnung wird von Warner übernommen (mehr dazu Warner 1966).

⁴ Zweckmäßig bezeichne ich diese Kommunikation nicht als juristisch, weil ich fürchte, die Nicht-Juristen damit aus dieser Kommunikation auszuschließen. Akzeptabel scheint mir auch noch die Formulierung: Kommunikation über juristische Gegenstände und Sachverhalte. Diese Formulierung hat den Vorteil, dass sie die Kommunikation nicht auf das Medium **Rechtssprache** einschränkt, sondern die Frage offen stellt, inwieweit und ob überhaupt diese Sprachen Varianten bzw. inwieweit diese Sprachen füreinander komplementär, aber nicht zueinander Varianten sind.

⁵ Dies gilt jedoch nicht mehr bei den folgenden Phraseologismen, die temporale Beziehungen um die Geltung der Tat zum Ausdruck bringen: *zur Zeit der Tat* (StGB, Erster Titel, § 2 (1)), *während der Begehung der Tat* (StGB, Erster Titel, § 2 (2)), *bei Beendigung der Tat* (StGB, Erster Titel, § 2 (2)), *zur Zeit der Entscheidung* (StGB, Erster Titel, § 2 (6)). Da ein Bestandteil des ganzen Phraseologismus ein juristischer Begriff ist (die Tat), gilt der gesamte Phraseologismus als fachspezifisch, d.h. als juristisch.

⁶ Mehr dazu Choduń 2007:Kap. 134-140.

Nach Fleischer (1997) und Burger et al. (1998) gehe ich von der Annahme aus, dass Phraseologismen (feste Wortverbindungen) folgende Merkmale haben: Polylexikalität, Stabilität (auch: Festigkeit), Lexikalisierung (auch Lexikalität)⁷, Idiomatizität⁸, Reproduktion (auch: Reproduzierbarkeit)⁹. Mich interessiert die Antwort auf die Frage, was geschieht, wenn man diese Merkmale auf das Gebiet der festen Wortverbindungen der Rechtssprache überträgt? Kjaer behauptet, dass das einzige Merkmal der juristischen Wortverbindungen ihre Reproduzierbarkeit ist, d.h. ihre ständige Wiederholung in juristischen Fachtexten (vgl. 1991:116)¹⁰. Dabei betont sie, dass die genannten lexikalischen Einheiten nur in ihrem fachlichen und fachsprachlichen Kontext als reproduzierbare Einheiten zu erkennen sind (vgl. Kjaer 1991:116). Dieses Merkmal ist dadurch aufschlussreich, dass das Merkmal der Reproduzierbarkeit der festen Wortverbindungen der Rechtssprache nur für den Bereich des Faches Recht gilt.

⁷ Hervorzuheben ist hier eine Verflechtung aller hier erwähnten charakteristischen Merkmale der Phraseologismen. Fleischer meint: „Idiomatizität und Stabilität parallelisieren den Phraseologismus dem Wort, führen zu seiner Lexikalisierung, der Speicherung im Lexikon. Das ist für ein Wort das ‚Normale‘, für eine syntaktische Wortverbindung dagegen eine zusätzliche Markierung. Die Lexikalisierung der syntaktischen Konstruktion bedeutet, dass sie nicht mehr nach einem syntaktischen Strukturmodell in der Äußerung ‚produziert‘, sondern dass sie als ‚fertige‘ lexikalische Einheit ‚reproduziert‘ wird: Diese im Wortbestand der Sprache bereits fertig vorhandenen geprägten Wortverbindungen brauchen im Prozess der Rede nur reproduziert zu werden, sie verhalten sich also auch in dieser Hinsicht wie die kleinsten selbständigen, potentiell isolierbaren Bedeutungsträger der Sprache, die Wörter“ (1997:62-63).

⁸ Die Idiomatizität einer festen Wortverbindung versteht Fleischer (vgl. 1997:30) nach Telija (1975:417) als das Fehlen eines derivationell-semantischen Zusammenhangs zwischen dem semantischen Äquivalent eines Gliedes des Verbandes und den anderen Bedeutungen desselben Wortes. Nach Gläser (2006:482-505) ist die von Fleischer hervorgehobene semantische Unvereinbarkeit der Bestandteile einer festen Wortverbindung, „gemessen an den wendungsexternen Bedeutungen“ (Fleischer 1997:30), nicht eine Bedingung sine qua non für die Auffassung einer festen Wortverbindung als Phraseologismus. Burger et al. (vgl. 1998:15) weisen darauf hin in seiner in seinem Klassifikationsschema, in dem er Phraseologismen im weiteren Sinne von den Phraseologismen im engeren Sinne unterscheidet. Nicht selten ist die anscheinende das Fehlen eines derivationell-semantischen Zusammenhangs zwischen dem semantischen Äquivalent eines Gliedes des Verbandes und den anderen Bedeutungen desselben Wortes eine Folge der Unkenntnis der Ethymologie dieses Gliedes. Das bestätigt u.a. die Analyse von Knütel (2010:33-54). Auch Fleischer gibt zu, dass „die Feststellung der Idiomatizität durch den Vergleich wendungsinterner und wendungsexterner Bedeutung der Komponenten keineswegs immer eindeutig und einleuchtend“ (Fleischer 1997:33) ist. Als eine Grundlage für diese Feststellung nennt er den freien Gebrauch eines Wortes, den er in den bestehenden Lexika sucht (vgl. dazu Fleischer 1997:33-36).

⁹ Vgl. dazu Fleischer (1997:62ff., 212f.). Kjaer paraphrasiert dieses Merkmal als ständige Wiederholung von einer Wortverbindung in Texten (vgl. 1991:116).

¹⁰ Ergänzend zu Kjaer ist festzuhalten, dass zu der Phraseologizität der festen Wortverbindungen auch das Merkmal Polylexikalität gehört.

Diese Feststellung von Kjaer führte mich zu einer nochmaligen Überlegung dessen, was Rechtssprache ist.

Unter den juristischen Fachphraseologismen des deutschen Strafgesetzbuches habe ich keine Repräsentanten von mehrgliedrigen Eigennamen (den sog. onymischen Wortgruppen wie z.B. *das Rote Kreuz, der Ferne Osten* – mehr dazu Gläser 2006:490, Burger et al. 1998:46), von Nomenklaturzeichen (wie *Thymus vulgaris, Felis communis domestica* – mehr dazu Gläser 2006:490), und von Onymen als Konstituenten terminologischer Phraseologismen (Gläser 2006:491) festgestellt. Dagegen enthält das deutsche Strafgesetzbuch eine Menge von festen Wortverbindungen, die mit Appellativa (Nominationen¹¹) gebildet werden. Diese vielgestaltige Gruppe von festen Wortverbindungen klassifiziert Burger als phraseologische Termini (Burger et al. 1998:46-48, Kjaer 1991 und 1992). Zu den typischen Bildungsmustern der terminologischen Phraseologismen im Bereich des deutschen Strafgesetzbuches gehören: 1. substantivisches Appellativum mit vorangestelltem adjektivischen Attribut: *bewaffneter Raub/rozbój z użyciem broni* (§ 250 StGB/Art. 280 § 2 KK), *fahrlässige Tötung/nieumyślne spowodowanie śmierci* (§ 222 StGB/Art. 155 KK), *üble Nachrede/zniesławienie* (§ 186 StGB/Art. 212 KK), *tätige Reue/czynny żal* (§ 24 StGB/Art. 15 KK), 2. substantivisches Appellativum mit nachgestelltem Genitivattribut: *Abbruch der Schwangerschaft/przerwanie ciąży* (§ 218 StGB/Art. 153 KK¹²), *Abschieben falschen Geldes/puszczanie w obieg fałszywych pieniędzy; Überprüfung der Unterbringungsdauer/kontrola czasu przebywania w określonym miejscu przebywania* (§ 67e StGB/ø), *Verursachung einer Überschwemmung/spowodowanie nadwyżek* (§ 313 StGB/ø), 3. substantivisches Appellativum mit nachgestellter Präpositionalphrase: *Absehen von Strafe/odstąpienie od kary* (§ 60 StGB/Art. 59 KK), *Widerstand gegen eine Amtshandlung/opór wobec czynności urzędowej* (§ 113 StGB/ø). Neben den vielgestaltigen Substantiven sind unter den Nominationen Verben festzustellen. In dem von mir analysierten Korpus handelt es sich meist um selbstdeutige Wendungen wie *von der Strafe absehen* (§ 60 StGB/Art. 59 KK), *sich absichtlich in den Vollrausch versetzen* (§ 323a StGB/ø), *die Tat begehen/popelnąć czyn* (§ 5 (8) StGB/Art. 1 § 1 KK), *eine Straftat begehen/popelnąć czyn zabroniony*¹³. Im analysierten Korpus habe ich keine Paar- oder

¹¹ Nominationen gehören zum Zentrum des Systems der Fachphraseologie. Vgl. Gläser 2006:488.

¹² Alle aus dem Korpus des deutschen Strafgesetzbuches (StGB) ermittelten phraseologischen Termini gebe ich mit ihren polnischen Äquivalenten an, die ich meistens dem Rechts- und Wirtschaftswörterbuch von Banaszak et al. (2005) entnehme. Manche Äquivalente habe ich selbständig während der Recherche im polnischen Kodeks Karny (KK) ermittelt. Falls keine polnische Entsprechung angegeben ist, bedeutet das, dass es sich um einen deutschen Begriff handelt, der kein Äquivalent im polnischen KK hat. Solche Fälle sind mit dem Zeichen „ø“ markiert.

¹³ Im Text des novellierten polnischen KK habe ich kein wortwörtliches Äquivalent für den deutschen Begriff *Straftat* gefunden. Jedenfalls tritt dort nicht ein einziges Mal der Begriff

Zwiliingsformeln festgestellt, dagegen aber viele Funktionsverbgefüge, wie z.B.: *sich im Besitz befinden/być w posiadaniu* (§ 74d (2) StGB/Art. 45 § 3 KK), *in Kraft/außer Kraft treten/wejść w życie, stracić moc obowiązującą* (StGB § 2 (4), *in Betracht kommen/wchodzić pod uwagę* (§ 46 (2), § 219 (1) StGB/Art. 33 § 3 KK), *Feststellungen treffen/podejmować ustalenia* (§ 218b (2) StGB), *Handlungen vornehmen lassen/doprowadzić do poddawać się czynności, wykonania czynności* (§ 182 (2) StGB/Art. 197 § 2 KK).

6. Schlussbemerkungen

Abschließend und zusammenfassend will ich festhalten, dass die festen Wortverbindungen im Bereich des Rechtes ein sprachwissenschaftliches Phänomen darstellen, das einen besonderen Rang in der rechtslinguistischen Untersuchung einnehmen sollen. Aus der ganzen Bandbreite der im Zusammenhang mit der Phraseologie der Rechtssprache zu behandelten Themen ist für mich die Frage nach den Wechselbeziehungen zwischen der Allgemein- und der Rechtssprache sowie die sich daraus ergebende Fragenstellung nach dem Grad der Komplementarität der juristischen Fachsprache im Verhältnis zur Allgemeinsprache von einschneidender Bedeutung. Eine diesbezügliche sprachwissenschaftliche Analyse der juristischen festen Wortverbindungen halte ich für besonders aufschlussreich. Eine solche Analyse setzt voraus, dass man die juristischen Wortverbindungen aus einem bestimmten Rechtsgebiet, z.B. aus dem Gebiet des Strafrechtes, nicht in einer Textsorte (z.B. in Gesetzestexten wie StGB und StPO), sondern in mehreren Textsorten (z.B. in Gesetzestexten, Gerichtsentscheidungen, Prozessakten und Anhandlungen) analysiert. Eine solche Herangehensweise hat diesen Vorteil, dass hier eine bestimmte Gruppe von juristischen Wortverbindungen nicht ausschließlich in einer Sammlung von Rechtsnormen, die in juristischen Texten enthalten sind (juristischer Realismus), sondern auch in einer Sammlung von Entscheidungen, die von Richtern und Beamten tatsächlich gefällt werden (Recht in Handlung) semantisch analysiert wird. Das Ergebnis einer solchen Analyse kann eine Übersicht darüber sein, wo, d.h. in welchen Situationen und in welchen Textfragmenten, die unabhängig von ihrer verschiedenen Textsortenzugehörigkeit sich auf inhaltlich gleichen Abschnitt der Rechtswirklichkeit zu beziehen haben, die festgeprägten juristischen Wortverbindungen beibehalten, und wo sie vermieden und durch andere Worte oder Wortverbindungen ersetzt werden. Die Antwort auf die Frage, inwieweit die Bedeutungen von solchen Konstrukten unverändert bleiben, kann zugleich auch eine Antwort auf die Frage nach dem Grad der Komplementarität der juristischen Fachsprache im Verhältnis zu der sogenannten Allgemeinsprache sein bzw. inwieweit man dabei von zwei Varianten einer und derselben Sprache sprechen kann.

czyn karalny auf, was Banaszak et al. in seinem Wörterbuch suggerieren (2005:568). Meine Recherchen haben ergeben, dass das polnische Äquivalent von *Straftat czyn zabroniony* ist (vgl. Kodeks Karny z dnia 6 czerwca 1997).

Zitierte Literaturver

- BANASZAK B. / BRÜNNECK A., von / VRIES T., de / KRZYMUSKI M., 2005, Rechts- und Wirtschaftswörterbuch / Słownik prawa i gospodarki. Tom II: deutsch-polnisch/niemiecko-polski, Warszawa.
- BURGER H. / BUHOFER A. / SIALM A., 1982, Handbuch der Phraseologie, Berlin/New York.
- CHODUŃ A., 2007, Słownictwo tekstów aktów prawnych w zasobie leksykalnym współczesnej polszczyzny, Warszawa.
- BUSSE D., 1992, Recht als Text. Linguistische Untersuchungen zur Arbeit mit Sprache in einer gesellschaftlichen Institution, Tübingen.
- DUHME M., 1991, Phraseologie der deutschen Wirtschaftssprache. Eine empirische Untersuchung zur Verwendung von Phraseologismen in journalistischen Fachtexten, Essen.
- EICHHOFF-CYRUS K. M. / STROBEL T., 2009, Einstellung der Justiz zur Rechts- und Verwaltungssprache. Eine Trendumfrage, in: Der Sprachdienst 53, S. 133-151.
- FLEISCHER W., 1982/1997, Phraseologie der deutschen Gegenwartssprache, Tübingen.
- GAST W., 2006, Juristische Rhetorik, Heidelberg.
- GLÄSER R., 2006, Fachphraseologie, in: Burger H./Dobrovól'skij D./Kühn P./Norrick N.R. (Hg.), Phraseologie. Ein internationales Handbuch der zeitgenössischen Forschung, Berlin/New York, S. 482-505.
- GOERGEN U. / SCHULZE R., 1999, Fremdsprachen und Übersetzen im Rechtsstudium, in: Groot R. de/Schulze R., Recht und Übersetzen, Baden-Baden, S. 67-87.
- GUSTAFSSON U. / PIIRAINEN I. T., 1985, Untersuchungen zur Phraseologie in Zeitungstexten der deutschsprachigen Länder, Vaasa.
- HAŁAS B., 1995, Terminologia języka prawnego, Zielona Góra.
- HATTENHAUER H., 1987, Zur Geschichte der deutschen Rechts- und Gesetzessprache, Hamburg.
- HOFFMANN L., 1985, Kommunikationsmittel Fachsprache, Tübingen.
- HORN D., 1966, Rechtssprache und Kommunikation. Grundlegung einer semantischen Kommunikationstheorie, Berlin.
- HUMS L., 1971, Terminologie und Phraseologie – ihr Verhältnis zueinander auf dem Hintergrund der russischen Terminologie des Eisenbahnbaus, in: Wissenschaftliche Zeitschrift der Technischen Universität Dresden 20/5, S. 1251-1254.
- JAKOBSON R., 1989, Poetyka w świetle językoznawstwa, in: Mayenowa M.R., Roman Jakobson. W poszukiwaniu istoty języka, Warszawa, S. 77-124.
- KISSIG B., 1995, Fachsprachliche Wortgruppen in englischen und deutschen Texten der Mikroprozessortechnik, Frankfurt am Main.
- KJAER A. L., 1991, Phraseologische Wortverbindungen in der Rechtssprache, in: Palm Ch. (Hg.), Europhras 90 – Akten der internationalen Tagung zur germanistischen Phraseologieforschung, Aske/Schweden, 12.-15. Juni 1990, Uppsala, S. 115-122.
- KJAER A. L., 1992, Normbedingte Wortverbindungen in der juristischen Fachsprache, in: Fremdsprachen Lehren und Lernen 21, S. 46-64.
- KNÜTEL R., 2010, Römisches Recht, in: Fischer R. (Hg.), Sprache und Recht in großen europäischen Sprachen, Regensburg, S. 33-54.
- KUNKEL K., 1985, Untersuchungen zur funktional differenzierten Verwendung von Phraseologismen in ausgewählten Textsorten der deutschen Gegenwartssprache, Leipzig.
- LÜCK H., 2008, Einführung: Das sächsisch-magdeburgische Recht als kulturelles Bindeglied zwischen Rechtsordnungen Ost- und Mitteleuropas, in: Lück H./Lück E. (Hg.), Rechts- und Sprachtransfer in Mittel- und Osteuropa: Sachsenspiegel und Magdeburger Recht, Berlin, S. 1-28.

- MÜLLER R., 1993, *Phraseologismen in englischen Fachtexten der Humanmedizin. Eine empirische Untersuchung zur Fachphraseologie*, Frankfurt am Main.
- PICHT H. / DRASKAU J., 1985, *Terminology. An Introduction*, Surrey.
- ROELCKE T., 1999, *Fachsprachen*, Berlin.
- SAPIR E., 1921, *Language. An introduction to the study of speech*, New York.
- SCHLOMANN A. (Hg.), 1966, *Illustrierte technische Wörterbücher in sechs Sprachen: D-E-R-F-I-S*, Berlin.
- TELIJA V. N., 1975, *Die Phraseologie*, in: *Allgemeine Sprachwissenschaft*. Bd. 2 (ins Deutsche übertr. u hg. von Zikmund H./Feudel G.), Berlin, S. 374-429.
- VERNENGO R. J., 1965, *Recht und Sprache*, in: *Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie*, Beiheft Neue Folge 4, S. 293-297.
- WARNER A. 1966, *Internationale Angleichung fachsprachlicher Wendungen der Elektrotechnik. Versuch einer Aufstellung phraseologischer Grundsätze für die Technik* (Beihefte der ETZ 4), Berlin.
- WECK H., 1913, *Die Sprache im deutschen Recht*, Berlin.
- WIMMER R., 2008, *Weltansichten aus sprachlicher und rechtlicher Perspektive. Zur Ontisierung von Konzepten des Rechts*, in: Eichhoff-Cyrus K.M./Antos G., 2008, *Verständlichkeit als Bürgerecht? Die Rechts- und Verwaltungssprache in der öffentlichen Diskussion*, Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich, S. 81-95.
- WÜSTER A., 1970, *Internationale Sprachnormung in der Technik. Besonders in der Elektrotechnik*, Bonn.

Liturgische Textsorte(n)¿ Zum linguistischen Herangehen an den Gottesdienst und seine Teile

Ausgangspunkt für die folgenden Überlegungen sind zwei sich in wichtigen Punkten unterscheidende, linguistische Auffassungen von Gottesdienst, wie sie von Albrecht Greule und Franz Simmler vertreten werden. Der Hauptunterschied besteht in dem jeweiligen Verständnis von liturgischen Textsorten: Während Simmler den gesamten Gottesdienst als eine einzige Textsorte ansieht, bezeichnet Greule die einzelnen Teile des Gottesdienstes jeweils als liturgische Textsorten. Nach einer knappen Darstellung und Würdigung beider Positionen möchte ich eine eigene Definition von Gottesdienst zur Diskussion stellen.

Zunächst zu Greule, der sich auf den (nachkonziliaren) römisch-katholischen Bereich konzentriert: „Die Messfeier wird im Folgenden als ein Großritual verstanden, in dessen Verlauf Texte (im Sinne von schriftlich fixierten Vorlagen) unterschiedlicher Herkunft und Extension von unterschiedlichen Sprechern (oder Sängern) sprecherisch (oder gesanglich) wiedergegeben werden, auf diese Weise eine Funktion im Gesamtrituel erfüllen und zum Gelingen der Liturgie beitragen“ (2003:293-294, vgl. auch 1991:141). In dieser Definition finden sich drei wesentliche Momente, die auch im weiteren Verlauf des Greule'schen Aufsatzes weiter ausgeführt werden:

1. Die Messe wird als Großritual verstanden, das sich aus mehreren Teilritualen zusammensetzt. Als Beispiele erwähnt Greule die Eröffnung, den Wortgottesdienst, die Eucharistiefeier, die Kommunion und die Entlassung.¹ Diese Teilrituale bestehen nun nicht ausschließlich aus sprachlichen Elementen; vielmehr sind an ihrer Konstituierung „verschiedene semiotische Bereiche“ beteiligt (2003:298). Dabei können die sprachlichen Elemente entweder Teilrituale konstituieren oder diese begrenzen. (Greule führt als Beispiele die Evangelienlesung² bzw. die Akklamation *Amen* sowie den rituellen Dialog

¹ Greule folgt damit der Einteilung, wie sie etwa im katholischen Gotteslob zu finden ist. Vgl. auch die Auflistung der verschiedenen Teile in Simmler 2000:683.

² Die hier von Greule als Teilritual verstandene Lesung aus dem Evangelium ist innerhalb des Wortgottesdienstes angesiedelt, der seinerseits vorher als Teilritual identifiziert wurde.

Der Herr sei mit euch – Und mit deinem Geiste an, 2003:300). Eine weitere Möglichkeit – Elemente ohne ein Vorkommen von Sprache, wie Kniebeugen vor dem Hineinsetzen in die Bank oder beim Passieren des Altarkreuzes – kommen bei Greule nicht in den Blick, da er sich explizit auf „die Sprachlichkeit der Liturgie, das heißt auf das, was während der Feier gesprochen, gesungen oder gehört wird“ konzentriert (2003:298).

2. Um das Verhältnis zwischen der Vorlage eines Textes und seiner sprachlichen Realisierung terminologisch in den Griff zu bekommen, spricht Greule zunächst vom Textexemplar, verstanden als ein „vor Beginn der Messe verschriftet vorliegender Text“ (2003:300). Ein Textexemplar kann dann sprecherisch oder aber in Form von Gesang wiedergegeben werden. Im ersten Fall handelt es sich um einen Sprechvortrag, im zweiten um einen Gesangsvortrag. Als Quellen für Textexemplare dienen neben dem Messbuch auch andere Rollenbücher wie das Lektionar, das Kantonal oder die Gesangbücher, daneben aber auch Fürbitt- und Predigtvorlagen, Vorlagen für die Vermeldungen usw. (vgl. 2003:301)³.

3. Ein weiterer wichtiger Aspekt von Gottesdiensten, der in der Definition angesprochen wird, ist die Einteilung der liturgischen Text- bzw. Redesorten⁴ hinsichtlich der durch sie erfüllten (Haupt)Funktion. Greule (2003:302-304) greift hier auf die Einteilung der Textfunktionen von Klaus Brinker (2010:98-112) zurück und unterscheidet zwischen Informationsfunktion (z.B. bei Vermeldungen, Lesungen, Predigt), Appellfunktion (Gebete), Obligationsfunktion (Taufe, Trauung, Akklamationen), Kontaktfunktion (Gruß, Entlassung) und Deklarationsfunktion (Schuld- und Glaubensbekenntnis).

Bevor ich nun Simmlers Gottesdienst-Verständnis darstelle, möchte ich einige Aspekte seines etwas eigenwilligen aber, so denke ich, doch zweckmäßigen Begriffsapparats erläutern. Da sind zunächst die Begriffe des Textexemplars und der Textsorte: „Die Textsorte ist eine Einheit der **langue**, die in der **parole** in einem oder mehreren konkreten Textexemplaren realisiert wird“ (2007:452)⁵ Diese (anders als bei Greule verstandenen) Textexemplare sind segmentierbar in Textteile (z.B. das Schlussgebet) und Teiltexthe, die potenzielle Texthaftigkeit haben und eigene Textexemplare konstituieren

An dieser Stelle wird deutlich, dass sich eine Gliederung des Gottesdienstes nicht aus theologischer Sicht, sondern anhand linguistischer Kriterien als schwierig erweist, vgl. etwa die Ausführungen von Michael B. Merz (1988:73-76), der bei der Analyse des eucharistischen Hochgebets mit insgesamt fünf Ebenen operiert.

³ Greule weist auf die Besonderheit hin, dass es im Gottesdienst im Grunde genommen kein völlig spontanes, d.h. in unserem Zusammenhang, vorlagenloses Sprechen gibt: Selbst bei frei formulierten Einführungen, Gebeten u.Ä. geht eine zumindest gedankliche Vorbereitung des Sprechenden voraus (2003:300). Trotzdem liegt in einem solchen Fall kein Textexemplar vor.

⁴ Unter Redesorten versteht Greule Textsorten, „die zwar verschriftet sind, aber primär durch Sprechsprache wiedergegeben werden“ (2003:301).

⁵ Ein Text ist in Simmlers Terminologie eine universelle, übereinzelsprachliche Einheit der *langue* (2007:451-452).

können wie Predigt, Vaterunser, Credo, Antwortpsalmen u.a. (2000:683, 2007:452). In Hinblick auf die (tridentinische) Messe führt Simmler nun aus: „In der katholischen Messfeier bilden die Textteile und Teiltexthe des Ordo Missae und die veränderlichen Teile des Messbuchs in der Form eines Messformulars die verbale Basis einer konkreten Feier. Sie verbinden sich mit den Bewegungen des Priesters am Altar und seinen rituellen Handlungen und mit der überwiegend passiv beteiligten Gemeinde⁶ zu einer ‚harmonischen Einheit‘, die ‚alle Sinnesbereiche‘ erfasst“ (2007:462). Simmler versteht den Gottesdienst also als ein Konglomerat aus verschiedenen, dem Messbuch entnommenen, verbalen Versatzstücken und den nonverbalen Elementen des Zelebranten.

Für unsere Fragestellung – das Verhältnis zwischen den einzelnen Teilen eines Gottesdienstes und seiner Gesamtheit – ist nun von Bedeutung, dass Simmler ein sehr weites Verständnis von liturgischen Textsorten hat: „Jede einzelne Liturgiefeier konstituiert ein Textexemplar einer Textsorte, die mit Hilfe externer und interner Kriterien beschrieben werden kann“ (2000:682). Zu den externen Kriterien zählen die Teilnehmer, der Ort und seine Ausstattung sowie die Zeit, aber auch: Bewegungen und Handlungen der Teilnehmer, Kleidung, Musik, Weihrauch etc. Die verbalen Elemente machen den internen Bereich des Gottesdienstes aus. Als Beispiele für Liturgiefeiern nennt Simmler u.a. Messe, Wortgottesdienst, Andacht, Gebetsgottesdienst, Prozessionen, aber auch Gemeindesingen und andere kirchenmusikalische Veranstaltungen.

Ein Unterschied zwischen den beiden, hier in aller Kürze skizzierten Positionen ist die unterschiedliche Verwendung des Terminus Textexemplar: Während Greule hierunter vor Beginn der Messe verschriftet vorliegende Texte versteht, bezeichnet Simmler als Textexemplare konkrete Realisierungen von Textsorten. Viel gewichtiger ist jedoch ein anderer terminologischer Unterschied: die unterschiedliche Auffassung von (liturgischer) Textsorte. Bei Greule begrenzen oder konstituieren liturgische Textsorten Teilrituale, die zusammen das Großritual Gottesdienst bilden. Anders bei Simmler, der den ganzen Gottesdienst als einen liturgischen Text (auf der Ebene der parole) bzw. liturgische Textsorte (auf der Ebene der langue) versteht, der sich aus verschiedenen Textteilen und Teiltexthen zusammensetzt.

Beide – Greule und Simmler – sind sich ihrer Differenzen wohl bewusst und nehmen auch aufeinander in ihren (hier bereits zitierten) Arbeiten Bezug. So hatte Simmler zunächst 2000 in seinem Beitrag „Textsorten des religiösen und kirchlichen Bereichs“ den Gottesdienst als Textsorte bezeichnet (2000:682, oben bereits zitiert). Hierauf bezieht sich Greule in einem Aufsatz zu „Liturgischen Textsorten und ihrem ‚Sitz im Leben‘“ von 2003: „Terminologisch folgen wir Franz Simmler [...] nicht, wenn er jede einzelne Liturgiefeier als ein ‚Textexemplar‘ der ‚Textsorte ‚sakramentaler Gottesdienst‘

⁶ Die Verhalten der Gemeinde kann sicherlich unterschiedlich gewichtet werden. Zu ergänzen ist jedoch in jedem Fall die Rolle des bzw. der Ministranten, vgl. hierzu etwa Kiraga (im Druck).

versteht. Der Begriff der Textsorte wird dadurch auf ‚komplexe kommunikative Einheiten‘ ausgeweitet und gegen ein allgemeines Verständnis von Textsorten verwendet“ (2003:293-294). Der von Simmler postulierte Textsortenbegriff ist Greule schlichtweg zu weit (hierzu ausführlicher weiter unten).

Simmler bedient sich seinerseits der von Greule verwendeten Kategorie des Großrituals als Aufhänger für seinen Beitrag „Liturgische Textsorten und Textallianzen“ (2007:451): „Eine weitere begriffliche Differenzierung hat Albrecht Greule [...] für den liturgischen Kommunikationsbereich vorgeschlagen, indem er die Messfeier der katholischen Kirche als ‚Großritual‘ bezeichnet“. Am Ende seiner Ausführung kommt Simmler zu dem Ergebnis, dass „[e]ine neue linguistische Einheit ‚Großritual‘ [...] unter texttheoretischem Aspekt nicht zu begründen“ ist (2007:465). Zwar stellt auch Simmler fest, dass die Messe alle Bedingungen eines Rituals im Sinne Iwar Werlens⁷ erfüllt (2000:682); gleichwohl ist sie „der linguistischen Ebene der Textsorte zuzuordnen“ (2007:463).

Aus den zitierten Äußerungen wird deutlich, dass neben der grundsätzlichen Frage, ob der Gottesdienst eine einzige Textsorte oder vielmehr eine Art Textsorten-Bündel darstellt, noch eine weitere, nicht weniger grundsätzliche Frage zu klären ist: Ist der Gottesdienst ein Text oder ein Ritual? Natürlich handelt es sich beim Gottesdienst etwa von einem theologischen oder liturgiewissenschaftlichen Standpunkt aus um ein Ritual, bei dem man sich – wie Greule es mit seinem Interesse an der liturgischen Sprachkultiviertheit (2003:304-305) ja auch tut⁸ – auf die sprachlichen Elemente konzentrieren kann. Trotzdem ist es m.E. eher ungünstig, sich des Begriffs (Groß)Ritual im Rahmen einer linguistischen Auseinandersetzung mit Gottesdiensten zu bedienen, vor allem da Rituale sehr unterschiedlich definiert werden⁹. Dies hängt mit dem Umstand zusammen, dass sie sich eines interdisziplinären Interesses erfreuen – in der Theologie, der Religionswissenschaft, Soziologie und Ethnologie, um nur einige zu nennen (s. hierzu Paul 2004:323 und Werlen 1984:21-80).

Gleichwohl möchte ich nicht gänzlich auf einen Bezug zum Ritual verzichten. Ich würde allerdings vorschlagen, von Ritualität im Sinne eines graduellen Merkmals zu sprechen, das einem Text eigen ist. So kann – um beim Gottesdienst zu bleiben – die Predigt relativ frei gestaltet werden; beim Vaterunser hingegen oder überhaupt den festen Teilen der katholischen Messe ist ein solcher Spielraum grundsätzlich nicht vorhanden. Ein Verzicht auf die Bezeichnung des Gottesdienstes als Ritual im Rahmen sprachwissenschaftlicher Betrachtungen kann zusätzlich durch eine weitere Verwen-

⁷ Werlen definiert wie folgt: „Wir schlagen vor, ein Ritual zu definieren als eine *expressive institutionalisierte Handlung oder Handlungssequenz*“ (1984:81, Hervorhebung im Original).

⁸ Von daher handelt es sich m.E. auch um ein Missverständnis, wenn Simmler (wie oben angeführt) davon spricht, Greule habe das Großritual als eine weitere linguistische Einheit vorgeschlagen.

⁹ Gerhards/Kranemann sprechen von einer „inflationären“ Verwendung des Wortes (2008:19).

dung des Textbegriffs ausgeglichen werden, wie sie etwa in der Semiotik vorkommt. Winfried Nöth beispielsweise nennt in seinem „Handbuch der Semiotik“ insgesamt vier Verständnisse von Text. Zum am breitesten gefächerten Verständnis – „Text als kulturelle Botschaft“¹⁰ – führt er aus: „In seiner weitesten Bestimmung umfasst der Textbegriff eine verbale, nonverbale, visuelle und auditive Mitteilung, die von einem Sender mittels eines Kodes an einen Empfänger gerichtet ist. Nicht nur gesprochene und geschriebene Diskurse, sondern auch Filme, Theateraufführungen, Happenings, Zirkusnummern, Bilder oder Musikstücke sind danach Texte“ (2000:17).

Auch Simmler argumentiert für ein solches Textverständnis, wenn er unter texttheoretischen Gesichtspunkten die Gottesdienste mit Theateraufführungen vergleicht (2007:463). Die Neigung, mit einem weiten, sozusagen semiotischen Textbegriff (wenn auch nicht mit Bezug auf Simmler) zu arbeiten, findet sich auch in theologischen Arbeiten, etwa in der Einführung zur „Liturgik“ von Karl-Heinrich Bieritz¹¹ oder auch in der kürzlich veröffentlichten Habilitationsschrift von Jörg Neijenhuis zu „Gottesdienst als Text“¹².

Auch wenn man sich für Text und gegen Ritual als theoretischen Rahmen ausspricht, bleibt die Frage, ob es sich beim Gottesdienst um einen einzigen oder mehrere Texte bzw. Textsorten handelt. Dafür, Gottesdienst wie Greule als ein Konglomerat aus verschiedenen Texten zu fassen, spricht der Umstand, dass es sich bei Gebeten, Liedern, Lesungen, der Predigt u.a. um textuelle Ganzheiten handelt, die auch Gegenstand linguistischer Arbeiten sein können¹³. Richtig ist zwar, mit Simmler auf die Abhängigkeit etwa der Präfation, die in seiner Terminologie als Textteil gilt, hinzuweisen. Dennoch lässt sich fragen, ob sich die textuelle Abhängigkeit – wie oben schon für die Ritualität dargestellt – nicht sinnvoller als Merkmal auffassen ließe, dass bestimmten Textsorten in einem gewissen Grad zukommt. So stellt ja auch Simmler fest, dass das Vaterunser

¹⁰ Die anderen drei sind „Text als geschriebenes Dokument“, „Text als Diskurs“ sowie „Text als Produktivität und semiotische Praxis“ (Nöth 2000:391-392).

¹¹ „Die gottesdienstliche ‚Kommunikation des Evangeliums‘ erfolgt durch die Präsentation, die Rezeption, die Interpretation von *Zeichen*. Gottesdienstliches Handeln kann darum als *Zeichenprozess* (als *Semiose*; σημείον = Zeichen) bestimmt und beschrieben werden. Dies ist keineswegs eine zureichende Definition. Aber sie erlaubt es, die Fülle der Phänomene unter einem einheitlichen Gesichtspunkt – nämlich dem der *Semiotik*, der *allgemeinen Zeichentheorie* – zu bündeln und christlichen Gottesdienst ‚im Hinblick auf das Signifikationssystem zu analysieren“ (Bieritz 2004:37, Hervorhebungen im Original).

¹² Neijenhuis schreibt in der Einleitung: „[M].E. ist die Lehre von den Zeichen in der Lage, den Ausdruck des Glaubens im liturgischen bzw. gottesdienstlichen Feiergeschehen auch unter ästhetischen Gesichtspunkten, und das heißt auch in nonverbaler Perspektive, so zu erfassen, wie er aus seiner historischen bzw. geschichtlichen Prägung, mit seinen systematischen Normen und unter den anthropologischen Bedingungen im liturgischen Vollzug zu einem eigenständigen Ausdruck verschmolzen ist“ (2007:17).

¹³ So etwa die Monographie von Elisabeth Hug (1985) zu Tagesgebeten oder die Arbeit von Merz (1988) zum eucharistischen Hochgebet.

sowohl innerhalb des Gottesdienstes als Teiltex, also als potenziell eigenständiger Text, fungiert, als auch außerhalb liturgischer Zusammenhänge tatsächlich selbstständig gebetet werden kann, und dann de facto ein Text ist (2007:458).¹⁴

Für einen ganzheitlichen Zugang zum Gottesdienst spricht nun neben der eben behandelten Frage der textuellen Abhängigkeit, dass dieser einen „Rahmen aus Initiatorenbündel (Eröffnung) und Terminatorenbündel (Entlassung)“ aufweist (Simmler 2000:683). Ein weiterer Grund, von einer „textsortlichen Einheit“ zu sprechen, sehe ich in den starken intertextuellen Bezüge zwischen einzelnen Textteilen innerhalb der Messe: Die Amtsgebete, Lesungen und die Präfation einer Messe sind häufig – etwa an Gedenktagen von Heiligen oder Kirchlehrern – aufeinander abgestimmt. Ebenso kann in der Predigt auf Punkte etwa der Lesungen eingegangen werden. Zudem hat in der nachkonziliaren Messe der Priester oder ein anderer dazu Beauftragter die Möglichkeit, während der Begrüßung auf den Inhalt der Feier hinzuweisen und in der Verabschiedung noch einmal hierauf Bezug zu nehmen¹⁵.

Für eine einzige Textsorte Gottesdienst spricht m.E. auch, dass von einem weder linguistisch noch theologisch „vorbelasteten“ Muttersprachler der Gottesdienst als Einheit aufgefasst werden kann. Äußerungen wie *Am Sonntag um 10 Uhr bin ich in die Kirche gegangen, dort haben wir, sobald der Pfarrer hereinkam, ein Lied gesungen, dann hat der Pfarrer eine Einleitung gesprochen, danach kam das Schuldbekentnis, ...* wirken zumindest unnatürlich, ganz im Gegensatz zu der schlichten Aussage *Am Sonntag um 10 Uhr bin ich in die Messe gegangen*.

Beide Ansätze – den Gottesdienst im Ganzen bzw. seine Teile als Textsorten zu behandeln – erscheinen mir plausibel und legitim. Daher möchte ich im Folgenden dafür plädieren, gerade nicht nur einem der beiden „Phänomene“ den Status von Texten zuzuerkennen, sondern beiden. Mit der Problematik komplexer Textsorten hat sich die Textlinguistik bis dato zugegebenermaßen eher marginal befasst (vgl. etwa Heinemann/Heinemann 2002:X). Zu den seltenen Ansätzen kann neben dem Simmler'schen auch Siegfried J. Schmidts „Texttheorie“ mit dem zentralen Begriff des kommunikativen Handlungsspiels, verstanden als „eine abgrenzbare Kommunikationsgeschichte“ bzw. eine zeitlich und räumlich begrenzbar Menge von Kommunikationsakten“ (1976:46), gezählt werden. Als Beispiele nennt Schmidt Dialoge, Vorlesungen und Wahlversammlungen¹⁶.

¹⁴ Bei persönlichen Gebeten einzelner Gläubiger stellt sich ähnlich die Frage, ob sie als Texte oder – etwa im Rahmen einer Andacht oder eines anderen Gottesdienstes – als Textteile zu klassifizieren sind.

¹⁵ Mehrere Beispiele gibt Werlen in seiner Analyse von fünf evangelisch-reformierten Gottesdiensten, die im Kanton Bern gehalten wurden (1987:49-54).

¹⁶ In der Theologie gibt es einige Arbeiten, in denen Schmidts Ansatz aufgegriffen wurde: Christof Hardmeier wendet sein Modell auf prophetische Klagerufe an (1978:65-133), Merz betrachtet das eucharistische Hochgebet als kommunikatives Handlungsspiel (1988)

Erwähnenswert ist auch die Makrotextologie Gerhard Tschauders. Dieser versteht einen Makrotext als „Verbindung von mindestens zwei, in aller Regel aber von einer Vielzahl von Mikrotexen“ (1993:159, s. auch 1989:46). Zudem zeichnen sich Makro- gegenüber Mikrotexen dadurch aus, dass sie mehr als einen Konstitutionszeitpunkt haben (1989:203). Als Beispiel für eine makrotextologische Verbindung führt Tschauer eine Podiumsdiskussion an mitsamt der ihr vorausgehenden Vorbereitung der Teilnehmer durch das Rezipieren verschiedener Texte sowie den im Anschluss, mitunter auch im Abstand mehrerer Tage, über die Diskussion geführten Gesprächen (1993:158, zur Typologie der Makrotexte s. ausführlicher 1989:196-203).

In der Übersetzungswissenschaft arbeiten Katharina Reiß und Hans J. Vermeer mit einer Dreiteilung von Textsorten. Neben einfachen Textsorten unterscheiden sie noch komplementäre (z.B. Parodien und Rezensionen, die sich auf Ersttexte beziehen) und die „gegenüber der Aufnahme anderer Textsorten ‚tolerante‘ Textsorten“, d.h. komplexe Textsorten wie Romane, Biographien, Tagebücher und Bewerbungsschreiben (Reiß/Vermeer 1991:180).

Verschiedene Nomenklaturen finden sich auch in der Medienlinguistik. Ernst Ulrich Grosse und Ernst Seibold prägen im Zusammenhang mit Textsorten in (französischen) Zeitungen den Begriff Multitext: „Par contre, lorsqu'il y a différentes catégories textuelles, des articles d'information, mais aussi des articles d'opinion qui forment un ensemble consacré à un seul sujet, nous parlons alors d'un ‚multitexte‘“ (Grosse/Seibold 1996:56).¹⁷

Ein ähnlicher Ansatz findet sich bei Harald Burger, der bei seiner Beschäftigung mit „Textsorten in den Massenmedien“ (2000) von „Groß-Formen“ spricht und ein Mehr-Ebenen-Modell aus Makroebene (z.B. eine Nachrichtensendung), Mesoebene (thematische Blocks etwa zu Inland oder Ausland) und Mikro-Ebene (Sprecher-meldung, Bericht, Reportage, Interview etc.) sowie, noch oberhalb der Makroebene angesiedelt, „produktionsorientierte Kategorien wie ‚Sendereihe‘, ‚Programm‘ usw.“ vorschlägt (2000:622, 625). Allerdings verortet Burger die Textsorten ausschließlich auf der Mikroebene.

Niina Lepa, die sich vor allem auf das begriffliche Instrumentarium von Tschauer stützt, untersucht einen Makrotext in einer wirtschaftlichen Fachzeitschrift. Unter Rückgriff auf Tschauer definiert sie Makrotext „als einen Textkomplex, der aus mehreren miteinander funktional und thematisch verbundenen, schriftlich konstituierten Texten besteht, die zu verschiedenen Textsorten gehören können, sich in einer (relativ) linearen Abfolge ohne zeitlich und räumliche Distanz auf **einem** Träger befinden und eine kohärente Ganzheit bilden“ (2009:111, Hervorhebung im Original). Für die

und Hug bezeichnet sogar die ganze Messe als ein einziges Handlungsspiel (1985:112-114).

¹⁷ Bei einer Gruppe aus mehreren, sich auf dasselbe Thema beziehenden, aber ausschließlich informativen Beiträgen sprechen Grosse/Seibold von Dossier (1996:56).

Analyse werden verschiedene Ebenen eingeführt: die Zeitschrift, Makrotexte (wie die untersuchte Rubrik), Teiltex¹⁸ des Makrotex^t (Beiträge einzelner Autoren), Textteile der Teiltex^t (finden sich zwischen jeweils zwei Zwischenüberschriften), Absätze, Ganzsätze, Teilsätze und Wörter/Wortgruppen (Lepa 2009:40-41).

Diese kurz umrissenen Auffassungen können hier – u.a. aufgrund der Unterschiedlichkeit der Fragestellungen und der untersuchten Objekte – nicht näher diskutiert werden. Sie haben aber als Anregung für die folgende, freilich nur vorläufige Gottesdienst-Definition gedient: Ein **Gottesdienst** ist ein komplexer Text bzw. Makrotext (im weitesten Sinne), der sich aus mehreren kleineren Texten bzw. Mikrotex^ten (ebenfalls im weitesten Sinne) zusammensetzt¹⁹. Diese kleineren Texte werden ggf. gemäß von Vorlagen realisiert und zeichnen sich durch einen bestimmten Grad der Ritualität sowie der textuellen Abhängigkeit gegenüber anderen Mikrotex^ten bzw. dem Makrotext aus. Je nach Erkenntnisinteresse können mehrere Mikrotex^ten zu Mesoebenen (z.B. Wortgottesdienst oder eucharistisches Hochgebet)²⁰ zusammengefasst werden.

Hierbei handelt es sich noch nicht um eine erschöpfende Definition von Gottesdienst; hierzu müssten noch weitere, konstitutive Elemente berücksichtigt werden, allen voran die Produzenten: die Gemeinde, d.h. eine Gruppe von gläubigen Menschen, auf der einen Seite sowie Gott und ggf. noch andere transzendente Wesen auf der anderen Seite.

Zitierte Literatur

- BIERITZ K.-H., 2004, Liturgik, Berlin u.a.
 BRINKER K., 2010, Linguistische Textanalyse. Eine Einführung in Grundbegriffe und Methoden, Berlin.
 BURGER H., 2000, Textsorten in den Massenmedien, in: Brinker K./Antos G./Heinemann W./Sager S.F. (Hg.), Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. Halbbd. 1, Berlin u.a., S. 614-628.
 GERHARDS A. / KRANEMANN B., 2008, Einführung in die Liturgiewissenschaft, Darmstadt.
 GREULE A., 1991, Sprachkultur und Sprachkultivierung in der muttersprachlichen Liturgie. Überlegungen eines Germanisten, in: Becker H./Hilberath B.J./Willers U. (Hg.), Gottesdienst – Kirche – Gesellschaft. Interdisziplinäre und ökumenische Standortbestimmungen nach 25 Jahren Liturgiereform, St. Ottilien, S. 137-144.

¹⁸ Im Gegensatz zu Tschauder spricht Lepa bewusst von Teiltex^t statt von Mikrotex^t, um zu betonen, „dass es sich um einen Teil des Ganzen handelt“ (2009:110).

¹⁹ In meinen Ausführungen bin ich nicht weiter auf den Umstand eingegangen, dass an einigen wenigen Stellen der nachkonziliaren und über weite Strecken der tridentinischen Messe eine Art „Überlappung“ verschiedener kommunikativer Akte zu beobachten ist, etwa wenn der zelebrierende Priester während des Gemeindegesangs leise Gebete spricht. Hinweise hierzu finden sich in Kiraga (im Druck).

²⁰ Auf die Schwierigkeit in Zusammenhang mit einer sprachwissenschaftlichen Unterteilung des Gottesdienstes habe ich bereits weiter oben (Anm. 2) hingewiesen.

- GREULE A., 2003, Liturgische Textsorten und ihr „Sitz im Leben“, in: Deutsche Sprache. Zeitschrift für Theorie, Praxis, Dokumentation 4, S. 293-306.
- GROSSE E. U. / SEIBOLD E., ²1996, Typologie des genres journalistiques, in: Grosse E.U./Seibold E. (Hg.), Panorama de la presse parisienne: histoire et actualité, genres et langages, Frankfurt am Main u.a.
- HARDMEIER C., 1978, Texttheorie und biblische Exegese. Zur rhetorischen Funktion der Trauermetaphorik in der Prophetie, München.
- HEINEMANN M. / HEINEMANN W., 2002. Grundlagen der Textlinguistik. Interaktion – Text – Diskurs, Tübingen.
- HUG E., 1985, Reden zu Gott. Überlegungen zur deutschen liturgischen Gebetsprache, Zürich u.a.
- KIRAGA S., (im Druck), Überlegungen zur Beschreibung der Kommunikationssituation in Gottesdiensten anhand der tridentinischen und der erneuerten Heiligen Messe.
- LEPA N., 2009, „Arbeitszeitmodelle“: Linguistische Analyse eines Makrotextes der Zeitschrift „management & seminar“, Tartu.
- MERZ M. B., 1988, Liturgisches Gebet als Geschehen – liturgiewissenschaftlich-linguistische Studie anhand der Gebetsgattung eucharistisches Hochgebet, Münster u.a.
- NEIJENHUIS J., 2007, Gottesdienst als Text. Eine Untersuchung in semiotischer Perspektive zum Glauben als Gegenstand der Liturgiewissenschaft, Leipzig.
- NÖTH W., ²2000, Handbuch der Semiotik, Stuttgart u.a.
- PAUL I., ²2004, Ritualsprache, in: Ammon U./Dittmar N./Mattheier K.J./Trudgill P. (Hg.), Soziolinguistik. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft. Teilbd. 1, Berlin u.a., S. 323-328.
- REISS K. / VERMEER H. J., ²1991, Grundlegung einer allgemeinen Translationstheorie, Tübingen.
- SCHMIDT S. J., ²1976, Texttheorie. Probleme einer Linguistik der sprachlichen Kommunikation, München.
- SIMMLER F., 2000, Textsorten des religiösen und kirchlichen Bereichs, in: Brinker K./Antos G./Heinemann W./Sager S.F. (Hg.), Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. Halbbd. 1, Berlin u.a., S. 676-690.
- SIMMLER F., 2007, Liturgische Textsorten und Textallianzen, in: Reimann S./Kessel K. (Hg.), Wissenschaften im Kontakt. Kooperationsfelder der Deutschen Sprachwissenschaft, Tübingen, S. 451-468.
- TSCHAUDER G., 1989, Textverbindungen. Ansätze zu einer Makrotextologie, auch unter Berücksichtigung fiktionaler Texte, Bochum.
- TSCHAUDER G., 1993, Fach- und Gemeinsprache als Makrotexe. Zum Transfer der Fachwörter unter besonderer Berücksichtigung von Störfaktoren, in: Bungarten T. (Hg.), Fachsprachentheorie. Bd. 1, Tostedt, S. 155-188.
- WERLEN I., 1984, Ritual und Sprache. Zum Verhältnis von Sprechen und Handeln in Ritualen, Tübingen.
- WERLEN I., 1987, Die „Logik“ ritueller Kommunikation, in: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 65, S. 41-81.

Predigt als Inkulturation der Bibel

1. Inkulturation vs. Exkulturation

„Es gibt niemals ein kulturloses Christentum, und es hat bisher noch keine vollkommen christliche Kultur gegeben. Folglich muß sich jeder in der Seelsorge Tätige um Inkulturation bemühen und zwischen irgendeinem ‚Evangelium‘ und irgendeiner ‚Kultur‘ vermitteln“¹ (Groome 1994:82). Wierzbicka (vgl. 2002:24) stellt fest, dass die an sich universelle Botschaft Jesu nur dann allgemein (d.h. für alle Völker) verständlich gemacht werden kann, wenn sie (bis zu einem gewissen Grade) von ihren kulturellen Wurzeln befreit wird. Mit andern Worten – spitzt Wierzbicka zu, indem sie von dem „Paradoxon der Inkulturation“ spricht – ist die Inkulturation (Verwurzelung in einer neuen Kultur) ohne die vorherige Exkulturation (Entwurzelung aus der ursprünglichen Kultur) nicht denkbar (vgl. 2002:26-27).

Nun haben Groome und Wierzbicka vor allem die Aufgabe der Pastoral innerhalb einer Kultur vor Augen, für die der christliche Glaube entweder völlig oder relativ neu ist (vgl. Wierzbicka 2004:7) und die „bisher erst in geringem Umfang mit einer der diversen Kulturen des Christentums in Berührung gekommen ist“ (Groome 1994:82). Hier sieht sich die Inkulturation des Evangeliums zweifelsfrei vor die größten Herausforderungen gestellt². Man kann aber über die Inkulturation genauso gut z.B. im Zusammenhang mit der Neu- bzw. Reevangelisierung sprechen (vgl. Wierzbicka 2004:9). Daher sucht

¹ An einer anderen Stelle formuliert Groome: „Es gibt weder ein kulturloses Christentum noch eine **ungläubige** Kultur. In der Praxis soll der erste dieser zusammengehörenden Leitsätze den Seelsorger davor bewahren, eine Erscheinungsform des christlichen Glaubens zu verallgemeinern, und der zweite erinnert ihn daran, daß Gottes erlösende Gegenwart und Selbstoffenbarung in jeder Kultur immer schon »vorher da« ist, lange bevor der christliche Glaube ausdrücklich ankommt. Zusammen ermutigen diese beiden Sätze zu wahrhafter Begegnung und Gespräch“ (1994:84).

² Groome versteht „Inkulturation“ als „eine dialektische Begegnung zwischen dem christlichen Glauben und einer bestimmten Kultur, durch die die Kultur bestätigt, hinterfragt und zum Gottesreich hin verwandelt wird und durch die gleichzeitig der christliche Glaube bestätigt, hinterfragt und durch diese einzigartige Form seiner Verwirklichung bereichert wird“ (1994:83).

Wierzbicka in ihren Arbeiten (vgl. z.B. 2002 und 2004) nach gangbaren Wegen zuerst einmal für die Exkulturation und findet eine Lösung in der „universellen Minisprache“³, mit der man die christlichen Glaubensinhalte „in einfachen und universellen Worten“ ausdrücken kann: nicht nur, damit diese Inhalte in jede beliebige Sprache der Welt übersetzbar bleiben, sondern auch für die Zwecke der Exegese und der zu erwartenden Erneuerung der überlieferten theologisch-religiösen Sprache, die den modernen, westlich orientierten Menschen nicht (mehr) erreicht. Somit könnte das Evangelium sowohl neuen ethnischen, kulturellen und sprachlichen Gemeinschaften als auch neuen Generationen mit einem besseren Ergebnis näher gebracht werden⁴.

So spannend das Zusammenspiel der Ex- und Inkulturation auch ist, kann es im vorliegenden Beitrag förmlich nur gestreift werden. Genauso wenig können hier alle Formen der Pastoral berücksichtigt werden, unter der bekanntlich das gesamte Feld kirchlichen Handelns verstanden wird (Müller 2006:1434). Daher gilt unsere Aufmerksamkeit anschließend alleine der Predigt – jener religiösen Kommunikationsform, die in der homiletischen Literatur als Fortführung der Verkündigung Jesu begriffen wird. Genauer: Anhand der deutschsprachigen Predigthilfen verfolgen wir ein Stück weit die Bemühungen der Prediger um die Sprachfindung im Sinne und im Dienste der Inkulturation; allerdings nicht im Rahmen der Erst- sondern der Neuevangelisierung, verstanden als Erneuerung der im Säkularismus ermüdeten Christenheit (vgl. z.B. Papst Paul VI. 1975, Papst Johannes Paul II. 1994).

2. Verkündigung Jesu vs. Verkündigung heute

Zwar blickt die Predigtlehre für selbstverständlich zu Jesu eigener Verkündigungspraxis hinauf, doch hat Jesus – streng genommen – nie im Sinne der heute geläufigen Predigtdefinition gepredigt. Diese lautet: Predigt ist „die Auslegung eines biblischen Textes durch den Amtsträger in der gottesdienstlichen Gemeindeversammlung“ (Zerfaß 1992:14). Jesus amtiert aber nicht im Rahmen eines Gottesdienstes, sondern meldet sich (im wörtlichen wie im übertragenen Sinne) als „Gast im fremden Haus“ zu Wort; er hat sich auf seine Auftritte nicht vorbereitet, sondern greift spontan heikle Situationen auf, in denen er sich befindet; er operiert nicht mit der Autorität der Bibel, sondern erfindet selber den Text, der die Situation transparent und Gott gegenwärtig

³ Diese „Minisprache“ setzt sich aus ca. 60 universellen (elementaren) Wörtern und Phrasen (Begriffen) zusammen, deren exakte Bedeutungsäquivalente in jeder Sprache zu finden sind. Für die vollständige Zusammenstellung dieser Wörter (und Phrasen) siehe z.B. Wierzbicka (2002:17 und 2004:8).

⁴ Beispiele für Explikationen der Heiligen Dreifaltigkeit „in einfachen und universellen Worten“ finden sich in Wierzbicka 2004 (Anhang): auf Englisch, Russisch, Chinesisch, Koreanisch und in der Sprache Mbula (Neuguinea). Für Explikationen der Gleichnisse Jesu siehe Wierzbicka 2002.

macht (vgl. Zerfaß 1992:14, 19, 23). Zu diesem Zweck greift Jesus des öfteren auf die kulturellen Schlüsselwörter⁵ und Deutungsmuster⁶ der damaligen Zeit zurück, die er in seine Texte einfließen lässt und mit denen er den Zuhörern die religiösen Bedeutungen erschließen hilft.

Denken wir nur an die einleitenden Sätze der im Matthäusevangelium enthaltenen Gleichnisse:

- *Mit dem Himmelreich ist es so wie mit einem Mann, der guten Samen auf seinen Acker säte* (Mt 13,24).
- *Mit dem Himmelreich ist es wie mit dem Sauerteig, den eine Frau unter einen großen Trog Mehl mischte, bis das Ganze durchsäuert war* (Mt 13,33).
- *Mit dem Himmelreich ist es wie mit einem Schatz, der in einem Acker vergraben war* (Mt 13,44).
- *Weiter ist es mit dem Himmelreich wie mit einem Netz, das man ins Meer warf, um Fische aller Art zu fangen* (Mt 13,47).

Für die damaligen Zuhörer sind das alles vertraute Personen und Gegenstände, vertraute Situationen und Handlungsabläufe. Erst von hier aus geht es dann für den Redner und seine Zuhörer weiter.

Besonders faszinierend finde ich übrigens den biblischen Abschnitt über den Sinn und Zweck der Gleichnisse (Mt 13, 10-13): *Da kamen die Jünger zu ihm und sagten: Warum redest du zu ihnen in Gleichnissen? Er antwortete: Euch ist es gegeben, die Geheimnisse des Himmelreichs zu erkennen; ihnen ist es aber nicht gegeben. [...] Deshalb rede ich zu ihnen in Gleichnissen, weil sie sehen und doch nicht sehen, weil sie hören und doch nicht hören und nichts verstehen.* In der Terminologie der modernen Kommunikationswissenschaft

⁵ „Wichtiges Kriterium für die Entscheidung, ob es sich bei einem Wort im Textzusammenhang um ein kulturelles Schlüsselwort handelt, ist nicht, wie bei Hermanns [1993, 1995a, 1995b] und Wierzbicka [1997], die Repräsentativität der in einem Wort sedimentierten Bedeutungsaspekte für die betreffende ‚Kultur‘. [...] Ob ein in einem Text auftretendes Wort als kulturelles Schlüsselwort zu gelten hat oder nicht, entscheidet sich danach, ob und inwieweit das mit dem Wort oder der Wortgruppe präsupponierte kulturelle Wissen geeignet ist, relevante Textbezüge herzustellen oder ob es im Textzusammenhang eine eher untergeordnete Rolle spielt“ (Altmayer 2004:232).

⁶ Unter „kulturellen Deutungsmustern“ versteht Altmayer „intersubjektive Wissensstrukturen, die: abstraktes und typisiertes Wissen über einen bestimmten Erfahrungsbereich enthalten; dazu dienen, neue Erfahrungen und neue Informationen zu den bestehenden Wissensstrukturen in Beziehung zu setzen und dem Neuen damit Sinn zuzusprechen; erfahrungsgesättigt sind, in denen aber nicht individuelle, sondern ‚kollektive‘ Erfahrungen abgelagert sind; eine gewisse Konstanz und Stabilität über längere Zeiträume hinweg aufweisen und die daher für Deutungsprozesse innerhalb einer Sprach- und Kommunikationsgemeinschaft immer wieder herangezogen werden; nicht im kognitiven Apparat eines Individuums verankert, sondern einer Sprach- und Kommunikationsgemeinschaft gemeinsam sind“ (2004:155).

und/oder der (Text-)Linguistik hätte Jesus womöglich wie folgt geantwortet: „Mit der kommunikativen Handlung, die ich vollziehe, aktiviere ich die gemeinschaftlichen Wissensstrukturen meiner Zuhörer, ihr lebensweltliches Hintergrundwissen, das ich als selbstverständlich voraussetze. Nur indem ich darauf aufbaue, kann ich ihnen meine Botschaft vermitteln“.

Darüber, dass Jesu Identität von seinem kulturellen Umfeld als Jude im Palästina des ersten Jahrhunderts geprägt war, besteht ein breiter Konsens. „Genauso gaben die ersten Ausdrucksweisen seiner Frohen Botschaft die Sprache, die Sitten und Bräuche dieser Kultur wieder“ (Groome 1994:88). „Heute“ – setzt Groome fort – „muss das ‚Wort‘, das der christliche Glaube ist, im Leben jedes einzelnen Christen und in der Kultur jeder Zeit und jedes Ortes ‚Fleisch werden‘. Wie diese erste Inkarnation muß jede spätere Inkarnation, um authentisch zu sein, Ausdruck in der Kultur ihrer eigenen Zeit und ihres Lebensraumes finden“ (Groome 1994:88). Im Hinblick auf die Sprache der Verkündigung heißt es, sie muss im 21. Jh. u.a. andere (sprich: aktuelle) kulturelle Schlüsselwörter bemühen, die den Text einer Predigt „auf die ‚hinter‘ ihm liegenden kulturellen Deutungsmuster hin durchlässig machen“ würden (vgl. Altmayer 2004:232), um (in dieser konkreten Kommunikationssituation) religiöse Inhalte „zu den bestehenden Wissensstrukturen in Beziehung zu setzen“ und ihnen „damit Sinn zuzusprechen“ (vgl. Altmayer 2004:154)⁷. Für den Prediger im Gottesdienst bedeutet dies konkret, dass ihm keine einfache Aufgabe bevorsteht: Seine Zuhörer sind in der Regel unterschiedlich motiviert, bringen unterschiedliches Vorwissen mit, stammen aus unterschiedlichen Milieus u.s.w. Er selbst, in der Regel ein ausgebildeter Theologe (sprich: Experte), muss die Ebene der theologischen Fachsprache weitgehend verlassen und seine Zuhörer zu religiöser Botschaft und Glaubenspraxis in einer Sprache hinführen, die für einen Nicht-Theologen (sprich: Laien) zumindest nachvollziehbar ist⁸. Nur wenn die Predigt bei den einzelnen Gemeindemitgliedern „angekommen“ ist, hat der Prediger eine Chance, ihnen das Wort Gottes zu erschließen, Grundlagen zu

⁷ Das Anliegen von Altmayer (2004) ist zwar ein ausgesprochen DAF-orientiertes, seine grundlegenden Ausführungen zum Kulturbegriff, zu der kulturwissenschaftlichen Textanalyse und zum Fremdverstehen haben mich aber dazu inspiriert, einen Balanceakt zwischen der Linguistik, der Theologie und der Kulturwissenschaft zu wagen.

⁸ Die Kommunikation wird also von der „Wissensvertikalität“ geprägt (zwei oder mehr Wissenskomplexe stehen in einem bestimmten Verhältnis zueinander) und von der „personalen Vertikalität“ (die beteiligten Personen als Träger bzw. Vertreter eines bestimmten Wissenskomplexes werden in eine personale Hierarchie eingeordnet) (vgl. Wichter 1994:9). Diese Gegenüberstellung von Experten und Laien bzw. von Expertenwissen und Laienwissen hört sich zuerst einmal nach einem dichotomen Modell an. Doch sowohl auf der Expertenseite als auch auf der Laienseite ist eine weitere Niveaudifferenzierung möglich. Auf der Laienseite könnte man z.B. ganz grob zwischen den informierten Laien (in unserem Fall wären das vielleicht religiös sozialisierte, langjährige Gemeindemitglieder) und den absoluten Laien unterscheiden (in unserem Fall wären das z.B. Kinder oder Erwachsene, denen die Glaubensgrundlagen erst vermittelt werden).

vermitteln, ihre Meinungsbildung zu beeinflussen, am Prozess ihrer Glaubensbildung beteiligt zu sein etc.

Nicht ohne Grund wurde die Entwicklung der (modernen) Predigtlehre maßgeblich von dem Bemühen um die Verständlichkeit und die Wirksamkeit der Predigt mitgeprägt, auch wenn in der einschlägigen Literatur Inkulturation als solche eher zaghaft thematisiert wird, da man in der Regel (nur) die christlichen Wurzeln Europas vor Augen hat. Von einer Reihe theoretischer wie empirischer Arbeiten nenne ich hier stellvertretend nur einige Publikationen deutscher und polnischer, katholischer und evangelischer Autoren: Bajerowa (1994, 1995), Biemer (1970), Bukowski (1995), Daiber u.a. (1980-1991), Hirschler (1977), Kriegstein (1979), Matuszczyk (1997), Otto (1979), Piper (1976), Przychyna (1997, 1998), Siwek (1992), Zerfaß (1992, 1995).

Insbesondere die empirischen Studien machen deutlich, dass neben vielen anderen Faktoren, die für das Verstehen einer Predigt ausschlaggebend sind, auch das im Text (im weitesten Sinne eben) präsupponierte, also auch „kulturelle“ bzw. „religiös-kulturelle“ Wissen eine beachtliche Rolle spielt. Hierzu einige Aussagen der Hörer, die sich an den Predigtanalysen von Hans-Christoph Piper (1976) beteiligt haben:

- „Ich fühlte mich im ersten Teil der Predigt unmittelbar angesprochen. Etwa nach dem ersten Drittel konnte ich nicht mehr so gut ‚mitschwingen‘. Ich hatte den Eindruck, daß es dort demonstrativ-dogmatisch wurde“ (S. 23).
- „Ich fühlte mich angesprochen. Die Größe der theologischen Aussagen war allerdings so, daß ich es nicht fassen konnte“ (S. 56).
- „Am Schluß hatte ich eine Störung: Ich konnte das Gesagte nicht abnehmen: *und so spüren wir sie (die Gegenwart des Herrn) heute, so daß wir bekennen können ...* Das klingt mir zu selbstverständlich. Das ist bei mir nicht immer so!“ (S. 62).
- „Ich bekam ein Gefühl von Überforderung durch die vielen Bilder und Beispiele. Dann bin ich ausgestiegen“ (S. 70).
- „Die Beispiele waren für mich nicht erlebbar“ (S. 85).

Bereits die wenigen Aussagen machen deutlich, dass sich ein Experte, der mit einem Laien kommunizieren will, meistens (um nicht zu sagen: immer) in einem Spannungsfeld befindet, zwischen dem Postulat, den Hörer dort abzuholen, wo er sich gerade befindet, und dem Postulat, ihn dazu zu animieren, nachzudenken, zu reflektieren, ggf. Kohärenz selbst herzustellen, eben dazu zu „lernen“. Es wird zwar immer Zuhörer geben, denen sich die biblischen Metaphern und Bilder quasi „wie von selbst“ erschließen, es wird aber auch immer Zuhörer geben (und die werden zunehmend in der Mehrheit sein), die sich von den kulturell fremd anmutenden Gleichnissen nicht angesprochen oder gar irritiert fühlen. Die letztere Gruppe zu erreichen, hat der Prediger grundsätzlich zwei Möglichkeiten: 1) Er kann die Hörer durch zusätzliche Informationen über die (Alltags-)Kultur, in der die biblischen Akteure zu Hause sind, an die damalige Wirk-

lichkeit und Denkweise heranzuführen, um dann „die tradierte Vorstellung mit aktuellen situativen Bezügen spannungsvoll zusammenzubringen“ (Luksch 1998:285). 2) Er kann aber auch Bezüge zur Gegenwart herstellen, indem er kulturelle Schlüsselwörter aktualisiert bzw. neue Schlüsselwörter und die mit ihnen verbundenen Bilder zur Sprache kommen lässt. Selbstverständlich soll sich der Prediger nicht ausschließlich der einen oder ausschließlich der anderen Vorgehensweise verpflichten; vielmehr soll er sie beide gekonnt miteinander verbinden und zwar immer in einem Verhältnis, das auf die Zuhörer am besten ausgerichtet zu sein scheint.

3. Inkulturation der Bibel in der Predigt

Anhand ausgewählter Passagen wollen wir uns nun zum Schluss einige Versuche der Inkulturation in modernen Predigten anschauen. Aus Gründen des Umfangs geschieht dies allerdings nur sehr punktuell, so dass nicht die gesamte Gedankenführung innerhalb der jeweils herangezogenen Predigt wiedergegeben werden kann.

3.1. Aus der Predigt für Erwachsene „Gott lieben um des Lebens Willen“ (von Stephanie Rieth):

Zwei Menschen lernen sich kennen. Sie sind sich sympathisch. Aus der Sympathie wird mehr. Sie verlieben sich ineinander und verbringen viel Zeit miteinander. Irgendwann stellen sie fest: Ja, wir lieben uns. Sie beginnen zu planen, wie ihre Zukunft aussehen soll. Vielleicht gehört zu dieser Zukunft eine gemeinsame Familie, und sie wollen heiraten. Sie schließen ein Bund fürs Leben. Doch jede Hoch-Zeit wird irgendwann vom Alltag eingeholt. Hier ein paar Klischees, die sicherlich austauschbar sind: „Ich hab dir schon hundert Mal gesagt, du sollst deine Socken nicht immer im Bad liegen lassen!“ oder: „Ich habe dir vorher gesagt, wie wichtig mir der Fußball ist“. [...] Auch in der heutigen Lesung aus dem Alten Testament [Dtn 30,10-15] geht es in gewisser Weise um zwei, die sich lieben: Gott und das Volk Israel oder auch Gott und Mensch. Und es geht um einen Bund zwischen beiden. [...] Keine ganz einfache Ehe ist das zwischen Gott und Mensch, und der Alltag macht beiden offenbar immer wieder zu schaffen (GW 2007:73).

Kommentar: Bevor die Predigerin auf die Beziehung Gott–Mensch zu sprechen kommt, schildert sie die Entwicklung einer Beziehung zwischen zwei Menschen. Der ursprünglichen Euphorie der verliebten Partner stellt sie einige Szenen aus dem späteren Ehealltag gegenüber. Damit schafft sie einen Übergang zum Reden über die Unstimmigkeiten in der Relation zwischen Mensch und Gott: Sie kommen einem vor wie die Szenen einer modernen Ehe, die sich – so oder ähnlich – zwischen vielen Ehepartnern bereits abgespielt haben dürfen. Mit ihrer Motivwahl verbleibt die Predigerin ganz eindeutig im Umkreis der biblischen Tradition, in der z.B. die Brautsymbolik in der gleichen Funktion verwendet wird, sie aktualisiert aber die kulturellen „Eckdaten“.

3.2. Aus der Predigt zur Kirchweihe „Kirche: Haus aus lebendigen Steinen“ (von Tobias Schäfer):

Es ist etwas völlig anderes, ob man ein fix und fertiges Haus kauft oder ob man selbst ein Haus baut. Mal ganz abgesehen von der Arbeit und der Zeit, die man in den Hausbau stecken muss, man bekommt ein völlig anderes Verhältnis zu „seinem“ Haus. Menschen aus der Nachkriegsgeneration, die mit eigenen Händen für sich und die Familie ein Zuhause gebaut haben, die wissen das. Aber auch heute packen immer mehr Menschen selbst mit an, wenn sie ihr Haus bauen. Schon aus Kostengründen. Man hat aber dadurch auch ein ganz anderes Verhältnis zu dem Haus. Ein Haus, das selbst gebaut wurde, ist eben nicht bloß irgendein Dach über dem Kopf, es ist das eigene Haus, das eigene Heim, ein Stück Heimat (GW 2007:309).

Kommentar: Die Haus-Metapher wird in der Bibel an mehreren Stellen als Bild für Kirche und Gemeinde verwendet. Für den Aufbau der zitierten Predigt ist aber die im ersten Absatz gemachte Unterscheidung zwischen einem Fertighaus und einem selbst gebauten Heim konstitutiv. So, wie an dem Fertigbau weniger Emotionen als an dem eigenhändig gebauten Zuhause hängen, so hat man zu der Kirche, die man ausschließlich als einen „Zweckbau“ betrachtet, kein persönliches Verhältnis. Ganz anders, als wenn man sich als „lebendiger Stein“ einbringt (1 Petr 2,4-9). Im letzten Absatz der Predigt zieht der Prediger noch einen weiteren Vergleich: So, wie man mit einem selbst gebauten Haus im Prinzip nie fertig wird, weil man immer wieder daran werkelt und es zu verbessern sucht, so ist die Kirche als ein Haus aus „lebendigen Steinen“ auch nicht fertig; es muss mit Gespür an ihr weitergebaut werden.

3.3. Aus der Predigt für Erwachsene „Abraham ein »Schnäppchenjäger«?“ (von Daniel Hörnemann):

Haben Sie schon mal gefeilscht? Und dann den Triumph genossen, einen Geschäftsmann heruntergehandelt, einen gehörigen Rabatt oder wenigstens eine Zugabe zum Käuferstritten zu haben? Für viele Kunden hat das Ringen um einen Rabatt immer noch den Hauch von Orient und Basar. Allerdings, im orientalischen Basar feilscht der Händler fleißig mit und erzählt gestenreich von seiner riesigen Familie und all seinen hungrigen Kindern. In Deutschland dagegen hebt der Verkäufer sofort abwehrend die Hände: „Bei dem Preis ist nach unten keine Luft mehr, wir kalkulieren ja schon knallhart“. Wer jetzt schon aufgibt, hat das Spiel verloren, bevor es richtig begonnen hat. Denn meist ist eben doch „Luft nach unten“ drin, gerade in diesen Zeiten. Die Lager sind voll, den Einzelhändlern geht es schlecht. Eingängige Phrasen wie „Geiz ist geil“ und „ich bin doch nicht blöd!“ signalisieren goldene Zeiten für den Verbraucher und fordern zum Feilschen auf. [...] Wenn Sie so handeln, befinden Sie sich in bester Gesellschaft. Ein Meister im Herunterhandeln war der alttestamentliche Patriarch Abraham. Das machen Sie ihm mal nach! Er hat es bei Gott von 50 auf 10 geschafft [Gen 18,20-32]. Ein Lehrstück in Sachen Handeln mit Gott (GW 2007:89).

Kommentar: In dieser Passage zeigt der Prediger zuerst einmal kulturelle Unterschiede beim Feilschen im Orient und in Deutschland auf. Dabei scheint er seine Zuhörer förmlich zum Feilschen zu motivieren. Der überraschende Moment ist der Vergleich eines Kunden – hier aus dem Elektronikmarkt – mit dem alttestamentlichen Patriarchen Abraham. Dieser hat es durchs Feilschen bei Gott erreicht, dass Sodom nicht vernichtet wird, wenn Gott dort auch nur zehn Gerechte findet. Allerdings ist Abraham kein „Schnäppchenjäger“, sondern feilscht um die Existenz einer Stadt und der Menschen darin. Das Herunterhandeln wird für den Prediger zu einem Bild für die Dynamik der Beziehung zwischen einem durchaus wandlungsfähigen Gott und dem (eben auch dem modernen) Menschen.

4. Schlusswort

Analysiert man weitere Predigten, so stellt man schnell fest, dass die Prediger in der Wahl der kulturellen Schlüsselwörter ganz klar zwischen den einzelnen Zielgruppen differenzieren; es kommt natürlich auch vor, dass ähnliche oder identische Schlüsselwörter in Predigten für verschiedene Zielgruppen verwendet werden, sie werden dann aber auch unterschiedlich profiliert. Dies trifft vor allem auf die allen Mitgliedern einer Kulturgemeinschaft in irgendeiner Weise geläufigen Bilder, Lebensformen und Erfahrungen zu: Familie, das Glücklichein, Natur etc. Problematisch scheint mir allerdings der beobachtete Gebrauch der typisch biblischen Schlüsselwörter (Bilder, Metaphern) zu sein, wenn sie in der Predigt ohne jegliche Aktualisierung bzw. ohne jeglichen Bezug zur Gegenwart da stehen. Die Untersuchungen zeigen, dass nicht einmal die religiösen Grundtermini von allen problemlos verstanden werden (Kamińska 1993, Wamser 2006); bei den metaphorischen Ausdrücken wie „der gute Hirt“ oder „Christkönig“ dürfte es im Schnitt noch schwieriger werden, auch wenn es die Prediger vielleicht gerne anders hätten. Daher sind die aktualisierten bzw. die aktuellen Schlüsselwörter eines der willkommenen Hilfsmittel beim Auslegen der biblischen Texte, auch im Rahmen der gottesdienstlichen Gemeindeversammlung. Ohne Bezug zur Gegenwart, ohne Übersetzung der tradierten (doch inzwischen z.T. fremd gewordenen) Bilder in eine vertrautere Sprache wird die Predigt (und infolgedessen der biblische Text, der ihr zugrunde liegt) durch den modernen Menschen oft als lebensfremd empfunden (vgl. Przychyna 2000:147), als kulturfremd eben, wenn man bedenkt, dass auch im „christlichen“ Europa die Metaphernkompetenz/ das Metaphernverstehen im religiösen Bereich oftmals erst herausgebildet werden muss; selbst bei denjenigen, die sich zum Glauben bekennen. Daher möchte ich alle aktuellen Schlüsselwörter (auch die überraschend aktuellen Werbeslogans), denen ich bei meiner Korpusauswertung begegnet bin⁹, durchaus im Sinne des Postulats von Karl Barth wer-

⁹ Vgl. u.a. Werbeslogans: „Wir sind Deutschland!“ und „Wir sind Weltmeister!“ (GW 2007:319); die aus unserem Alltag nicht mehr wegzudenkenden Errungenschaften der Technik, wie z.B. das Telefon bzw. das Handy (GW 2007:53); Regeln aus dem erzieheri-

ten, der Prediger müsse bei der Predigtvorbereitung in der einen Hand die Bibel, in der anderen eine Tageszeitung halten (nach Przyczyna 2000:146).

Zitierte Literatur

- ALTMAYER C., 2004, *Kultur als Hypertext. Zu Theorie und Praxis der Kulturwissenschaft im Fach Deutsch als Fremdsprache*, München.
- BAJEROWA I., 1994, *Swoistość języka religijnego i niektóre problemy jego skuteczności*, in: *Łódzkie Studia Teologiczne* 3, S. 11-17.
- BAJEROWA I., 1995, *Szanse języka religijnego w świetle kultury masowej*, in: Adamek Z. (Hg.), *Teologia, kultura, współczesność. Materiały w Instytucie Teologicznym w Tarnowie* 9 IV 1994, Tarnów, S. 99-113.
- BIEMER G. (Hg.), 1970, *Die Fremdsprache der Predigt. Kommunikationsbarrieren der religiösen Mitteilung*, Düsseldorf.
- BUKOWSKI P., 1995, *Predigt wahrnehmen. Homiletische Perspektiven*, Neukirchen-Vluyn.
- DAIBER K.-F. u.a. (Hg.), 1980-1991, *Predigen & Hören*. 3 Bde. (Bd. 1: *Predigen. Analysen und Grundausswertung*, 1980; Bd. 2: *Kommunikation zwischen Predigern und Hörern. Sozialwissenschaftliche Untersuchungen*, 1983; Bd. 3: *Predigt als religiöse Rede. Homiletische Überlegungen im Anschluß an eine empirische Untersuchung*, 1991), München.
- Einheitsübersetzung der Heiligen Schrift, 1980, Stuttgart (CD-ROM-Ausgabe: *Quadro Bibel* 5.0. Die fünf wichtigsten deutschen Bibelübersetzungen und drei Bibellexika auf CD-ROM).
- GROOME T., 1994, *Inkulturation als Aufgabe der Pastoral*, in: *Concilium* 30, S. 82-92.
- GW: *Gottes Wort im Kirchenjahr 2007, Lesejahr C*. Bd. 3. *Die Zeit nach Pfingsten*, Würzburg.
- HERMANS F., 1993, *Arbeit*. Zur historischen Semantik eines kulturellen Schlüsselwortes, in: *Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache* 19, S. 43-62.
- HERMANS F., 1995a, *Kognition, Emotion, Intention. Dimensionen lexikalischer Semantik*, in: Harras G. (Hg.), *Die Ordnung der Wörter. Kognitive und lexikalische Strukturen*, Berlin/New York, S. 138-178.
- HERMANS F., 1995b, *Sprachgeschichte als Mentalitätsgeschichte. Überlegungen zu Sinn und Form und Gegenstand historischer Semantik*, in: Gart A./Mattheier K.J./Reichmann O. (Hg.), *Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen. Gegenstände, Methoden, Theorien*, Tübingen, S. 69-101.
- HIRSCHLER H., 1977, *Konkret predigen. Anleitungen und Beispiele für die Praxis*, Gütersloh.
- KAMIŃSKA M., 1993, *Z problemów funkcjonowania terminologii religijnej w świadomości wiernych*, in: Bajerowa I./Karpluk M./Leszczyński Z. (Hg.), *Język a chrześcijaństwo*, Lublin, S. 85-94.
- KRIEGSTEIN M. v., 1979, *Predigt als Gespräch. Pastoralpsychologische und didaktische Reflexion von Predigten und Gesprächsgottesdiensten*, Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz.
- LUKSCH T., 1998, *Predigt als metaphorische Gott-Rede. Zum Ertrag der Metaphernforschung für die Homiletik*, Würzburg.
- MATUSZCZYK B., 1997, *Siedem grzechów głównych polskiego kaznodziejstwa*, in: *Więź* 7 (465), S. 75-85.

schen Bereich (GW 2007:77); Streit unter den Geschwistern (GW 2007:85); Beispiele für Durchschnitts-Menschen unserer Zeit, die Schuld auf sich geladen haben (GW 2007:43), der Plot einer Fernsehserie (GW 2007:57).

- MÜLLER J., 2006, Pastoral, in: Lexikon für Theologie und Kirche, Freiburg/Basel/Wien, Bd. 7, Sp. 1434.
- OTTO G., 1979, Von geistlicher Rede. Sieben rhetorische Profile, Gütersloh.
- PAPST JOHANNES PAUL II., 1994, Die Schwelle der Hoffnung überschreiten, Hamburg, S. 133-145.
- PAPST PAUL VI., 1975, Apostolisches Schreiben „Evangelii Nuntiandi“, Rom (http://www.vatican.va/holy_father/paul_vi/apost_exhortations/documents/hf_p-vi_exh_19751208_evangelii-nuntiandi_ge.html).
- PIPER H.-Ch., 1976, Predigtanalysen. Kommunikation und Kommunikationsstörungen in der Predigt, Göttingen/Wien.
- PRZYCZYNA W. (Hg.), 1997, Sługa Słowa, Kraków.
- PRZYCZYNA W. (Hg.), 1998, Słuchacz Słowa, Kraków.
- PRZYCZYNA W., 2000, Kaznodziejski przekaz opowiadań biblijnych, Kraków.
- SIWEK G., 1992, Przepowiadać skuteczniej. Elementy retoryki kaznodziejskiej, Kraków.
- WAMSER A., 2006, Glaubensbekenntnisse. Verstehen Kinder und Jugendliche, was sie bekennen und wie bekennen sie selbst ihren Glauben?, in: Greule A. (Hg.), Studien zu Sprache und Religion. Aktuelle Probleme der religiösen Kommunikation aus der Sicht Studierender, Hamburg, S. 93-114.
- WICHTER S., 1994, Experten- und Laienwortschätze. Umriß einer Lexikologie der Vertikalität, Tübingen.
- WIERZBICKA A., 1997, Understanding Cultures through Their Key Words. English, Russian, Polish, German, and Japanese, New York/Oxford.
- WIERZBICKA A., 2002, Co mówi Jezus? Objaśnianie przypowieści ewangelicznych w słowach prostych i uniwersalnych (übers. v. Duraj-Nowosielska I.), Warszawa.
- WIERZBICKA A., 2004, Jak można mówić o Trójcy Świętej w słowach prostych i uniwersalnych, Lublin.
- ZERFASS R., 1992, Grundkurs Predigt 2. Textpredigt, Düsseldorf.
- ZERFASS R., 1995, Grundkurs Predigt 1. Spruchpredigt, Düsseldorf.

Ritualität im sakralen Bereich

Der vorliegende Beitrag verfolgt das Ziel, sprachliche Rituale an Beispielen aus dem Bereich Kirche zu erörtern. Der Ritualbegriff wird ursprünglich in Disziplinen wie Anthropologie und Soziologie verwendet (vgl. u.a. die Theorien von Gluckmann, Malinowski, Leach, Turner, Harré/Secord, Goffman; vgl. Werlen 1984:21-80). Es scheint, dass er auch für linguistische Untersuchungen des kommunikativen Verhaltens fruchtbar werden kann. Unterschiedliche wissenschaftliche Herangehensweisen haben zu definitorischer Vielfalt geführt. In diesem Beitrag gilt der funktionale Aspekt der Rituale als besonders wichtig. Rituale haben einen großen Einfluss auf das Zusammenleben in einer Gruppe. Durch Vollzug von Ritualen wird nämlich die Gruppenzugehörigkeit signalisiert.

Im Sozialisationsprozess beherrschen wir die Regeln des Zusammenlebens innerhalb einer Gemeinschaft. Wir übernehmen gesellschaftlich bedingte Handlungsmuster¹, die eine entscheidende Rolle in der Integration des Individuums mit der Gruppe spielen. Dabei erwerben wir auch rituelle Kompetenz, weil viele dieser Handlungen Rituale sind, die sowohl verbal als auch nonverbal realisiert werden. Wenn wir sie uns aneignen, können wir als Mitglieder einer Gruppe identifiziert werden. Wir signalisieren zugleich unser Anderssein den übrigen Gruppen gegenüber. Als wichtige einheitsgefühlstiftende Größen gelten Sprache, Kultur, Geschichte, Religion, Ideologie, Bräuche u.ä.

In dem Beitrag wird das Ritual interpretiert als mehr oder weniger stark institutionalisierte, rigide, formal geregelte, in unterschiedlichem Ausmaß durch Feierlichkeit geprägte, wiederholt vorkommende Handlung, in der sich eine soziale Gruppe über gemeinsame Überzeugungen verständigt bzw. sich ihrer versichert (vgl. Braungart 1996:41-118). Das Ritual bezieht sich auf höhere Werte, die über das Individuum und bestimmte Situation hinausgehen. Es verbindet menschliche Handlungen mit ihren Quellen (Götter, Ideen, Vorstellungen), die jedes Tun legitimieren (vgl. Pławski 2009:30). Rituale, die sprachlich und nichtsprachlich realisiert werden, sind eng mit-

¹Handlung wird im Gegensatz zu Verhalten als intentional, verantwortlich, zielgerichtet, regelbefolgend und normenbezogen verstanden (vgl. Werlen 1984:92; Braungart 1996:47-48).

einander verflochten. Daher werden sprachliche Rituale wie folgt aufgefasst: Es handelt sich um erstarrte, formelhafte Worte, Wortgruppen, Sätze, Texte, die meist inhaltsarm sind. Kommunikationstheoretisch bringen sie keine neuen Informationen mit sich. Sie signalisieren und bestätigen die Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft und beziehen sich meist auf höhere Werte. Sie stehen immer in einem bestimmten Kontext, außerhalb des Kontextes verlieren sie ihre Funktion. Unter Umständen können sie Assoziationen mit dem jeweiligen Bereich auslösen: "Isolierte Wörter sind fiktive Wörter. Nur Wörter im Text sind reale Wörter" (Weinrich 1966:48).

Fix (1996:31-47) nennt zwei Bereiche, wo man mit sprachlichen Ritualhandlungen zu tun haben kann:

- rituelle Texte,
- rituelle Formen und Konventionen.

Auf rituelle Texte stößt man bei sakralen und profanen Zeremonien (Taufe, Erstkommunion, kirchliche und standesamtliche Trauung, Aufnahme in einen Verein, Eid usw.). Rituelle Formen und Konventionen haben keine Referenzbedeutung, sie haben nur Kommunikationsbedeutung auf Grund ihres Vorhandenseins oder ihres Fehlens. Die Tatsache, ob jemand uns mit *Guten Morgen*, *Hallo* oder *Grüß Gott* begrüßt, bringt uns keine Information im Sinne der Kommunikationstheorie. Die Formwahl wird einerseits durch die Art der Beziehungen zwischen den Sprechern bedingt, andererseits gilt sie als Signal der Gruppenzugehörigkeit. Rituelle Formen und Konventionen spielen eine Rolle in der Kommunikation, indem sie ein Kommunikationsmuster anbieten: Eröffnung, Fortsetzung, Abschließen der Konversation. Mit diesen Formen knüpft man den Kontakt an, das Gespräch wird dann fortgesetzt, sie markieren auch den Übergang zu einem weiteren Thema. Sprachliche rituelle/konventionelle Formen gibt es grundsätzlich in allen Bereichen des öffentlichen Lebens (vgl. Pławski 2009:33).

Der Beitrag setzt sich zum Ziel, die oben genannten Merkmale und Funktionen der Rituale an Beispielen ausführlicher zu beschreiben. Der Analyse werden sprachliche Rituale unterzogen, die im Rahmen der heiligen Messe in der römisch-katholischen Kirche vollzogen werden. Die heilige Messe gilt als ein Musterbeispiel eines rigiden, formal geregelten und wohl definierten religiösen Rituals. Diese Merkmale spiegeln sich in dem ritualisierten Sprachgebrauch wider (erstarrte, festgeprägte Einheiten und feste Schemata). Das Messritual weist eine komplexe Struktur auf: Es setzt sich aus einer Reihe von Ritualsequenzen zusammen. Was die sprachlich realisierten Rituale betrifft, es umfasst u.a. solche Ritualhandlungen wie: Gebete, Lesungen, Segen, Bekenntnisse. Um den Rahmen dieses Beitrags nicht zu sprengen, werden ausgewählte Worte, Phrasen, Textabschnitte untersucht. Alle im Folgenden angeführten Einheiten werden der Messordnung entnommen, die online zugänglich ist – vgl. <http://www.marypages.com/HolyMassGerman.htm> (letzter Zugriff am 2.09.2010).

Die heilige Messe kennzeichnet eine strenge Form (die innere Gliederung, Reihenfolge der einzelnen Teile sowie ihre verbale und nonverbale Ausführung). Sie hat einen "eigenen Handlungsplan, [...] eigene, feststehende Dramaturgie" (Braungart 1996:75). Der Messe steht ein Formular zugrunde, das im Vollzug des Rituals realisiert wird (vgl. Werlen 1984:149). Abweichungen und Variationen des Formulars sind kontrolliert und nur in einem bestimmten Rahmen zugelassen. Sie sollen das Ritual nicht gefährden, sonst wäre es ungültig. Die möglichen Änderungen sind mit der jeweiligen Theologie in der katholischen Kirche verbunden. Das II. Vatikanische Konzil (1962-1965) betonte stärker die aktive Teilnahme der Gläubigen an der Messe. Dies hatte u.a. dazu geführt, dass nach vielen Jahrhunderten die Messsprache Latein durch Volkssprachen ersetzt wurde (vgl. Werlen 1984:150). Als stark im Bewusstsein der Gläubigen verankerte Einheiten haben sich *amen*, *halleluja*, *hosanna*, *Kyrie eleison* (ansatzweise auch durch *Herr, erbarme dich (unser)* ersetzt) erhalten.

Starke Formalität und feste Verlaufsstruktur der Messe bewirken, dass es wenig Freiraum innerhalb des Rituals gibt. Die Messe wird mit ritualisierten Begrüßungsformeln eröffnet: "Priester: *Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes*; Volk: *Amen*; Priester: *Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus, die Liebe Gottes des Vaters und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch*²; Volk: *Und mit deinem Geiste*". An dieser Stelle wird eine kurze Einführung in die Messfeier vorgesehen. Die Priester pflegen diese Sequenz zu einer freieren Begrüßung der Versammelten zu nutzen (vgl. Werlen 1984:158). Dabei soll man sich dessen bewusst sein, dass bei herzlicheren, persönlichen Grußworten die rituelle Distanz des offiziellen Messbeginns überschritten werden könnte. So würde eine Dissonanz zwischen dem Ritual-Gewohnten und dem Neuen, Unerwarteten entstehen. Die Struktur des Rituals könnte durchbrochen werden.³

Der freieste Teil der Messe ist die Predigt. Es gibt grundsätzlich keine strengen Vorschriften, die besagen, wovon der Priester reden soll. Ritualuell geregelt wird aber die Anrede (dass die Empfänger direkt angesprochen werden, ist auch ein Teil des Rituals, das mit der Textsorte Rede/Predigt zusammenhängt). Die profane Form *Meine Damen und Herren* ist in diesem Fall ausgeschlossen. Der Priester wendet sich an das Volk

² Im Rahmen des festgefahrenen Messrituals gibt es doch einige Stellen, wo dem Priester mehrere Formeln zur Verfügung stehen. Er kann die Gläubigen auch mit der Phrase *Gnade und Friede von Gott, unserem Vater, und dem Herr Jesus Christus sei mit euch* oder *Der Herr sei mit euch* begrüßen (vgl. Werlen 1984:157). Die anfängliche Formel *Der Herr sei mit euch. Und mit deinem Geiste* realisiert das Muster Gruß – Gegengruß. Allerdings verliert sie im Rahmen des Rituals den Grußcharakter. Es handelt sich nur um eine automatische Folge von zwei Äußerungen, die an einigen Stellen als sog. "Grenzmarker" (Werlen 1984:227) wiederkommen (u.a. vor dem Evangelium, vor dem Schlusseggen). Solche Marker haben noch eine Funktion im Rahmen des Rituals – sie dienen zur Entlastung von kommunikativen Handlungen.

³ Die Möglichkeit, persönliche Worte, eigenen Kommentar an die Versammelten zu richten, bieten die Bekanntmachungen vor dem Schlusseggen an.

Brüder und Schwestern oder gebraucht eine von zugelassenen Varianten: *Liebe Brüder und Schwestern, In Christus Geliebte, In Christus geliebte Brüder und Schwestern*. Man hält sich dabei nicht an die übliche Höflichkeitsreihenfolge – die Damen werden nicht zuerst genannt.

Als ein weiterer Freiraum neben der Predigt gilt Allgemeines Gebet, in dem die sog. Fürbitten eingesetzt werden. Gebetet wird in der Regel für die Anliegen der Kirche, für die Regierenden und das Heil der Welt, für alle von verschiedener Not Bedrückten, für die Ortsgemeinde. Aber auch hier gibt es Textformulare, nach denen die Bitten zusammengestellt werden. Sie haben meist eine litaneiartige Struktur mit Einleitung und Schlussgebet: „Priester: *Herr unser Gott, der du X getan hast, wir bitten dich; Sprecher: dass du Y tun wolltest; Volk: Wir bitten dich, erhöre uns; Sprecher: dass du Z tun wolltest; Volk: Wir bitten dich, erhöre uns; usw. bis etwa fünf Bitten; Priester: Herr, unser Gott, erhöre unsere Bitten. Darum bitten wir durch Christus unseren Herrn; Volk: Amen*“ (Werlen 1984:175-176). Von dieser Grundstruktur geht man selten ab. Die Bitten werden im Voraus vorbereitet und meistens vom Priester vorgebracht. Es besteht auch die Möglichkeit eines spontanen Gebets, in dem die Gläubigen ihre Bitten ad hoc formulieren. Es wird aber eher in kleineren Gemeinden praktiziert.

Das Zentrum des religiösen Rituals bildet der Vollzug eines Kults. Das Objekt, das die Ritualteilnehmer als heilig anerkennen und akzeptieren, wird verehrt. Im Fall der heiligen Messe in der römisch-katholischen Kirche handelt es sich um Gott in der Dreifaltigkeit. Er wird gepriesen in einer Reihe von entsprechenden Verben: *loben, hochloben, preisen, anbeten, rühmen* und zahlreichen Ehrennamen: *Herr und Gott, Gott und Vater, König des Himmels, Schöpfer der Welt, Herr aller Mächte und Gewalten, Gott, der in alle Ewigkeit herrscht, gütiger Vater, allmächtiger, ewiger, erhabener, heiliger, wahrer Gott*. Als Beispiel eines Lobgebets kann man das Gloria anführen: „*Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden den Menschen seiner Gnade. Wir loben dich, wir preisen dich, wir beten dich an, wir rühmen dich und danken dir, denn groß ist deine Herrlichkeit: Herr und Gott, König des Himmels, Gott und Vater, Herrscher über das All, Herr, eingeborener Sohn, Jesus Christus. Herr und Gott, Lamm Gottes, Sohn des Vaters, du nimmst hinweg die Sünde der Welt: erbarme dich unser; du nimmst hinweg die Sünde der Welt: nimm an unser Gebet; du sitztest zur Rechten des Vaters: erbarme dich unser. Denn du allein bist der Heilige, du allein der Herr, du allein der Höchste, Jesus Christus, mit dem Heiligen Geist, zur Ehre Gottes des Vaters. Amen*“.

Der Sinn des Rituals liegt in der Erfahrung, der rituellen Gemeinschaft anzugehören. Gemeinsame Ideen, Vorstellungen, Werte verbinden Individuen zu einer homogenen Gruppe. Rituale gelten als „Erkennungszeichen nach außen und Ausweis der Gruppe nach innen“ (Braungart 1996:103). Sie sichern und verteidigen das Gruppenimage. In Ritualen konstituieren und festigen sich die Gemeinschaften. Als sprachliche Signale der Gruppenzugehörigkeit lassen sich im Rahmen der heiligen Messe die Anrede *Brüder und Schwestern* mit ihren Varianten, inklusives *wir* sowie allgegenwärtige Bezüge

auf die Werte der katholischen Lehre interpretieren. Die rituelle Anrede *Brüder und Schwestern* betont die Zugehörigkeit zur Gemeinde der Katholiken, die sich in Liebe zum Gott Vater versammeln. Die Form nimmt Bezug auf die Lehre der Kirche, nach der alle Gläubigen Brüder und Schwestern füreinander sind. Alle sind gleichgestellte Kinder des gütigen Vaters. So demonstriert man Glauben an Gott und seine Macht. Bei fast allen Gebeten wird inklusives *wir* gebraucht – der Priester schließt sich dabei ein. Er versteht sich nicht nur als Vermittler zwischen Gott und den Gläubigen, sondern auch als Mitglied der Gemeinde, z.B.: „*Bevor wir das Gedächtnis des Herrn begehen, wollen wir uns besinnen. Wir bekennen, dass wir gesündigt haben*“; „*Gepriesen bist du, Herr, unser Gott, Schöpfer der Welt. Du schenkst uns den Wein, die Frucht des Weinstocks und der menschlichen Arbeit. Wir bringen diesen Kelch vor dein Angesicht, damit er uns der Kelch des Heiles werde*“; „*Deinen Tod, o Herr, verkünden wir, und deine Auferstehung preisen wir, bis du kommst in Herrlichkeit*“. Vereinzelt wird das Personalpronomen *ich* verwendet, z.B. im Sündenbekenntnis. Es wird als individuelle Handlung aufgefasst. Jeder einzelne bekennt seine Sünden und jedem einzelnen soll vergeben werden: „*Ich bekenne Gott, dem Allmächtigen, und allen Brüdern und Schwestern, dass ich Gutes unterlassen und Böses getan habe. Ich habe gesündigt in Gedanken, Worten und Werken, durch meine Schuld, durch meine Schuld, durch meine große Schuld. Darum bitte ich die selige Jungfrau Maria, alle Engel und Heiligen und euch, Brüder und Schwestern, für mich zu beten bei Gott, unserem Herrn*“. Das oben Gesagte hebt einen wichtigen Zug des Rituals hervor. Individuelles Erleben wird zugunsten einer offiziellen dogmatischen Aussage in den Hintergrund gerückt. Das soll aber nicht bedeuten, dass Rituale Individualität negieren – sie liegt nur nicht primär „im Horizont des Rituals“ (Braungart 1996:97, vgl. dazu auch Werlen 1984:167).

Aktive Beteiligung an dem Messgeschehen ist ein Zeichen, dass sich die Versammelten als ernsthafte Teilnehmer verstehen, die gewilligt sind, ihren Teil am Vollzug des Rituals zu erfüllen. Ihre Haltung, Gesten, Rezitieren der rituellen Texte zeugen davon, dass sie die Regeln der katholische Lehre akzeptieren und sich mit ihr identifizieren: „Rituale sind Akte der Zustimmung, und sie erfordern „Zustimmung“ durch die teilnehmenden Objekte. Soziale und religiöse Gruppen, Gemeinschaften und Gesellschaften brauchen die Affirmation im sich wiederholenden Ritual, weil sie sich so an das ihnen Gemeinsame erinnern, es vertiefen und bekräftigen. Rituale sind wiederholte kollektive Bestätigungshandlungen“ (Braungart 1996: 76). Die Wandlungsworte in der Eucharistiefeier werden wörtlich nur von den Gläubigen genommen (vgl. „Vergegenwärtigung“ des heiligen Objekts; Werlen 1984:205). Ihre Geltung ist auf diejenigen beschränkt, die daran glauben, die also die Rahmenbedingungen der Institution der Kirche annehmen. Für einen Beobachter könnte es ein magischer Vorgang sein. Die Beobachterperspektive ist die Außenperspektive, genauso wie bei einem Rockkonzert oder Fußballspiel. Wichtig am Ritual ist das Interesse daran. Die Teilnehmer sollten es nicht kritisieren oder mit Skepsis betrachten. So wird das Ritual gestört und in Frage gestellt, was zu Deritualisierung führen könnte (vgl. Braungart 1996:77, 105).

In dem Beitrag wurde ein Versuch unternommen, sprachliche Rituale zu betrachten, die im Rahmen eines streng definierten religiösen Rituals vorkommen. Rituelle Formen und Texte sind ineffektiv als Kommunikationsmittel, mit denen neue Informationen weitergegeben werden sollten. Rituale zeichnen sich durch ihre Informationsleere aus, denn "für einen kompetenten Ritualteilnehmer enthält [...] ein Ritual keine neue Information (und damit im Sinne der Informationstheorie gar keine Information); denn diese ist ja bestimmt durch die Unerwartetheit des auftretenden Signals" (Werlen 1984:29). Durch Bezug auf gemeinsame Werte, Ideen und Vorstellungen stabilisieren Rituale Beziehungen, etablieren Strukturen sowie Institutionen innerhalb einer Gruppe. Sie sichern die Gruppenidentität und befriedigen somit das Bedürfnis nach sozialen Bindungen zwischen den Mitgliedern einer Gemeinschaft (vgl. Malinowski 1949:43). Sie schaffen eine soziale Wirklichkeit. Durch Wiederholungsstrukturen vermitteln Rituale Sicherheit. Sie helfen, das Chaos des Lebens zu ordnen. Menschen orientieren sich in Ritualen, sie werden aber gleichzeitig orientiert. Es besteht dadurch die Gefahr, dass Mechanismen der Rituale als Mittel sozialer Kontrolle missbraucht werden können. Dann hätten wir mit sprachlichen Manipulationen zu tun, die Denk- und Erkenntnisprozesse der Sprachbenutzer beeinflussen würden.

Zitierte Literatur

- BRAUNGART W., 1996, *Ritual und Literatur*, Tübingen.
- FIX U., 1996, *Rituelle Kommunikation im öffentlichen Sprachgebrauch der DDR und ihre Begleitumstände: Möglichkeiten und Grenzen der selbstbestimmten und mitbestimmenden Kommunikation in der DDR*, in: Lerchner G. (Hg.), *Sprachgebrauch im Wandel: Anmerkungen zur Kommunikationskultur in der DDR vor und nach der Wende*, Frankfurt am Main u.a., S. 11-64.
- MALINOWSKI B., 1949, *Eine wissenschaftliche Theorie der Kultur. Und andere Aufsätze. Mit einer Einleitung von Paul Reiwald: Malinowski und die Ethnologie*, Frankfurt am Main.
- PŁAWSKI M., 2009, *Rytuał w języku polityki*, in: Rypel A./Jastrzębska-Golonka D./Sawicka G. (Hg.), *Język – Biznes – Media. Prace Komisji Językoznawczej BTN. Tom XIX*, Bydgoszcz, S. 29-37.
- WEINRICH H., 1966, *Linguistik der Lüge*, Heidelberg.
- WERLEN I., 1984, *Ritual und Sprache. Zum Verhältnis von Sprechen und Handeln in Ritualen*, Tübingen.

Mors certa. Zum sprachlichen Bild des Todes

Mors certa, hora incerta – der Tod ist gewiss, die Stunde ungewiss. Diese Inschrift läuft um die Uhr des Neuen Rathauses in Leipzig und fordert viele Bürger und Touristen zum Nachdenken heraus, denn nichts ist so gewiss wie der Tod. In diesem Aufsatz werden wir uns bemühen, das sprachliche Bild des Todes in den Lexikoneinträgen zu rekonstruieren und es mit dem von den Grabinschriften zu vergleichen.

Den theoretischen Hintergrund der Abhandlung bildet das kognitive Forschungsparadigma. Demnach gewinnt die sprachliche Einheit ihre Bedeutung im Prozess der Profilierung, in dem ein Gebiet oder eine Konfiguration aus einer bestimmten kognitiven Domäne herausdifferenziert werden. Nach Langacker (2005:15-18) verstehen wir die Domänen als Wissensbereiche, die einen Kontext für die Konzeptualisierung einer konkreten sprachlichen Einheit bilden. Im Sprachgebrauch konstatieren die Sprachbenutzer nur einen gewissen Weltausschnitt, einen bestimmten Aspekt des profilierten Objektes. Wenn wir z.B. das Auto waschen, dann waschen wir nicht alle Teile des Fahrzeugs, obwohl man es gerade so bezeichnet.

In der kognitiven Auffassung wird eine konkrete semantische Einheit üblicherweise im Rahmen mehr als einer Domäne konzeptualisiert (vgl. Taylor 2002:195-198). Die Grenzen der Domänen – wie die Grenzen der semantischen Kategorien – sind fließend und die mentalen Strukturen stehen in gewissen Beziehungen zueinander. Wichtig für das Verstehen des Begriffs [DOMÄNE] sind weitere Begriffe – [PROFIL] und [BASIS]. Ihre Abhängigkeiten zeigen wir am Beispiel des Begriffs [VATER], dessen Konzeptualisierung in erster Linie die Verwandtschaftsdomäne umfasst. Das Wort *Vater* profiliert einen erwachsenen Mann (P). Als Basis dient hier die Relation zwischen der profilierten Person und einer anderen Person bzw. anderen Personen (B). Außer der Domäne der Verwandtschaftsbeziehungen (D¹) fassen wir den Vater als ein Mitglied der Familie (D²) auf, d.h. man kann von ihm bestimmtes Verhalten erwarten, das er innerhalb dieser sozialen Einheit zeigt. Dann betrachten wir den Vater als ein konkretes Lebewesen (D³), von dem wir sagen können, dass er geboren ist, lebt und dann auch stirbt, dass er sein Leben lang entsprechende Erfahrungen sammelt usw. Auf diese Art und Weise bildet sich eine Domänenmatrix, in der wir das Wort *Vater* in der alltäglichen Kommunikation verwenden und verstehen. Das sprachliche Bild des Todes wollen wir

zuerst anhand der Wörterbucheinträge rekonstruieren. Die analysierten Definitionen erlauben die Existenz folgender Domänen festzustellen:

Die Domäne des menschlichen Lebens. Es wird als eine gewisse Strecke im mathematischen Sinne verstanden – mit einem konkreten Anfang (Geburt) und einem Ende (Tod). *Der Tod* bedeutet dann:

- a. das Aufhören aller Lebensfunktionen, das Sterben (Kempcke 1984:1153),
- b. Sterben, Aufhören aller Lebensvorgänge (Wahrig 1996:1567),
- c. das Sterben, das Ende des Lebens (Götz/Haensch/Wellmann 1997:966-967),
- d. Sterben (Gajić 1982:1056),
- e. das Ende eines Lebens bei einem Lebewesen, bes. bei einem Menschen (Kempcke 2000:1028),
- f. Lebewesen: Zustand, in dem alle Vorgänge im Körper eingestellt worden sind und mit dem der Prozess des Sterbens abgeschlossen ist (Bünting 1996:1158).

Die Wörterbucheinträge sind – wie die angeführten Beispiele zeigen – nicht eindeutig. Die meisten konzentrieren sich auf den Verlauf des Sterbeprozesses, aber die letzte Definition weist darauf hin, dass es auch ein Danach gibt – wenn das Leben zu Ende ist. Dieser Zustand wird bei den Lebewesen als Tod bezeichnet. Zahlreiche Termini, die vor allem im öffentlichen Sprachverkehr gebraucht werden, beweisen, dass der Tod auch juristisch nicht eindeutig bezeichnet wird. Man spricht dann vom *natürlichen Tod*, der nach dem Ablauf einer längeren Zeitspanne einsetzt. Der Sterbeprozess wird durch das Absterben wichtiger Organfunktionen begleitet oder verursacht – *Atmungs-, Herz-Gehirntod*. Wenn eine Krankheit oder vor allem ein Unfall jemandes Leben kürzen, wird vom *unnatürlichen* oder *gewaltsamen Tod* gesprochen. *Der biologische Tod* wird durch das endgültige Einlöschen des Nervensystems festgestellt, wenn *der klinische Tod* durch den Stillstand des Atems oder des Herzens verursacht wird und durch entsprechende medizinische Maßnahmen umkehrbar ist (Gudemann 1992:123). Im „Philosophischen Wörterbuch“ (Brockard/Müller/Welsch 1988:316-317) wird zwischen dem Menschen und anderen Lebewesen in Bezug auf das Ende ihrer Existenz unterschieden, denn „während Pflanze und Tier ‚verenden‘, ‚stirbt‘ im eigentlichen Sinn nur der Mensch“.

Das Ende der menschlichen Existenz wird auch durch zahlreiche Bezeichnungen der Todesursachen betont: *der Schwarze Tod* ist ein anderer Name für die Pest, *der Weiße Tod* begegnet jemandem im Eis oder im Schnee, und wird vor allem durch die Lawinen verursacht. Zum *nassen Tod* kommt es durch das Ertrinken (Götz/Haensch/Wellmann 1997:967). Man spricht auch vom *Tod in den Wellen*, *durch Erschießen*, *Vergiften*, *durch den Strang* (Agricola 1985:641). Die anderen Ausdrücke bezeichnen, wie jemand stirbt. Einige davon wurden schon erwähnt: *der natürliche* oder *der gewaltsame Tod* gehören dazu. Außer ihnen soll man noch *den frühen*, *unerwarteten Tod* nennen. Dazu rechnen wir auch *den sanften*, *schönen*, *schmerzlosen Tod*. (Wahrig 1997:1567) Manche dieser Ausdrücke bezeichnen auch den Todesort: *der Tod am Galgen*, *auf dem elektrischen*

Stuhl, dem Schafott (Agricola 1985:641). Diese Domäne ist auch bei der Trauungsformel wichtig: [...] *bis dass der Tod euch scheidet*.

Die zweite Domäne ergibt sich aus der geschilderten und bezeichnet ‚das Ende, Scheitern besonders eines Unternehmens, eines Projektes‘. In den Wörterbucheinträgen lassen sich folgende Belege dieser Domäne finden:

- a. *Die hohen Zinsen bedeuten den Tod für die Firma* (Götz/Haensch/Wellmann 1997:967),
- b. *Die Uneinigkeit der Mitglieder war der Tod einer guten Idee* (Bünting 1996:1158),
- c. *Die neuen Bedingungen sind der Tod des Planes* (Kempcke 2000:1028).

Die dritte Domäne versucht den Tod zu personifizieren und skizziert seine Gestalt. Hier wird nicht von „einem Prozess“ oder „einem Ende“ gesprochen, sondern die Menschen bekommen einen Lebensbegleiter, dem alle folgen:

- a. *Mit dem Tode ringen, kämpfen, dem Tod ins Auge sehen, dem Tod entkommen, entrinnen; dem Tod aus dem Wege gehen, dem Tod spotten, trotzen. Der Tod kommt, steht vor der Tür, der Tod klopfte, nahte, hat sie überrascht, gerufen, gepackt. Der Tod schloss ihm die Augen, nahm ihm die Feder, den Hobel aus der Hand* (Agricola 1985:642),
- b. *Der Tod hielt reiche Ernte. Der Tod hat ihn geholt* (Kempcke 2000:1028),
- c. *Wie der Tod (aus Basel) aussehen* (Müller 1986:661).

Diese Domäne wird sehr oft in der bildenden Kunst benutzt. Vor allem in der Kultur des Mittelalters stellte man den Tod in zahlreichen Allegorien als Gerippe dar. Der Sensemann als Bildfigur des Todes erschien schon in der Zeit der Romanik (vgl. Ariès 2008:141-160, Wańczowski 1993:144-146).

Die vierte Domäne ist die der extremen Werte. Der Tod wird als etwas sehr Großes, Anormales verstanden:

- a. Die Bedeutung ‚extrem groß‘ lässt sich z.B. bei den Zusammensetzungen feststellen: *Todesgefahr* bedeutet ‚höchste Gefahr für eigenes Leben‘, *Todesmut* benennt ‚den Mut, der den Einsatz des eigenen Lebens nicht scheut‘. Dazu gehören auch: *das Todesurteil* und *die Todesstrafe*. Sie werden als ‚die höchste Strafe für ein besonders schweres Verbrechen‘ verstanden (Kempcke 1984:1153). *Die Todsünde* ist ‚eine aus dem Gnadenstand ausschließende und zum geistlichen Tod führende Sünde‘ (Hauck/Schwinge 2005:189). Die Adjektive *todernst* und *todelend* gehören auch dazu: das erste bedeutet ‚sehr ernst‘, dem zweiten entspricht die Bedeutung ‚in körperlich sehr schlechtem Zustand‘ (Bünting 1996:1158-1159).
- b. Auch in verschiedenen Wendungen lässt sich diese Bedeutung finden: *zu Tode erschrocken, verwundert* oder *erstaunt sein* (‚sehr‘, vgl. Agricola 1985:642); *sich zu Tode langweilen* bedeutet ‚sich sehr langweilen‘; *es geht um Leben und Tod*

konzentriert sich auf die Gefahr („jemand schwebt in höchster Lebensgefahr“, vgl. Bünting 1996:1158); *weder Tod noch Teufel fürchten* („sich vor nichts fürchten“, vgl. Götz/Haensch/Wellmann 1997:967).

- c. Zu dieser Domäne kann auch *der bürgerliche Tod* gezählt werden, weil er den vollständigen Verlust der Rechtsfähigkeit des Verurteilten zur Folge hatte (Gajić 1982:1056).

Jetzt kann eine Antwort auf die Frage gesucht werden, ob das Bild des Todes anhand der Grabinschriften auch im Rahmen der obigen Domänen organisiert werden kann. Der Friedhof gehört zu den wenigen Orten, wo man die Anwesenheit des Todes fühlen kann und wo man seine Spuren auch erwartet. Im Rahmen des Forschungsprojektes haben wir 1270 Epitaphe gesammelt und analysiert. Sie stammen aus den Friedhöfen in Liechtenstein, aus den Kirchengemeinden Vaduz, Triesen, Triesenberg, Balzers und Bendern.

Der Begriff „Epitaph“ (auch: Epitaphium) bedeutet Grabinschrift; Gedenkmal in der Kirchenwand oder an einem Pfeiler mit Inschrift, oft bildhauerisch verziert. Das Wort stammt aus dem griechischen „epitaphion“ ‚Grabinschrift‘, das aus dem „taphos“ ‚Grab‘ entlehnt wurde (Wahrig 1996:512). Nach Jan Trzynański (1977:67-68) unterscheiden wir folgende Bestandteile einer Grabinschrift: onomastisches Epitaph, Identifikationsepitaph und poetisches Epitaph. Wir zeigen sie an folgendem Beispiel aus dem Friedhof in Balzers.

<i>HEINZ VOGT</i>	onomastisches Epitaph
<i>26.3.79 – 15.3.98</i>	Identifikationsepitaph
<i>ICH WERDE EUCH NIEMALS VERGESSEN</i>	poetisches Epitaph

Mehr als 90% der Epitaphe bestehen ausschließlich aus den Vor- und Familiennamen sowie den Geburts- und Todesdaten. Auf diese Weise bekommt der Tote ein Minimum an Individualität. Diese Art der Beschriftung der Grabsteine existierte schon in der Antike (vgl. Kolb/Fugmann 2008:23-25). Oft treten die schönen Formen der Gräber anstelle der Worte auf – prachtvolle Alpenlandschaften oder Bauernwerkzeuge informieren über das Leben der Verstorbenen. Lioba Betten (2003:9) schreibt den Grabinschriften eine große Bedeutung zu. Ihrer Meinung nach verleihen die Sprüche jedem Grabstein besondere Anziehungskraft, „geben letzte Hinweise und werfen ein dauerhaftes Abschiedslicht auf das Leben der Verstorbenen“. Die Analyse der poetischen Epitaphe lässt den Tod im Bereich folgender Domänen betrachten:

Die erste Domäne ist wieder die des menschlichen Lebens. Diesmal aber wird es vor allem als eine Gerade und nicht wie ursprünglich als eine abgeschlossene Strecke gesehen. Der Tod führt in dieser Vorstellung zu keinem Ende der menschlichen Existenz, sondern gilt als ein Tor, Übergang:

1. *Der Tod ist das Tor zum Leben.*

2. *Der Tod ist der Grenzstein des Lebens, aber nicht der Liebe.* Der Tod markiert die Grenze der menschlichen Existenz in ihrer bisherigen Form. Wegen der Liebe, die stärker als der Tod ist, wird diese Grenze überschritten und die Liebe kann als Verlängerung des Lebens betrachtet werden.
3. *Ihr wisset den Weg.* In der Grabinschrift wird Jesus zitiert, der seinen Gläubigen das ewige Leben verspricht, wenn sie seinen Weg gehen. In dem Satz ist es deutlich, dass der Tod eine Etappe abschließt und dass der Weg des Lebens weiter führt.

Die zweite Domäne, in der wir den Tod verstehen können, verbindet sich eng mit der früheren. Das ist die Domäne Gottes als Herrn über Leben und Tod. Er wird im Augenblick des Todes zu Hilfe gerufen und nimmt die Verstorbenen nach dem Tode auf:

4. *Durch Grabesnacht führt uns Gott zu Lichte, [denn]*
5. *Gott ist die Liebe und unsere Hoffnung.*

Gott als Herr über Leben und Tod entscheidet über den Augenblick des Todes. Er ruft den Menschen und führt ihn zu sich. Das Amen, das der Mensch in den Morgen- und Abendgebeten ausspricht, wird dann von Gott gebraucht, um das menschliche Leben zu beenden. Und danach kommt die ewige Ruhe, um die die Gläubigen für ihre Verstorbenen bitten, wie im Gebet: *Herr, gib ihnen die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihnen. Lass sie ruhen in Frieden. Amen.* Das Echo dieses Gebets klingt dann in den Grabinschriften:

6. *Gott sprach das große Amen.*
7. *Gott rief zur Ruhe.*
8. *Jesus hat heimgerufen.* In diesem Zitat sehen wir das Ziel des menschlichen Lebens auf der Erde – das Wohnen bei Jesus.
9. *Herein.* In dieser kurzen Einladung ruft Gott nach dem Menschen und lädt ihn zu sich ein. Ist da aber jeder angesprochen? Die Antwort ist kaum positiv, weil man das Herein erst dann hört, nachdem man geklopft hat. Dem Herein werden also das Klopfen, Bitten vorausgesetzt.

Die Grabinschriften belehren die Vorübergehenden über die Ordnung der Dinge, d.h. dass sich die Menschen Gott unterordnen müssen, denn

10. *Ein Herz steht still, wenn Gott es will.*
11. *Gott weiß warum.*

Die Zitate aus der Bibel oder von den Heiligen sprechen im Namen der Toten und belehren auch die Lebenden. Sie zeigen die Einstellung zum Tode und deuten darauf hin, dass das Leben auf der Erde nur eine Etappe der menschlichen Existenz bildet.

12. *In deine Hände befehle ich meinen Geist (Lk 23,46).*
13. *Unruhig ist mein Herz, bis es ruht in dir (Augustinus).*

Die dritte Domäne betrifft zwischenmenschliche und vor allem familiäre Beziehungen. In den Grabinschriften finden wir dann oft Aussagen in der ersten oder zweiten Person, sowie die Possessivpronomina. Hierzu gehören Grabinschriften, in denen der Hinterbliebene über den Verlust einer nahen Person klagt. Charakteristisch sind dann die Betonung der Verbundenheit mit der Familie und des zu früh eingetretenen Todes, die Liebe als Grundlage der Beziehung, das Nichtvergessen der toten Person:

14. *In innigster Verbundenheit mit seiner Familie.*
15. *Unser lieber Sohn und Bruder*
16. *Du starbst zu früh und bist sehr vermisst. Du warst so lieb und gut, dass man dich nie vergisst.*
17. *Du warst so jung, du starbst so früh. Wer dich gekannt, vergisst dich nie.*
18. *Geliebt im Leben, im Tode unvergessen.*
19. *Du bist von uns gegangen. In unseren Herzen bleibst du.*
20. *Du bist nicht mehr dort, wo du warst, aber du bist überall, wo wir sind.*
21. *Aus dem Leben wurde sie genommen, nicht aber aus unseren Herzen.*

Auch der Verstorbene kann mal antworten. Natürlich tut er es in Worten, die ihm der Grabstifter in den Mund legt, darum betont er die Hoffnung auf das Wiedersehen mit den Hinterbliebenen und dass er sie trotz des Todes weiter begleiten wird:

22. *Ich werde die wieder sehen, die ich geliebt habe und die erwarten, die ich liebe.*
23. *Ich werde euch niemals vergessen.*
24. *Ich ging, bin aber immer bei euch.*

An anderer Stelle tröstet der Tote die über ihn Weinenden, wobei er sich schon als Mitglied der Gemeinschaft der Verstorbenen sieht:

25. *Wir sind es selbst, die euch trösten.*

Woanders rät er dem Hinterbliebenen, wie er sich in der neuen Situation abfinden soll. Er meint, dass man nicht nur auf die vergangenen Tage zurückblicken soll und weinen, dass sie nie wieder kommen, sondern dass man sich freuen soll, weil man sie überhaupt erleben konnte:

26. *Glückliche Jahre. Weine nicht, dass sie vorüber [sind]. Lächle, dass sie gewesen sind.*

Die nächste Grabinschrift kann als eine Antwort auf die Forderung des positiven Denkens betrachtet werden oder als das Einschalten eines neuen Dialogsteilnehmers, der zuerst verbittert den Tod beklagt, aber dann auch eine Hoffnung ausdrückt:

27. *Trennung ist unser Los, Wiedersehen unsere Zukunft.*

In einem Epitaph klagt der Verstorbene über die Ungerechtigkeit der Mitmenschen. Mit einem Gedicht mahnt er die Passanten, im Leben mehr Gefühle zu zeigen:

28. *Am Grabe streuen Menschen Blumen,
warum denn im Leben nicht.
Warum so sparsam mit der Liebe,
und warten bis das Auge bricht.
Den Toten freuen keine Blumen,
er fühlt im Grabe keinen Schmerz.
Wüird' man im Leben Liebe üben,
dann schlägt länger manches Herz.*

Die Bedeutung der Liebe wurde schon einige Male erwähnt, aber in dieser Domäne soll man ihr Vorkommen noch deutlicher betonen, denn:

29. *Die Liebe ist die Brücke über den Tod* und
30. *Es ist und bleibt Liebe.*

Die Liebe bildet auch die Hoffnung für das Weiterleben nach dem Tod:

31. *Die Liebe lebt weiter.*

Zusammenfassend soll man feststellen, dass der Vergleich der Todesbilder in den Lexikoneinträgen und den Grabinschriften ein neues Licht auf die Bedeutung des Lexems *Tod* brachte, indem seine Wörterbuchdefinitionen um wesentliche Aspekte ergänzt wurden. Man soll nämlich betonen, dass die Grabinschriften das Vorkommen nur einer Domäne (der des menschlichen Lebens) bestätigt haben. Aber auch sie wurde stark modifiziert. In den Epitaphen wird das Leben nicht als eine abgeschlossene Strecke sondern als eine endlose Gerade dargestellt. Die Modifizierung der Domäne wird dann in zwei weiteren erklärt, die sich in den Lexikoneinträgen nicht mal zeigen ließen: der Domäne Gottes und der Domäne der zwischenmenschlichen Beziehungen. Gott als Herr über Leben und Tod verleiht dem menschlichen Leben einen transzendentalen Sinn und gibt ihm die Hoffnung auf das Leben nach dem Tode, womit die Modifizierung der Domäne erlaubt wird. Die Grabinschriften stellten sich als nicht groß genug heraus, um für die anderen Domänen Platz zu schaffen. Sowohl „das Scheitern von etwas“ als auch die Personifizierung des Todes sowie die extremen Werte zeigten sich nicht genügend wichtig für die Verstorbenen und die Hinterbliebenen.

Zitierte Literatur

- AGRICOLA E., 1985, Wörter und Wendungen, Leipzig.
 ARIÉS P., 2009, Geschichte des Todes, München
 BETTEN L., 2003, Das Schicksal nennt keine Gründe. Grabsprüche auf Münchner Friedhöfen, München.
 BROCKARD H. / MÜLLER S. / WELSCH W., 1988, Philosophisches Wörterbuch, Freiburg.
 BÜNTING K.-D., 1996, Deutsches Wörterbuch, Chur.
 GAJIĆ H., 1982, Deutsches Wörterbuch, Köln.

- GÖTZ D. / HAENSCH G. / WELLMANN H., 1997, Langenscheidts Großwörterbuch Deutsch als Fremdsprache, Berlin/München.
- GUDEMANN W.-E., 1992, Das neue Taschenlexikon. Bd. 16, Gütersloh.
- HAUCK F. / SCHWINGE G., 2005, Theologisches Fach- und Fremdwörterbuch, Göttingen.
- KEMPCKE G., 1984, Handwörterbuch der deutschen Gegenwartssprache. Bd. II., Berlin.
- KEMPCKE G., 2000, Wörterbuch Deutsch als Fremdsprache, Berlin/New York.
- KOLB A. / FUGMANN J., 2008, Tod in Rom. Grabinschriften als Spiegel römischen Lebens, Mainz.
- LANGACKER R. W., 2005, Wykłady z gramatyki kognitywnej, Lublin.
- MÜLLER W., 1986, Duden. Sinn- und sachverwandte Wörter, Mannheim u.a.
- TAYLOR J. R., 2002, Cognitive Grammar, Oxford.
- TRZYNADLOWSKI J., 1977, Małe formy literackie, Wrocław.
- WAHRIG G., 1996, Deutsches Wörterbuch, Gütersloh.
- WAŃCZOWSKI M., 1993, Księga śmierci i żałoby, Opole.

Vorüberlegungen zu ex-zentrischen Koranübersetzungen

Einleitung

Folgender Text zum Esperanto-Koran ist erstes Glied einer Folge zu ex-zentrischen Übersetzungen und betrifft die Übersetzung(en) ins Esperanto. Es geht hier also um ex-zentrische Koranübersetzungen.¹ Im Zentrum unserer Überlegungen steht dabei die Wiedergabe des Namens des Profeten des Islam: Es wird also nur ein winziger Teil des Textes betrachtet², in diesem Sinne ist der Begriff „Vorüberlegungen“ zu verstehen.³

Zum Begriff „ex-zentrisch“

Eigentlich sind im Verständnis des heutigen Mehrheitsislam alle Übersetzungen des Korans ex-zentrisch, da im Zentrum des Islam nur der arabischsprachige Text⁴ stehen kann. Dies könnte eventuell nicht nur – wie in der muslimischen und außermuslimischen Öffentlichkeit im Vordergrund stehend – mit der „Schönheit“ der Sprache des Korans zu begründen sein, sondern ebenfalls damit, dass die Sicht auf den Koran natürlich auch eine ganz eminent (ver)rechtlich(t)e ist und damit mit dem Bestehen auf einem verbindlichen Text der Aspekt der Rechtssicherheit in den Blick kommen kann.⁵ Dass die Forderung nach dem/einem „arabischen Koran“ vielleicht nicht immer

¹ Ob es sich dabei um Übersetzungen handelt, möchten wir nicht diskutieren: Es handelt sich beim Esperantokoran um die Wiedergabe eines Textes in einer anderen Sprache; an Wortklaubereien darüber, wie man dies nennen möchte, gedenke ich, mich eventuell zu gegebener Zeit zu beteiligen, nicht aber hier und jetzt.

² Zur Mikroautopsie siehe unsere Vorüberlegungen und Darlegungen in Bauske 2009. Vorliegender Aufsatz ist so Teil eines work-in-progress.

³ Nach sich aus weiteren Vorüberlegungen ergebenden verschiedenen Übersetzungstraditionssträngen wären dann diese zusammenzufassen und könnten so eine komplexe(re) Betrachtung auf die und Erfassung der Tradition der Koranübersetzungen erlauben.

⁴ In der Variante des koranischen?, oder klassischen?, oder noch eines (noch) anderen? Arabisch.

⁵ Inwieweit – und wenn ja mit welcher Intensität im Vergleich zu anderen Gewichtigungen – der Aspekt der Rechtssicherheit für das Kanonische Recht im (römisch-)katholischen

so „radikal“ wie heute gesehen wurde, darauf deuten früheste Übersetzungen ins Persische und frühe Übersetzungen in Türk Sprachen (Saeed 2008). Könnte die Forderung in Q 26:195, der Koran solle **in deutlicher arabischer Sprache** (Koran 2001) verfasst sein, nicht einfach ‚klar und zur Sache‘ bedeuten, etwa der französischen idiomatischen Wendung „savoir parler français“ vergleichbar, die (auch) „wissen wie es (richtig) geht und nicht zimmerlich sein/hinlangen“ bedeutet? Wir allerdings scheiden für unsere folgenden Betrachtungen diese (heutige) muslimische (?) Sicht auf ex-zentrisch aus und gehen schon von nichtarabischen Koranen aus. Ex-zentrisch kann so jedoch immer noch zwei Aspekte bezeichnen: ‚ungewöhnlich‘, welchen wir – wie typografisch (vor) definiert – nicht ins Zentrum stellen wollen, und ‚am Rande des Interesses/Mainstreams stehend‘, den wir hier behandeln wollen.

1. Das Esperanto

Beim Esperanto handelt es sich um eine Plansprache, ja um die einzige Plansprache, die es „geschafft“ hat, eine relativ große Anzahl von Sprechern zu gewinnen, wobei die Schätzungen sehr stark schwanken⁶, da es keine offiziellen Statistiken gibt; auch dürfte die Sprecherzahl fluktuierend sein. Der Erfinder des Esperanto, Ludwik Lazar Zamenhof, wurde 1859 in Warschau geboren; er starb 1917. Die Veröffentlichung seiner „Lingvo internacia“ im Jahre 1887 ist die Geburtsstunde des Esperanto. Dieses „Ur-Esperanto“ bestand zu 60% aus romanisch basiertem, zu 30% aus germanisch basiertem und zu 10% aus slawisch basiertem Wortschatz. Esperanto enthält auch Wörter anderen Ursprungs – so *kaj*, ‚und‘, aus dem Griechischen –, diese sind jedoch statistisch vernachlässigbar.⁷

Das Bestehen einer real existierenden relativ großen Sprechergemeinschaft hat – neben dem (für eine Plansprache) „negativen“ Aspekt der „Vernatürlichung“ der Sprache (insbesondere im Wortschatz) – den außerordentlich positiven Effekt, dass diese vor den eventuellen „Geistesblitzen“ eines Einzelnen oder eines – tendenziell sektiererischen – Grüppchens sicher ist. Plansprachen, die auch als „Kunstsprachen“ oder „Welthilfssprachen“ bezeichnet werden, wurden von Menschen geschaffen (daher der Name „Kunstsprachen“), mit dem Ziel, eine einfach zu lernende und zu handhabende – da eben geplante – Sprache zur Kommunikation mit beliebigen Muttersprachlern (als **Hilfssprache auf der ganzen Welt** eben) zur Verfügung zu haben. Gegenüber

Bereich im Vorder-, Mittel-, Brennpunkt bei der Festlegung des Vulgatatexts als letztendlich gültigen Text steht/stand, können wir leider nicht einschätzen. Wir wären für Hinweise inhaltlicher und bibliografischer Art sehr dankbar.

⁶ Glück (2000) gibt als untere Grenze 0,5 Mio, also obere 8 Mio an!

⁷ Semitische Sprachen – um im avancierten Sprachdenken und -diskurs der Zeit der (sprachfamilienzentrierten) historischen Sprachwissenschaft zu bleiben – fehlen also quasi vollständig (also das in unserem Kontext interessierende Arabisch damit auch).

den als „natürliche Sprachen“ bezeichneten historischen Sprachen (Coseriu) haben Plansprachen den (Lern)vorteil, dass sie (ganz) regelmäßig⁸ sind, was durch die gemeinsame Verantwortung – das bewusste Agieren – der Sprechergemeinschaft (nicht: Sprachgemeinschaft) als Zustand perpetuiert wird/werden soll.⁹

⁸ Im Wortschatz ist diese Regelmäßigkeit, die sich ja im systematischen Aufbau äußern würde, nicht (mehr) gegeben, was allein schon daraus ersichtlich ist, dass sich die Menge der Wurzeln von 927 bei Zamenhof zur Zeit der Gründung auf 16 000 im Jahre 1970 erhöht hatte (Jarceva 1990). Das hängt sicher (auch) damit zusammen, dass der systematische Aufbau der Sprache durch Präfigierung und Suffigierung, sowie die Bildung von (Maxi) Komposita in den Sprachen der Welt keineswegs so „natürlich“ ist, wie es dem Begründer des Esperanto aufgrund seiner Sprachkenntnisse wohl erschienen haben mag.

⁹ Möglich war diese Regelmäßigkeit, die auf fehlender historischer Tiefe und die Abwesenheit einer durch diese bedingte komplexe Architektur beruht, durch eine creatio ex nihilo (allerdings nicht ohne Voraussetzungen, wohlgemerkt!, da ihre Strukturen sehr wohl auf den natürlicher Sprachen beruhen, allerdings bei Verabsolutierung der Systematizität der Sprache). Wir möchten anmerken, dass das Problem der semantischen Strukturierung des Wortschatzes dabei nicht in den Blickpunkt des Schöpfers und der Nutzer – aber anscheinend bisher auch nicht der Forscher – kam, was unseres Erachtens ein gravierendes Handicap für das Esperanto darstellt. Ebenso wenig wie auf einer weniger komplexen Ebene übrigens das Problem der unmarkierten Wortstellung bisher, soweit wir dies sehen, adäquat in den Blick der Forschung und der Nutzer gekommen ist: Der Aufsatz von Jansen (2005), der auf seiner von uns noch nicht eingesehenen – am Natürlichkeitsdiskurs ausgerichtete – Amsterdamer Dissertation beruht, ist methodisch ungenügend. Fragen der Wortstellung sind natürlich auch insofern von besonderem Interesse, als das Arabische eine – aus diesem Argumentationskontext heraus betrachtet – maximal „unnatürliche“ unmarkierte Wortstellung hat, die nach Angaben bei Jansen (2005) in seinem Esperanto-Korpus nur marginal vertreten ist. Dieses Problem ist im übrigen bisher auch noch nicht von den „muslimischen“ Koranübersetzungen, die uns bekannt sind, angegangen worden, die ja im Wortschatz(Semantik ?)bereich dazu neigen, eine „Problemlösung“ in der maximalen Imitation des arabischen Textes zu sehen, was sich konkret in der Verwendung arabischer Fremdwörter manifestiert. Wir gedenken auf diesen Problembereich in Zukunft ausführlicher zurückzukommen. Dass die Tatsache, dass es inzwischen sehr wohl – wenn auch wenige – Muttersprachlicher des Esperanto gibt, für dieses eigentlich das größte Problem darstellt, erwähnen wir nur der Vollständigkeit halber: Denn für diese gilt, dass sie per definitionem ein Sprachgefühl – und nicht mehr ein Sprechergefühl – haben und so die creatio ex nihilo, die ja durch jede Sprachwerdung eines „neuen Sprechers“ des Esperanto als Reproduktion des Sprachschöpfungsprozesses quasi verewigt wurde, nicht mehr als der große Leveller eintreten kann/eintritt. Auch zu diesem Phänomen gibt es unseres Wissens keine Forschung, insbesondere eben zu der Frage, ob – und wie! – sich Wortbildung und Satzstellung, aber noch mehr die Organisation der semantischen Felder, bei diesen Muttersprachlern von denen der Nichtmuttersprachler unterscheidet. Die Felder letzterer müssten natürlich auch unbedingt kontrastiv zu den Feldern ihrer jeweiligen Muttersprachen untersucht werden; die der Esperanto-Muttersprachler aber kontrastiv zu den „Umweltsprachen“ (siehe zu deren Einfluss: Bourkina 2007 –im fonetischen Bereich), in deren Milieu sie aufgewachsen sind, und zu denen von Esperanto-Muttersprachlern anderer „natürliche Sprache“n-Hintergründe.

2. Ein potentielles Problem mit Esperanto für religiöse Texte

Im Gegensatz zu dem heute akzeptierten Image des Esperanto als weltanschaulich neutrales (Sprach)„tool“ schuf sein Schöpfer, Ludwik Zamenhof, der es ja als Weg zur Völkerverbrüderung verstand, parallel und seiner Absicht nach gleichberechtigt und ergänzend eine „Menschheitsreligion“, da er beide Elemente – Sprache und Religion – durch sein gelebtes Umfeld, ein „multikulturelles“ „Schtetl“ Russisch-Polens vor dem Ersten Weltkrieg, als **die** entscheidenden Elemente des – seiner Meinung nach – aus Missverstehen heraus entstehenden Hasses der Menschen aufeinander ansah.

Dieser von ihm zunächst „Hilelismo“ (nach „Hillel“ – das Esperanto kennt keine Doppelkonsonanzen – dem Namen eines nichtorthodoxen jüdischen Rechtsgelehrten, der um Christi Geburt lebte), dann „Homaranismo“ (von Esperanto „homo“ ‚Mensch‘)¹⁰ genannte „Menschheitsreligion“ war kein Erfolg beschieden und verschwand aus der Esperantobewegung.¹¹ Die heutige Esperantobewegung hat viele Interessengruppen, darunter inzwischen auch solche – fast – aller Weltreligionen.¹² Die eventuellen Aktivitäten des seit Mitte der 1990er Jahre bestehenden Esperanto-Weltbundes des Islam (UIEA)¹³ im Übersetzungsbereich haben wir hier nicht berücksichtigt¹⁴ und können so (eine) dort eventuell propagierte – „muslimische“ – „Alternativ“-Übersetzung/en“ in unsere vorliegenden Überlegungen nicht eingehen. Die „Bahaa (das Adjektiv zu *Baha'i* auf Esperanto) Esperanto-Ligo“ (BEL), deren – ursprünglich (?) reformislamische (?) – Religion mit dem Ziel einer internationalen Sprache und einer Weltreligion sich vom Interessenansatz her gut mit dem Esperanto der Anfänge

¹⁰ Ein Ableitung unter doppelter Suffigierung *hom-* (das Substantivierungs-*<o>* fällt weg) + *-ar-* (*insieme di cose o esseri viventi formanti un tutto*) + *-an-* (*adepto di una dottrina*) [beide nach Broccatelli 2004] + *-o* (Substantivierung), also etwa „Menschheitler“.

¹¹ Die „Hauptnutzer“ des Esperanto zu dessen Hochzeit zwischen den beiden Weltkriegen waren die Arbeiteresperantisten, die ganz andere – teils genau entgegengesetzte – Interessen hatten: Sie verwendeten das Esperanto in den damals durchaus nicht bedeutungslosen Organisationen der militanten atheistischen Propaganda – siehe dazu Centra konsilantaro (1931) und Ninov (1930) –, die bei weitem nicht nur in der Sowjetunion existierten und aktiv waren. Aber auch die sogenannten neutralen, die „bürgerlichen“ Esperantisten waren nicht am Hillelismus interessiert. Eine rückblickend-einschätzende Gesamtschau gibt Blanke 2006. Der hilelismo ist allerdings in der 2001 gegründeten „Hilelisma Esperanto-Komunemo“ (HEK = Hillelistische Esperanto-Gemeinschaft) wiedererweckt worden.

¹² Die römischen Katholiken, eine der großen (Kirchen)gruppen der westlichen Christenheit, waren von diesen mit der „Internacia Katolika Unuigo Esperantista“ (IKUE) die ersten. Christlich-orthodoxe Esperantoaktivitäten vor dem Realsozialismus (für das voroktoberliche Russland ist aber mangelhafte Quellenaufbereitung möglich) sind uns nicht, in der Gegenwart zur Zeit nur aus Bulgarien bekannt.

¹³ Muslimische Esperantisten dürften eine eher kleine Minderheit sein, wie übrigens auch – dazu korrespondierend, aber wohlgermerkt nicht identisch! – arabische Muttersprachler.

¹⁴ Wir gedenken allerdings auf diese esperantointerne Gruppierung in Kürze im Rahmen des uns interessierenden Themas einzugehen.

verbindet – die vom „offiziellen Isalm“ allerdings als ketzerisch angesehen wird –, gibt es schon seit 1973.

3. Ausgewählte Aspekte des Esperanto-Korans

Der Esperanto-Koran wurde zwar offensichtlich von einem Nichtmuslim übersetzt, erhielt aber muslimischerseits eine gewisse „Absegnung“ durch ein ausführliches Vorwort (auf den Seiten VII-XIV) von Zafrulla Khan, dem neben vielen politischen Positionen auch große religiöse Meriten zugeschrieben werden. Das Vorwort verfasste er als Richter am Internationalen Gerichtshof in Den Haag, nicht weit von Rotterdam, wo sich der Sitz der sich als Esperanto-Dachorganisation verstehenden „Universala Esperanto-Asocio“ (UEA) befindet. Die esperantistisch-esperantologische „Absegnung“ erhält unser Koran durch ein Vorwort des Präsidenten der UEA, Ivo Lapenna (auf Seite V), der ihn in ein UNESCO-Projekt der 50er/60er Jahre zum besseren gegenseitigen Verständnis von Orient und Westen durch die Übersetzung von Hauptwerken der jeweiligen Kulturen einordnet.

3.1. Der Name des Profeten des Islam

Neben dem Namen des Profeten des Islam¹⁵ kommen auch Profetennamen¹⁶ aus der Bibel und andere Profeten unklarer/unbekannter Herkunft im Koran vor.

3.1.1. Der Name des Profeten des Islam im Kontext der anderen Profetennamen

Die Form des Namens des Profeten muss also im Kontext der anderen Profetennamen und der Fremdwörter beziehungsweise „religiösen Fachbegriffe (des Islam)“ gesehen werden.

Im Inhaltsverzeichnis (S. 1/2) werden im Esperanto-Koran nur transkribierte – nicht transliterierte!¹⁷ – arabische Formen ohne Artikel verwendet; es findet also

¹⁵ *Mhmd* kommt viermal im Koran vor, nämlich in Q 3:144/138 [in Nobla Korano 1970 Vers 145], in Q 33:40, in Q 47:2 (welche Sure auch den Namen des Profeten trägt [dieser {traditionell gegebene} Name ist allerdings nicht Teil des kanonischen Korantextes; so können Suren auch mehrere Namen haben], eine Tatsache, die im Folgenden von Belang sein wird) und in Q 48:29.

¹⁶ Wobei der Koran alle Protagonisten, die in der Bibel zu verschiedenen „Kategorien“ gehören können, zu den Profeten rechnet.

¹⁷ Eine Transliteration von Wörtern aus Fremdsprachen, die Laute enthalten, die es im Esperanto nicht gibt, ist aufgrund des Grundkonsenses, der das Esperanto seit seiner Erfindung stabil und am Leben gehalten hat und expandieren ließ, eigentlich unmöglich (die Längenangaben durch Zirkonflexe bei den arabischen Wörtern sind so eine – aus der Systematizität des Esperanto heraus eigentlich nur als grafisch verstehbare – Notlösung.

Genau wie die Morfologie wurde das Foneminventar vom Begründer festgelegt und

keinerlei „Verbiblichung“ der in beiden Heiligen Schriften vorkommenden Eigennamen statt. Anders dagegen im folgenden Text. Während in den Sureüberschriften die arabischen Namensformen fett und in größeren Lettern gesetzt sind, wird in Klammern – nichtfett und in kleineren Lettern – dahinter die „biblische“ Namensform¹⁸ gesetzt, die dann im laufenden Surentext – der, wie oben ausgeführt, allein kanonisch ist – alleinig vorkommt. In der laufenden Kopfzeile kommt allerdings – weiterhin fett – nur die arabische Form vor, die ganz offensichtlich als (Eigen)namen behandelt wird.¹⁹

Surenamen, in denen von Profeten (= allen Protagonisten) die Rede ist, die auch biblische „Entsprechungen“ haben, werden natürlich ganz nach dem oben Prinzip behandelt. Als Beispiel mögen die 10. Sure *C[^]apitro* (**Júnus** [Jona; so z. B. auch Vers 99]); die 12. Sure (**Júsuf** [Jozef; so z. B. auch Vers 5]) und die 14. Sure (**Ibráhím** [Abraham; so z. B. auch Vers 36]) dienen (zu den Zirkonflexen auch im Folgenden; Surennummerierung nach Nobla Korano 1970). Namen von Profeten, die keine direkten biblischen „Entsprechungen“ haben, denen aber in der Tradition – teilweise verschiedene, wie unserem Beispiel – biblische „Entsprechungen“ zugeordnet werden, wird einer zugeordnet. Als Beispiel möge hier Q 21:86 (!) dienen: Dort folgt auf *Zul-Kifl* in Klammern *Jeh[^]kezkelon* – laut Ambros „Entsprechung“ von Jesaja; wieviel verschiedene Zuordnungen möglich sind, zeigt hier zum Beispiel ein Blick in den maltesischen Koran (Il-Qur`án 2002), der auf Seite 397 in der Fußnote 1 folgende möglichen Entsprechungen aufgeführt: Elia, Josua, Zacharia, Jesaja, Hesekiel und Obadia.

dann seine Unveränderlichkeit als Dogma von der Sprechergemeinschaft akzeptiert (trotz der Kritik am *h[^]*, dem deutschen <ch> entsprechend, das für die Sprecher vieler Sprachen der Welt doch ziemlich schwer auszusprechen ist und auch keine sehr hohe Frequenz im Esperanto hat [aber natürlich in Hauptreferenzsprachen Zamenhofs, nämlich Polnisch, Jiddisch, Russisch und Deutsch, gängig ist]). Aus der Perspektive der Fonologie ist auch die „Romanisch-Fixiertheit“ des Esperanto zu relativieren, da neben dem *h[^]* ja auch das *h* – und durchaus nicht nur als Grafem, da es nicht ausgesprochene Buchstaben oder aber Grafemkombinationen wegen der angestrebten Eineindeutigkeit im Esperanto nicht gibt – präsent ist. Für die Vokale gilt im Gegenteil dazu als Norm grob die Aussprache einer romanischen – „idealtypisch“ verstandenen – „Leitsprache“, die des Italienischen: Das 2004 bei Zanichelli in Bologna erschienene *Esperanto*-Wörterbuch (Brocatelli 2004) führt dann auch aus, dass *Le vocali ... si pronunciano come in italiano* (wogegen dort für das <h> auf das Deutsche und Englische, für das <h[^]> dagegen auf das Deutsche und Spanische [interessanterweise jeweils in dieser Reihenfolge!] verwiesen wird). Vergleiche zu der Aussprache im übrigen die interessante Untersuchung von Bourkina 2007.

¹⁸ Auf deren „Form“ gehen wir hier nicht ein, gedenken aber in Kürze darauf zurückzukommen.

¹⁹ Dies ist unter typografischen Gesichtspunkten problematisch, das es um – oft „willkürlich“ (?; allerdings immer im Surentext materiell präsent) entstandene – konventionelle Bezeichnungen handelt, von denen es zudem – und das wäre das Hauptgegenargument – teilweise noch mehrere für eine Sure gibt.

3.1.2. Spezifisch zum Namen des Profeten des Islam

Mhmd wird in der Surenbezeichnung (Sure *C^apitro* 47) als *Muhammad* (zur Doppelkonsonanz auch im Folgenden) wiedergegeben, worauf in Klammern *Mahometo* folgt, das auch an allen Stellen im Korantext selbst, an denen der Name des Profeten des Islam vorkommt (siehe für die Stellen oben), verwendet wird. *Mahometo* ist die – nur leicht – esperantisierte Form der durch die Vokalinversion gekennzeichneten mittelalterlichen – christlichen (?)²⁰ – europäischen Bezeichnung für den Profeten des Islam. Das Esperantospezifische dieser Form dürfte in der Verbindung der Substantivendung *-o* mit der Aussprache des *-h-* liegen, da Formen mit dieser Endung sonst nur in den Romanischen Sprachen vorkommen, wo das <h> allerdings stumm ist.²¹ Zum Zeitpunkt des Erscheinens des Esperanto-Korans war diese Form international schon anachronistisch und erklärt sich wohl aus der italienischen Muttersprache des Übersetzers (in der das verstummte <h> – im Gegensatz zu anderen romanischen Sprachen – allerdings auch nicht mehr geschrieben wird). Wir werden auf die im Esperanto exklusiv für Substantivität stehende *-o*-Endung unten bei den „anderen Namen“ und beim Gottesnamen zurückkommen.

3.2. Andere Namen

Wir hatten gesehen, dass im Inhaltsverzeichnis die Bezeichnungen der Suren mit ihren arabischen Namen wiedergegeben werden. Dabei wird der im Gegensatz zum Arabischen kleinere Konsonantenbestand des Esperanto nur durch im koranischen/klassischen Arabisch als Konsonant funktionierenden Stimmlippenverschluss ergänzt, für den die übliche Transkription/Transliteration verwendet wird: (‘). Dies bleibt (fast) im Rahmen der „Ethik“ der Esperantonutzer, keine neuen Laute einzuführen: der Stimmlippenverschluss dürfte in den realen sprachlichen Äußerungen vieler Esperantosprecher sowieso vorhanden sein (auf fonetischer Ebene), wenn auch – wie in den europäischen Sprachen üblich – nicht reflektiert als Konsonant (auf fonemischer Ebene). Doppelkonsonanz jedoch, wie bei *Muhammad*, ist, außer in der Silbenfuge bei zusammengesetzten Wörtern, im Esperanto nicht vorgesehen²², im Arabischen jedoch gängig, und in vielen Fällen auch morfo-semantisch relevant; dasselbe gilt für die Vokallänge markierenden Zirkonflexe. Die eindeutige und ausnahmslose Markierung der Adjektivität durch *-a* im Esperanto müsste dessen Erhalt bei den arabischen Femina auf *-a* eigentlich unmöglich machen; dies ist jedoch nicht der Fall.²³ An dieses

²⁰ Siehe dazu Überlegungsansätze in Bauske (im Druck).

²¹ Dem Polnischen hingegen, das ebenfalls diese traditionelle Vokalinversion hat, fehlt die Endung *-o*, wohingegen das *h* ausgesprochen wird. Vgl. Bauske (im Druck).

²² Siehe das „Zamenhof-Wort“ *hilelismo*, das von dem Namen des Propheten Hillel – der sich mit zwei <l> schreibt! – abgeleitet ist.

²³ So im Vorwort des Übersetzers auf Seite XV für *Ka’ba*, *Kibla* (allerdings unter „esperantowidriger“ Schreibung des Stimmlippenverschlusses im ersten, unter Angleichung von *q* an

<a> wird dann – wie für Substantive (und Adjektive [!]) erforderlich – das Akkusativ-*n* angehängt (Q 5:98).

Warum eine esperantokonforme Lösung aus Sicht des Islam nicht möglich sein sollte, ist uns unklar (noch mehr allerdings, warum diese Lösung vom Esperanto her unmöglich sein sollte). So bleibt uns nur, die Inkonsequenz festzustellen, da ja insbesondere auch der große Bereich der Emfase nicht kennzeichnet wird.²⁴

3.3. Die Bezeichnung für „Gott“

Auch *Allah* – offensichtlich als Gottesname aufgefasst – fehlt die eigentlich erforderliche Substantivendung. Dies ist in diesem Falle umso erstaunlicher, als im Akkusativ die Endung -*n* obligatorisch ist und deshalb in diesem Fall, um das <n> anhängen zu können, das <o> erscheint, die Gottesbezeichnung im Akkusativ also systemkonform *Allahon* lautet. Dass die Bezeichnung für Gott überhaupt mit *Allah* wiedergegeben wird, ist vom Entstehungskontext des Esperanto her eigentlich nicht einzusehen, zumal wir ja oben gesehen haben, dass mit dem „Uresperanto“ Zamenhofs die Idee der „Menschheitsreligion“ verschmolzen war, also auch dem Esperantowort für Gott, *Dio* eingeprägt war, das zudem als „Zamenhofwort“ zum „sakrosankten“ Grundbestand der Sprache gehört. Selbstverständlich ist auch bei *Allah* die Doppelkonsonanz „esperantowidrig“. Eine Einfachkonsonanz wäre in diesem Fall jedoch vermutlich auch aus theologischen Gründen problematisch, da sie zu sehr an vor[nicht-]islamische arabische Götternamen erinnern könnte.

3.4. Die Namensform für „Koran“²⁵

Die Eigenbezeichnung ist in unserer Übersetzung *Korano*, wobei das im Arabischen obligatorische, qualifizierende Adjektiv *karim* mit *nobla* wiedergegeben wird. Bei diesem Wort fällt der Ersatz von *q* durch *k* kaum auf, da man das <k> für die Zeit des Erscheinens unserer Übersetzung auch als Internationalismus deuten kann.

k im zweiten Fall) und *Umra*.

²⁴ Unsere Vermutung geht allerdings dahin, dass die Unmöglichkeit der Aussprache dieser Laute für den Übersetzer so „evident“ war, dass er deren Markierung schlichtweg nicht in Betracht gezogen hat (worauf die Markierung von Länge und – insbesondere – Stimmlippenverschluss, bei gleichzeitigem Ersatz von *q* durch *k*, hindeutet). Andererseits sind typografische Überlegungen nicht ganz auszuschließen, da die Markierung der Emfase eine Unterpunktierung erfordert hätte.

²⁵ Wir gehen also nicht auf die Frage ein, ob man für *Koran* nicht aus dem „Wurzelmaterial“ des Esperanto ein neues Wort bilden könnte; dies kam in den Siebzigern dem Übersetzer wohl gar (nicht) mehr in den Sinn (dies ist allerdings auch für die Bibel – oder für andere heilige Schriften (soweit uns bekannt) – versucht worden.

Zitierte Literatur

- BAUSKE B. G., 2009, Erste kurzgefasste Vorüberlegungen zur vergleichenden Betrachtung von Koranübersetzungen (Untersuchungsansatz: Sprachwissenschaft), in: Bartoszewicz I./ Dalmas M./Szczek J./Tworek A. (Hg.), *Germanistische Linguistik extra muros - Aufgaben*, Wrocław/Dresden, S. 97-105.
- BAUSKE B. G., (im Druck), Von a/o über o/a zu u/a? Erste Überlegungen zur Form des Namens des Profeten des Islam in Koranübersetzungen in europäische Sprachen mit lateinischem Alphabet und aus den drei großen Sprachfamilien des Kontinents, die weit dem Mittelalter in diesem verschriftet sind: Zur mikrostrukturellen Untersuchung von Koranübersetzungen.
- BLANKE D., 2006, Esperanto und Atheismus, in: *Humanismus aktuell* 10/19, S. 73-82.
- BROCCATELLI U., 2004, *Esperanto. Dizionario Esperanto Italiano Italiano Esperanto*, Bologna.
- BOURKINA O., 2007, Soziolinguistische Parameter der modernen Normaussprache im Esperanto, in: Blanke D. (Hg.), *Esperanto heute. Wie aus einem Projekt eine Sprache wurde. Beiträge der 16. Jahrestagung der Gesellschaft für Interlinguistik e. V., 1.-3. Dezember 2006 in Berlin*, Berlin, S. 78-84.
- Centra konsilantaro de unio de militantaj ateistoj en USSR, 1931, *Unio de militantaj ateistoj kaj g[^]ia laboro*, Moskva/Leningrad.
- GLÜCK H. (Hg.), 2000 (1993), *Metzler Lexikon Sprache* (2., überarbeitete und erweiterte Auflage), Stuttgart/Weimar.
- JANSEN W., 2005, Wortstellungsmodelle im ursprünglichen und im heutigen Esperanto – Zeugen einer natürlichen Entwicklung der Syntax?, in: Blanke D. (Hg.), *Internationale Plansprachen – Entwicklung und Vergleich. Beiträge der 14. Jahrestagung der Gesellschaft für Interlinguistik e. V., 5.-7. November 2004 in Berlin*, Berlin, S. 15-26.
- JARCEVA V. N., 1990, *Lingvistiĉeskij enciklopediĉeskij slovar'*, Moskva.
- Koran, 2001 (1987), 3., durchgesehene Auflage (übers. v. Khoury A.T), Gütersloh.
- NINOV J., 1930, *Bezbožniki i meždunarodnaja svjaz' na esperanto*, Moskva.
- Nobla Korano, 1970, 2. Auflage (übers. v. Chiussi I.), Kopenhagen.
- Il-Qur'an (übers. v. P. Edmund Teuma E.), 2002 (?), La Valletta (?).
- SAEED A., 2008, *The Qur'an. An Introduction*, London/New York.

ISBN 978-83-7432-684-1



9 788374 326841

ISBN 978-3-86276-031-2



9 783862 760312